



Stephan Beetz (Hrsg.)

Jugend und Partizipation

**Ergebnisse eines studentischen Forschungs-
projektes im großstädtischen und ländlichen
Raum**

Forschungsberichte
Fakultät Soziale Arbeit
Nr. 2
Februar 2011

Stephan Beetz (Herausgeber)

unter Mitarbeit von Sarah Rodriguez Abello und Paul-Christian List

Forschungsbericht

Jugend und Partizipation.

Ergebnisse eines studentischen Forschungsprojektes im großstädtischen und ländlichen Raum.

1. Einleitung	1
2. Jugend und Partizipation - theoretische Zugänge (Stephan Beetz)	4
2.1 Begriff der Partizipation	4
2.2 Besonderheiten der Partizipation von Jugendlichen	7
2.3 Partizipationsforschung und Partizipationsbereiche	10
2.3.1 Politische Partizipationsforschung	10
2.3.2 Partizipation in der Schule	12
2.3.3 Partizipation in der Jugendarbeit und Jugendhilfe	14
2.3.4 Jugendpartizipation auf kommunaler Ebene	16
2.3.5 Partizipation und bürgerschaftliches Engagement	21
2.4 Partizipation von benachteiligten Jugendlichen	22
2.4.1 Partizipation von sozioökonomisch benachteiligten Jugendlichen	22
2.4.2 Partizipation Jugendlicher mit körperlicher Behinderung	24
2.4.3 Partizipation von Jugendlichen mit Migrationshintergrund	25
2.5 Partizipation und Sozialraum	26
2.6 Fazit	28
3. Beschreibung ländlicher und großstädtischer Sozialräume	30
3.1 Methodisches Vorgehen	30
3.2 Sozialraum Roßwein (Sarah Anna Rodríguez Abello und Samuel Kirrbach)	32
3.2.1 Entwicklung der Stadt Roßwein	32
3.2.2 Der Sozialraum Roßwein im Überblick	34
3.2.3 Soziale und demographische Situation	35
3.2.4 Lebensqualität in Roßwein	37
3.2.5 Exkurs: Roßwein im Ausnahmezustand	41
3.2.6 Fotoanalyse mit zwei weiblichen Jugendlichen in Roßwein	44
3.3 Sozialraum Reitbahnviertel (Stefanie Pech und Peggy Beyer)	55
3.3.1 Geschichtlicher Abriss	55
3.3.2 Aufbau des Sozialraumes	57
3.3.3 Soziale und demographische Struktur des Reitbahnviertels	60
3.3.4 Lebensqualität im Reitbahnviertel	62
3.3.5 Fotoprojekt mit Jugendlichen	63
Gruppe 1	64
Gruppe 2	67
3.4 Vergleich der Sozialraumanalysen Roßwein und Reitbahnviertel	71

4. Jugendpolitik (Ellen Geißler, Alina Sewko, Diana Westpfahl, Daniel Böttcher)	75
4.1 Methodisches Vorgehen	75
4.2 Situation der Jugendarbeit in den untersuchten Sozialräumen	76
4.2.1 Chemnitz	76
4.2.2 Landkreis Mittelsachsen	78
4.3 Jugendliche und Kommunalpolitiker	81
4.3.1 Das Dorf	81
4.3.2 Die Kleinstadt	84
4.3.3 Die Großstadt	86
4.4 Partizipation von Jugendlichen aus Sicht der Träger der Jugendarbeit	88
4.5 Zusammenfassung	92
5. Partizipation in Jugendgruppen (Matthias Große, Paul-Christian List, Susan Lohse, Martina Lück, Maria Törpe, Tino Ullmann)	95
5.1 Methodische Herangehensweise	95
5.2 Jugendgruppen im ländlichen Raum	96
5.2.1 Informeller Treffpunkt Pavillon	96
5.2.2 Formeller Treffpunkt im ländlichen Raum – Jugendhaus	102
5.2.3 Formeller Treffpunkt Mittelschule	107
5.3 Jugendgruppen im städtischen Raum	119
5.3.1 Informeller Treffpunkt Halfpipe	119
5.3.2 Formeller Treffpunkt Jugendkirche St. Johannis	122
5.4 Fazit	125
6. Partizipation von Jugendlichen in benachteiligenden Lebenslagen (Sandra Böttcher, Pia Jänich-Bäßler, Kristin Kimmer, Susan Lohse, Melanie Placke)	129
6.1 Methodisches Vorgehen	129
6.2 Jugendliche mit körperlicher Behinderung im ländlichen Raum Mittelsachsens	132
6.2.1 Selbstständigkeit und Behinderung an einem Fallbeispiel	133
6.2.2 Behinderung und sozialräumliche Bedingungen	138
6.3 Jugendliche mit körperlicher Behinderung im städtischen Raum – Chemnitz	141
6.3.1 Selbstständigkeit und Selbstbestimmung	141
6.3.2 Soziales Netzwerk - Familie und Freunde	146
6.3.3 Beweglichkeit, Körperlichkeit und Behinderung	150
6.4 Jugendliche Migranten	153
6.5 Zusammenfassung und Reflexion	158
7. Schlussfolgerungen für die Kommunale Politik und die Jugendarbeit	161
Literaturverzeichnis	168

1. EINLEITUNG

Jugend scheint in Sachsen zu einem flüchtigen Gut geworden zu sein. Jugendliche gehen ihren Weg. Dieser ist heute für den Einzelnen vielleicht weniger vorgegeben als vor 20 Jahren, aber die allgemeine Richtung bleibt wohl die gleiche wie seit einigen Generationen: Erwachsen zu werden, die erste Sprosse einer Karriereleiter erklimmen oder zumindest den Sprung ins Geldverdienen zu schaffen, um nämlich selbstständig zu werden. Teilweise erwächst der Eindruck, Umwege führten dabei nicht zum Ziel, sondern ins Labyrinth (Beetz 2009a). Die Jugendphase verflüchtigt sich im frühen Ernst des Lebens: Das heißt keine Experimente. Doch was nützt der gut geeichte soziale Kompass, wenn die Wege in der Gesellschaft verstopft sind. Er fängt an zu kreiseln oder sich ‚einzuwesten‘. Viele Jugendliche traten in den letzten 15 Jahren aus Sachsen den Weg nach München, Stuttgart oder Nürnberg an. Trotz Rückkehraktionen sind die allermeisten von ihnen ‚sachsenflüchtig‘. Nun scheint der Wind sich zu drehen, denn Fachkräftemangel heißt das Tiefdruckgebiet in Sachsen. Wird sich dadurch Vieles ändern? Wir wissen es nicht. Trotz vieler Umfragen ist das Wissen über die Jugendlichen widersprüchlicher als es die markigen – und wiederum flüchtigen – Etikettierungen von Jugend (-Generationen) erwarten ließen.

Die Frage ist also berechtigt, was ein achtmonatiges Studienprojekt ‚Jugend und Partizipation‘ in diesem Zusammenhang leisten kann. Wir gingen davon aus, dass Jugend nicht nur einen mehr oder weniger gelungenen Übergang in die gesellschaftlichen Funktionssysteme der Arbeit (Produktion) und Familie (Reproduktion) darstellt, sondern dass Jugendliche sich mit ihren Chancen auseinandersetzen und Veränderungen wollen. Partizipation ist für uns eine Form von Teilhabe, bei der die eigenen Bedürfnisse und Wünsche artikuliert und umgesetzt werden können. Einige der Studierenden im 5. Semester des Bachelorstudiums der Sozialen Arbeit waren von diesen Fragen biographisch nicht weit weg, viele waren ihnen aus beruflichem Interesse sehr nahe.

Die politische Auseinandersetzung um die Lebensbedingungen und -bedürfnisse von Jugendlichen erliegt starken konjunkturellen Schwankungen. Walter Hornstein (2009) meint, dass sich das Jugendbild in der bundesdeutschen Gesellschaft verschoben hat, sodass die gesellschaftliche Zukunft gegenwärtig nicht (mehr) mit der Jugend und dem Generationentransfer assoziiert wird, sondern eher mit allgemeinen Vorstellungen von technologischer und wirtschaftlicher Entwicklung in Verbindung gebracht wird. Davon sei besonders die Jugendarbeit negativ betroffen, währenddessen die Bildungsarbeit davon durchaus profitieren könne. Ist es denn möglich, Jugendlichen wegen ihrer Interessen partizipieren zu lassen oder nur weil sie als Fachkräfte benötigt werden?

Dass Jugend als eigenständige Lebensphase aus dem Blick gerät, heißt nicht, dass es kein punktuell Interesse an Jugend, ihren Einstellungen und (exotischen) subkulturellen Aktivitäten gäbe. Es wird dabei zwar über Jugendliche, aber kaum über die Besonderheiten der Jugend gesprochen. Hurrelmann (2001) betont, dass grundlegende gesellschaftliche Verständigungen – z.B. über den Gesellschaftsvertrag – verlangen, dass Jugendliche als Träger zukünftiger Entwicklungen einbezogen werden. Sie seien „Seismographen“ für gesellschaftliche Entwicklungen, sodass die politischen Eliten gut beraten seien, sich auf die Meinungen und Interessen von Jugendlichen einzulassen. Bei durchaus unterschiedlichen Ausgangslagen ist beiden Stimmen gemeinsam, dass die Partizipation von Jugendlichen nicht als gnädige Offerte, sondern unabdingbare Voraussetzung für die Entwicklung der Gesellschaft angesehen wird.

Welche Folgen hat diese Perspektive für Wahrnehmung von Lebensbedürfnissen und -bedingungen von Jugendlichen? Die Lebensphase Jugend ist u.a. dadurch geprägt, dass Jugendliche in der Regel über den Ort, an dem sie leben, nicht selbst entscheiden können. Sie sind in der Phase der Sozialisation an bestimmte soziale Kontexte (Familie, Schule, Heime, Jugendfreizeiteinrichtungen o.ä.) und damit Orte gebunden. Wir könnten daraus schlussfolgern, dass diese Abhängigkeit zu einer intensiven Auseinandersetzung mit ihrer Umwelt führen müsste. Gerade weil die soziale Umwelt in vielen Bereichen einfach gegeben ist, dient sie in besonderer Weise der Reibung und als Experimentierraum der Identitätsentwicklung. Im folgenden Kapitel 2 wird deshalb nicht nur der Partizipationsbegriff geklärt, sondern vor allem diskutiert, wie und ob Jugendliche in den gegebenen Sozialisationsbereichen ihre Bedürfnisse und Interessen einbringen können.

Um all diese Fragen wenigstens annähernd behandeln zu können, haben wir uns entschieden, sie möglichst konkret mit Jugendlichen, vor allem Jugendcliquen zu besprechen. Das hieß für uns zweierlei: Zum einen wollten wir vor allem mit Jugendlichen an den Orten sprechen, an denen sie sich treffen. Wir wollten damit ihnen den Platzvorteil geben, d.h. wir verknüpften damit die Erwartung, dass wir ihren lebensweltlichen Hintergrund erfahren. Wie dann zu lesen ist, spielt der Charakter des Ortes jeweils eine große Rolle beim Verlauf der Interviews. Zum anderen wollten wir wissen, wie sich die Jugendlichen an ihren Orten positionieren, welches Verhältnis sie zu ihnen entwickelt haben. Das hatte zur Folge, dass wir uns vor allem auf die Partizipation im lokalen Nahraum der Jugendlichen beschränkten. Für uns war also nicht so wichtig, wie sie die Beteiligungsmöglichkeiten im Freistaat oder auf Bundesebene einschätzen, sondern welche Erfahrungen sie vor Ort machen.

Im Rahmen einer sozialräumlich orientierten Vorgehensweise, setzen wir uns zum Ziel, ländliche und städtische Orte vergleichend zu betrachten. Wir wählten dazu die Großstadt Chemnitz, insbesondere das zentrumsnahe Reitbahnviertel, und den Landkreis Mittelsachsen, vor allem Roßwein und die umliegenden Dörfer aus. Im Kapitel 3 wird deshalb neben der Beschreibung der Sozialräume entlang

einer ‚Fotostrecke‘ analysiert, wie Jugendliche ihren Sozialraum sehen bzw. nutzen und dessen Entwicklung einschätzen.

Wir nahmen an, dass der Begriff der Partizipation für Jugendliche sehr abstrakt ist. Es fiel uns selbst schwer, das Wort zu fassen und für uns handhabbar zu machen. Indem wir mit Jugendlichen konkret an bestimmten Orten über ihre Bedürfnisse und die Möglichkeit von Umsetzungen sprachen, suchten wir einen Zugang zu ihrem Partizipationsverständnis und zu ihren Partizipationserfahrungen zu erreichen. Wir versuchten herauszubekommen, warum hier häufig Desinteresse oder negative Erfahrungen sichtbar wurden. Davon handelt vor allem das Kapitel 5, in dem wir insgesamt sechs Jugendcliquen vorstellen. Weil dies nicht allein aus der Perspektive der Jugendlichen möglich war, befragten wir ebenfalls Kommunalpolitiker und Sozialarbeiter dazu, welche Möglichkeiten der Partizipation sie für Jugendliche sehen und welche Erfahrungen sie damit machen. Das daraus entstandene Mosaik wird in Kapitel 4 dargestellt. Gerade weil sie in der Forschung zu Jugend und Partizipation fast gar nicht vorkommen, legten wir ein besonderes Augenmerk auf Jugendliche mit Benachteiligungen. Wir interviewten dazu Jugendliche mit körperlichen Behinderungen und mit Migrationserfahrungen. Ihre besondere Perspektive wird in Kapitel 6 deutlich.

Ein solch komplexes Vorgehen in kurzer Zeit und mit begrenzten Ressourcen lässt natürlich immer wieder die Frage entstehen: Und wie weiter? Was heißt denn das? Es ging uns in erster Linie darum, Zugänge zu entwickeln und auszuprobieren, wie wir die Partizipationserfahrungen und das Partizipationsverständnis von Jugendlichen besser verstehen können. Entsprechend sind die Schlussfolgerungen in Kapitel 7 keine abschließenden Ergebnisse, sondern ein Beitrag zur weiteren Diskussion, der in diesem Sinne auch provokativ sein kann. Wir sehen uns dazu ermutigt, weil es eben keine rein fachlich-wissenschaftliche Auseinandersetzung ist, sondern eine, die in der Öffentlichkeit geführt werden muss.

2. JUGEND UND PARTIZIPATION - THEORETISCHE ZUGÄNGE

(STEPHAN BEETZ)¹

2.1 BEGRIFF DER PARTIZIPATION

Den Begriff Partizipation verstehen wir in unserer Untersuchung als eine besondere Form der Auseinandersetzung mit der Umwelt. Er wird allerdings im wissenschaftlichen wie politischen Sprachgebrauch so vielfältig verwendet, dass ein allgemeines Verständnis nicht einfach vorausgesetzt werden kann. Die begriffliche Klärung, die am Anfang unserer Untersuchung stand, umfasste sowohl seine alltagsweltliche Verwendung als auch seine unterschiedlichen theoretischen Zugänge. Am Ende unserer Forschung fand eine erneute Auseinandersetzung mit dem Begriff der Partizipation statt, in die die empirischen Ergebnisse einfließen und wir eine engere Profilierung anstrebten, damit die begrifflichen Besonderheiten nicht verloren gehen.

In einer Stellungnahme zu diesem Thema formulierte das Bundesjugendkuratorium, die „Partizipation von Kindern und Jugendlichen läuft darauf hinaus, einen Teil der Verfügungsgewalt über die eigene gegenwärtige wie zukünftige Lebensgestaltung von den Erwachsenen auf die Kinder und Jugendlichen zu übertragen“ (BJK 2009, 6). Der Ton ist vorsichtig, aber bestimmt: Kinder und Jugendliche verfügen in der Regel nicht über ihre Lebensgestaltung, d.h. sie können nicht (oder nur in begrenztem Maße) über ihren Alltag und ihre Lebensentscheidungen (z.B. einen Umzug) bestimmen. Es kann jedoch nur dann von Partizipation gesprochen werden, wenn sie die Formulierung und (mögliche) Umsetzung von Lebensbedürfnissen wirklich gewährleistet. Wenn die Verfügungsgewalt – sei es auch nur teilweise – übertragen wird, dann heißt dies, Erwachsene sich nicht vorbehalten, in letzter Instanz über Bedürfnisse und die damit einhergehenden Wünsche zu entscheiden.

Übersetzt heißt der Begriff Partizipation soviel wie ‚Teilnahme‘ oder ‚Teilhabe‘. Allerdings wird in der Literatur oft von Stufen der Partizipation ausgegangen, die eine qualitative Abstufung hinsichtlich der Partizipation darstellen (z.B. Vilmar 1986, Selle 2000, Schröder 1995). Dies birgt den Vorteil, dass eine Präzisierung möglich ist, welche Formen gemeint sind. Die Unterscheidung Fritz Vilmars (1984) ging von den Partizipationsstufen *Mitsprache*, d.h. Anliegen und Wünsche können geäußert werden, *Mitwirkung*, d.h. sie werden in die Entscheidungsfindung einbezogen, und *Mitbestimmung* aus, d.h. es existieren festgeschriebene Verfahren der Beteiligung an Entscheidungen. Die gegenwärtig oft zitier-

¹ Die Abschnitte 2.4.2 und 2.4.3 wurden durch Pia Jänich-Bäßler und Susan Lohse mit verfasst.

ten Partizipationsstufen von Richard Schröder spannen den Bogen weiter von der Fremdbestimmung bis zur Selbstverwaltung (vgl. Abbildung 1).

<i>Selbstverwaltung</i>
<i>Selbstbestimmung</i>
<i>Mitbestimmung</i>
<i>Mitwirkung</i>
<i>informiert Zugewiesen</i>
<i>Teilhabe</i>
<i>Alibiteilnahme</i>
<i>Dekoration</i>
<i>Fremdbestimmung</i>

Abbildung 1: Partizipationsstufen nach Schröder (1995)

Damit wird der Korb ‚Partizipation‘ entsprechend hoch oder niedrig gehängt, je nachdem auf welcher Ebene man sie ansiedelt. In unserem Sinne zählen die unteren drei Stufen nicht zur Partizipation. Die erste steht gewissermaßen in Opposition zum Partizipationsbegriff, die zwei weiteren implizieren, dass sie zwar formell eingeführt wurde, aber keine inhaltliche Substanz besitzt. Der Begriff der *Teilhabe* wird zwar nicht selten mit dem der Partizipation gleichgesetzt, besitzt aber unseres Erachtens eine etwas andere Bedeutung. So kann ein Jugendlicher zwar an einem bestimmten Angebot teilhaben, ohne aber daran partizipieren zu können, d.h. seine Interessen und Bedürfnisse auch vertreten zu können. Auch der soziologische Begriff der *Inklusion*, der dem der *Teilhabe* verwandt ist, trifft nicht den Kern des Wortsinns der Partizipation. Inklusion bezieht sich stets auf ein bestimmtes System, dem eine Person oder Personengruppe angehört (z.B. der Förderung von benachteiligten Schülern oder dem ersten Arbeitsmarkt). Nun ist es durchaus möglich und gar nicht selten, in ein System eingeschlossen (inkludiert) zu sein, in dem aber Fremdbestimmung herrscht (z.B. entfremdetes Lernen oder Arbeiten). Die Begriffe der *Teilhabe* oder der *Inklusion* sind umfassender und unspezifischer. Partizipation setzt in der Regel *Teilhabe* voraus. In Anlehnung an Schröder wurde von Michael Freitag das folgende Modell der Partizipationsstufen entworfen (Abbildung 2). Sie verdeutlichen die Steigerung durch entsprechende Merkmale der Beteiligungsstufen. Die Stufen setzen im Vergleich zu Abbildung 1 tatsächlich erst mit einer bestimmten Partizipationsqualität an.

Partizipation = Beteiligung Beteiligung = Partizipation					
Beteiligungsstufen Kennzeichen der Stufen	Teil- nahme	Trans- parenz	Mit- wirkung	Mitbe- stimmung	Selbst- bestim- mung ¹
Körperlich teilnehmen	x	x	x	x	
Sich äußern können, ohne gefragt zu werden	x	x	x	x	
Über den Gegenstand hin- reichend informiert werden		x	x	x	
Um die eigene Meinung ge- beten werden			x	x	
Entscheidungen durch Stimm- recht beeinflussen können				x	
Verantwortung für Entschei- dungen übertragen bekommen					x

Abbildung 2: Beteiligungsstufen nach Freitag (2008)

Die Mit- und Selbstbestimmungsformen der Partizipation unterscheiden sich im Grad der Beeinflussbarkeit von Entscheidungen bis hin zur Selbstbestimmung. Uns erscheint allerdings in der Begriffsbestimmung der Abbildungen 1 und 2 eine Akzentsetzung dahingehend erforderlich, dass Selbstbestimmung keine absolute Autonomie darstellt. Partizipation setzt voraus, dass ein Verfahren besteht, in dem Entscheidungen getroffen werden, d.h. es geht um Regeln der Artikulation und Umsetzung von (unterschiedlichen) Bedürfnissen bzw. Interessen. Im Gegensatz zu offenen und nicht-regulären Formen der Interessendurchsetzung (z.B. einer Hausbesetzung) ist Partizipation an bestimmte Regeln und Verfahren gebunden, wie die Bedürfnisse formuliert und unterschiedliche Interessen möglichst gleichberechtigt durchgesetzt werden können.

Auf einen weiteren Aspekt macht Waldemar Stange aufmerksam, nämlich dass der Stellenwert von Partizipation in den jeweiligen Verfahren nicht zu eng gefasst werden sollte, indem zu sehr auf den Entscheidungsakt selbst fokussiert wird. Er schlägt deshalb vor, stärker den Prozess von der Zielfindung bis zur Umsetzung in den Blick zu nehmen (Abbildung 3). Damit stellt er heraus, dass die Berücksichtigung und Durchsetzung von Bedürfnissen und Wünschen recht vielfältig geschehen kann.

<i>Problemdefinition und Zielfindung</i>
<i>Ideen und Vorschlagsentwicklung</i>
<i>Entscheidungen</i>
<i>Planungen</i>
<i>Umsetzung, Engagement und Verantwortungsübernahme</i>

Abbildung 3: Beteiligung nach Phasen des politischen Prozesses (Stange 2010, 21)

Zusammenfassend lässt sich hinsichtlich des Partizipationsbegriffs festhalten: Einerseits qualifizieren wir den Partizipationsbegriff durch bestimmte Kriterien, d.h. dass zumindest die Möglichkeit vorhanden ist, in bestimmten Verfahren die eigenen Bedürfnisse und Wünsche zu artikulieren und umzusetzen. Andererseits nehmen wir eine erweiterte Perspektive ein: Der Begriff schließt nicht nur politische, demokratische Verfahren ein, auf die sich häufig die Partizipationsforschung konzentriert. Zwar unterliegen die Verfahren bestimmten Regeln, diese können aber auch weniger formalisiert und sehr alltagsnah gestaltet sein. Wichtig ist, dass Partizipation eine Aushandlung beinhaltet, sich auf andere beziehen zu müssen, um die eigenen Bedürfnisse geltend zu machen.

2.2 BESONDERHEITEN DER PARTIZIPATION VON JUGENDLICHEN

Die Partizipation von Jugendlichen wird – wie oben bereits angedeutet – gewissermaßen in Klammern gestellt, weil davon ausgegangen wird, dass die Artikulation und Umsetzung ihrer Bedürfnisse und Wünsche nur eingeschränkt möglich ist. Jugendlichen wird oft eine *sekundäre Partizipation* zugewiesen, d.h. ihre Rechte als Mitglieder eines Gemeinwesens (Bürgerrechte) werden ihnen nur in eingeschränkter Form gewährt, sie stehen ihnen nicht selbstverständlich zu. Dies galt historisch lange Zeit auch für andere Mitglieder des Gemeinwesens (Niedrigvermögende, Frauen) und tut dies ebenso noch heute (Ausländer). Dieser Zustand gründet sich bei den Kindern und Jugendlichen im Wesentlichen auf die Annahme der so genannten Entwicklungsreife, mit der begründet wird, dass Jugendliche auf Grund ihrer kognitiven und moralischen Reife noch nicht selbstständig ihr Leben gestalten bzw. ihre Interessen wahrnehmen können. Gleichzeitig wird aber konstatiert, dass es eine gesellschaftliche Ermöglichung von sozialer und politischer Teilhabe gibt: Den bürgergesellschaftlich verstandenen Status der Jugend kann man deshalb mit dem Begriff der "*protected autonomy*" (Böhnisch 2008) umschreiben. In diesem Sinne ist auch die Absicht zu interpretieren, über (zugestandene) Partizipationsmöglichkeiten die Identifikation (mit) der Demokratie und der Gemeinwohlorientierung zu stärken: Jugendliche seien an die Staatlichkeit heranzuführen, das gelte insbesondere für die Schule und dort angesiedelte Lernerfahrungen.

Vor allem in der Jugendkulturforschung ist immer wieder herausgearbeitet worden, dass die eingeschränkte Partizipation Jugendliche nicht davon abhält, sie sogar darin bestärkt, ihre Bedürfnisse geltend zu machen. Daraus entwickeln sich Protestkulturen, in denen Jugendliche „aktive Agenten ihrer eigenen Geschichte“ werden (Gillis 1980). Ihr Ziel kann dabei eine stärkere gesellschaftliche

Teilhabe und Partizipation sein. Nicht umsetzbare Bedürfnisse in Bezug auf Wohnen, Jugend- und Kulturzentren oder Beschäftigung führen erst einmal zu Protesten. Sie gehen oft ein in die "sozialpsychologische Dynamik von Subkulturen hinsichtlich der Erzeugung von Ansprüchen, Erwartungen und Wirklichkeitsdefinitionen" (Willems 1997, 464). Die daraus entstehenden Konflikte mit anderen (oft etablierten) Teilen der Gesellschaft sind nicht selten durch Eskalation geprägt. Inwieweit sie längerfristig zu mehr Partizipation führen, hängt nicht unwesentlich davon ab, inwieweit die Mitglieder einer Subkultur es schaffen, ihre Position in der Gesellschaft zu verbessern.

Allerdings ist dies nur eine mögliche Entwicklung. Ebenso ist es denkbar, dass die Stelle jugendkulturell vermittelter Partizipationsbemühungen eine Ausrichtung der Bedürfnisse an die gegebenen Bedingungen tritt. Lothar Böhnisch stellt dazu fest, dass „die Entgrenzungstendenzen der Jugendphase – die Auflösung des Moratoriums und das frühe Eindringen sozialer Probleme – zu Sozialformen der Selbstbehauptung führen, die unweigerlich das Bedürfnis nach Harmonie erzeugen. Konflikte, die als Motor für Partizipationsprozesse gelten, können nicht mehr als produktiv in der biografischen Lebensplanung gesehen werden. Die der Jugendphase innewohnende Konfliktbereitschaft kann immer weniger sozial ausgelebt werden, weil die gesellschaftliche Schutzhülle des Moratoriums durchlöchert und somit konflikthaftes Verhalten nicht nur aktuell, sondern auch biografisch riskant erscheint" (Böhnisch 1996, 302).

Was Lothar Böhnisch hier anbringt, lässt deutliche Anklänge an den Perspektivenwechsel in der gesellschaftlichen Bewertung der Jugendphase erkennen wie wir ihn einleitend beschrieben haben. Der Begriff des Moratoriums steht für die Vorstellung, dass die Jugendphase eine Periode des Experimentierens ist, in der eigene Bedürfnisse und Wünsche erst einmal erkannt und formuliert werden können. In dem Maße wie der besondere Charakter der Jugendzeit seine gesellschaftliche Bedeutung als Moratorium im Lebensverlauf verliert, ändert sich möglicherweise auch die Rolle von Partizipation. Vereinfacht könnten wir es benennen: Die Lebensphase Jugend wird immer mehr strukturiert durch das Ziel der Teilhabe an den Arbeits- und Freizeitmärkten: Geld zu verdienen und ausgeben zu können, etwas leisten und sich leisten zu können. Kurzum: Die Jugend scheint zu beschäftigen, um etwas ändern zu können (Zinnecker u.a. 2003). Diese Entwicklung wird unterstützt durch einen immer wieder neu auflebenden Gefährdungsdiskurs, in dem sowohl die Risiken für die Jugendlichen als auch die von den Jugendlichen ausgehenden Probleme bzw. Gefahren ein Dauerthema sind. Bereits in den 1990er Jahren wurde "öffentlich mehr über die Risikogruppe Jugend, als über die junge Generation als politisches Potenzial gesprochen. So ist es nicht verwunderlich, dass die Mehrheit der Jugendlichen früh beginnt, sich schon in der Jugendzeit strategisch auf das Erwachsenenalter vorzubereiten, sich früh durchzulavieren" (Böhnisch 2008, S. 30). Oder handelt es sich dabei wieder um einen neuen Mythos in der Beschreibung von Jugend?

Neu könnte an diesem Diskurs sein, dass er nicht nur *über* die Jugend geführt wird, sondern die Jugendlichen selbst sich in ihrer Entwicklung gefährdet sehen, wenn sie sich nicht genügend anpassen (können). Wenn dieser Befund tatsächlich stimmt, dass die Partizipationschancen gesellschaftlich bedingt abnehmen, dann erhält auch der gegenwärtig in der öffentlichen Diskussion gar nicht so seltene Zuspruch für mehr Partizipation von Jugendlichen einen anderen Anstrich: Er geht möglicherweise an der Lebenswirklichkeit von vielen Jugendlichen vorbei, weil infolge des fehlenden Moratoriums der Jugendphase keine eigenen Bedürfnisse und Wünsche entsprechen.

Auf den ersten Blick wurden Partizipationsrechte für Kinder und Jugendliche in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit durch verschiedene *Konventionen* gesichert. Hervorzuheben ist die Berücksichtigung der Interessen von Kindern und Jugendlichen bei gesellschaftlichen Entscheidungen in den Artikeln 12 bis 17 der 1989/1990 von der UN-Vollversammlung verabschiedeten Kinderrechtskonvention (UN-KRK). Dort werden neben den so genannten Schutz- und Förderechten die Beteiligungsrechte, insbesondere das Recht auf freie Meinungsäußerung, Versammlungsfreiheit und Informationsfreiheit von Kindern und Jugendlichen geregelt. Gemäß Artikel 12 besitzen jene das Recht, in allen Angelegenheiten, die sie betreffen, unmittelbar oder durch einen Vertreter gehört zu werden und entsprechend der Entwicklungsreife angemessen berücksichtigt zu werden. Obwohl die Konvention in Deutschland – wie in allen Mitgliedsstaaten außer Somalia und den USA – ratifiziert wurde, stellt die National Coalition für die Umsetzung der UN-KRK hinsichtlich der Beteiligung erhebliche Defizite in der Umsetzung fest. Sie schlägt aktive Informationen über Rechte in allen Einrichtungen, in denen sich Kinder und Jugendliche aufhalten, und den Aufbau von Anlauf- und Beschwerdestellen vor. Sie hält zudem die Erarbeitung und verbindliche Umsetzung von Qualitätsstandards für die Beteiligung insbesondere vor Ort und die Herabsetzung des Wahlalters auf allen föderalen Ebenen für dringend geboten (Maywald 2010, 14).

Die Partizipation von Jugendlichen ist also keineswegs ein freiwilliges Leistungsangebot, sondern in verschiedenen Konventionen und gesetzlichen Normen verankert, auf die wir im Weiteren noch zu sprechen kommen. Vor dem Hintergrund der geschützten Selbstständigkeit und einer veränderten Jugendphase spielt in der Bewertung von Partizipationsmöglichkeiten allerdings eine erhebliche Rolle, inwieweit diese auch verbindlich und zugänglich sind.

2.3 PARTIZIPATIONSFORSCHUNG UND PARTIZIPATIONSBEREICHE

2.3.1 POLITISCHE PARTIZIPATIONSFORSCHUNG

Die politische Partizipationsforschung richtet sich vor allem auf das Feld der Einflussnahme in der politischen Öffentlichkeit. Zum Feld der politischen Partizipation wird die Mitgliedschaft in politischen Organisationen und die Mitarbeit in politischen Gruppierungen, aber auch die Teilnahme an bestimmten Ereignissen und Projekten (wie Demonstrationen) gerechnet (Gaiser, de Rijke 2001).

Der *Jugendsurvey* des Deutschen Jugendinstitutes e.V. (DJI) in München erfolgte bislang in drei Wellen in den Jahren 1992, 1997 und 2004. Teilweise sind die Fragen über die Wellen miteinander vergleichbar, teilweise erfolgte eine Weiterentwicklung von bestimmten Fragestellungen. Zusätzlich zu den 16- bis 29-Jährigen wurden in der dritten Welle auch 12- bis 15-Jährige befragt. In der dritten Welle wurden auch nicht-deutsche Jugendliche und junge Erwachsene einbezogen. Profil des Jugendsurveys ist eine sehr umfassende Befragung über die Lebenslage Jugendlicher (Freizeit, Familiensituation, Konflikte, Zufriedenheit, ...), die Institutionen der Kinder- und Jugendhilfe.

Die *Shell Jugendstudie* stützt sich auf eine repräsentativ zusammengesetzte Stichprobe von (2006: 2532) Jugendlichen im Alter von 12 bis 25 Jahren. Es erfolgt eine Befragungen zur Lebenssituation, Einstellungen und Orientierungen. Im Rahmen der qualitativen Vertiefungsstudie werden seit 1992 explorative Interviews mit Jugendlichen durchgeführt und als Portraits vorgestellt.

Abbildung 4: Jugendsurvey des DJI und Shell-Jugendstudie

Der Jugendsurvey des DJI (vgl. Tabelle 3) erhebt neben vielen anderen Fragen die Bereitschaft und die Aktivität der politischen Partizipation von Jugendlichen. Er ermöglicht ebenfalls eine umfangreiche Darstellung von Engagement- und Beteiligungsbereichen (Gille u.a. 2006).

Die Zufriedenheit mit der politischen Einflussnahme verteilt sich unter den befragten Jugendlichen so, dass sich kapp 30 Prozent unzufrieden (Skala 1 bis 3) und gut 10 Prozent zufrieden zeigen (Skala 8 bis 10).

Gefragt wurde in den Untersuchungswellen jeweils danach, was Jugendliche machen würden, wenn der politische Standpunkt zu vertreten würde ("Bereitschaft") und was davon bereits gemacht wurde („Aktivität“). In den Abbildungen 5 und 6 ist zu erkennen, dass erwartungsgemäß die Bereitschaft durchweg sehr viel höher ist als die tatsächlich ausgeübte politische Aktivität. Es scheint sich also nicht um eine Ablehnung politischer Verfahren durch die Jugendlichen generell zu handeln, auch

wenn einige Möglichkeiten nur von Wenigen erwogen werden. Die Ergebnisse lassen stattdessen den Schluss zu, dass es nur kaum erwogen wird, den eigenen Standpunkt in der politischen Öffentlichkeit auch zu vertreten.

	Bereitschaft			Aktivität		
	Weibl.	Männl.	Ges.	Weibl.	Männl.	Ges.
Briefe, Mails an Politiker schreiben	37	26	31	5	3	4
Mitarbeit in Mitbestimmungsgremien in Schule, Gemeinde oder Stadt	55	41	48	19	14	17
Schreiben von Leserbriefen, Mails	46	30	38	9	6	7
Mitarbeit in Jugendorganisationen einer Partei	25	16	20	1	2	2
Spenden für einen guten Zweck	80	65	72	51	39	45
Sich an Unterschriftensammlungen beteiligen	83	73	78	48	39	44
Teilnahme an einer Demonstration	50	39	45	23	15	19

Tabelle 5: Formen politischer Partizipation bei 12- bis 15jährigen nach Geschlecht (in %) DJI-Jugendsurvey 2003 (Gille u.a. 2006)

	Bereitschaft			Aktivität		
	Weibl.	Männl.	Ges.	Weibl.	Männl.	Ges.
Briefe, Mails an Politiker schreiben	32	29	31	8	9	8
Mitarbeit in Mitbestimmungsgremien in Betrieb, Schule, Gemeinde oder Stadt	55	54	54	26	28	27
Schreiben von Leserbriefen, Mails	32	29	31	7	8	7
Aktive Parteiarbeit	16	22	19	1	3	2
Spenden für politische Zwecke	23	24	23	7	7	7
Sich an Unterschriftensammlungen beteiligen	81	78	80	61	58	60
Teilnahme an einer genehmigten Demonstration	60	60	60	32	33	32
Teilnahme an einer nicht genehmigten Demonstration	17	24	21	6	9	7
Beteiligung an Wahlen	92	92	92	79	80	80
Absichtliches Nichtwählen	14	16	15	9	10	10
Mitarbeit in einer Bürgerinitiative	37	33	35	5	5	5
Politisches Amt übernehmen	14	19	16	1	2	2
Hausbesetzung	7	9	8	1	1	1

Tabelle 6: Formen politischer Partizipation bei 16- bis 29jährigen nach Geschlecht (in %) DJI-Jugendsurvey 2003 (Gille u.a. 2006)

Im Vergleich der Tabellen 5 und 6 zeigt sich, dass sich die Partizipationsformer älterer Jugendlicher wenig von denen der jüngeren unterscheiden. Altersentsprechend wurden jedoch mehr Möglichkeiten erfragt. Die aktive Arbeit in einer Partei fällt bei den älteren Jugendlichen noch einmal geringer

aus, dagegen kann sich ein Drittel der älteren Jugendlichen vorstellen in einer Bürgerinitiative mitzumachen.

Auf eine unpolitische Jugend kann aus den vorliegenden Daten nicht geschlossen werden. Die 14. Shell Jugendstudie als zweiter repräsentativer Jugendsurvey in Deutschland (vgl. Abbildung 4) konstatierte bereits vor einigen Jahren, dass die Jugendlichen der großen Politik fern stehen, viele aber in ihrem näheren und weiterem Lebensumfeld gesellschaftlich aktiv sind (Deutsche Shell 2002: 26).

Es deutet einiges darauf hin, dass es einen Wandel der Partizipationsformen gibt, indem sich neben die konventionellen Beteiligungsstrukturen neue Formen der Interessenvertretung und der öffentlichen Meinung etablieren (Betz, Gaiser, Pluto 2010). Sie setzen weniger auf feststehende Verfahren und die Mitgliedschaft in Organisationen, sondern mehr auf bestimmte Interessen, Spezialisierungen und auf konkrete Aktionen (Roth, Rucht 2000). So hat die Zugehörigkeit zu Verbänden – vor allem in den Gewerkschaften – deutlich abgenommen. Dies kann zweierlei bedeuten: Zum einen können sich damit bestimmte Formen jugendkulturellen Protestes erübrigen, weil es vielfältige politische Wege gibt, die Bedürfnisse zu formulieren. Zum anderen sind diese Formen voraussetzungsreicher, d.h. sie bedürfen der Fähigkeit, sich artikulieren und organisieren zu können. Es langt nicht, einfach einem Jugendverband oder einer anderen Organisation anzugehören und sich darüber vertreten zu wissen.

2.3.2 PARTIZIPATION IN DER SCHULE

Ein wichtiger Ort, an dem Partizipation stattfinden kann, ist die Schule. Die Partizipationsmöglichkeiten in der Schule werden deshalb in den weiteren Projektuntersuchungen einen besonderen Stellenwert einnehmen. Die Schule stellt einen wichtigen öffentlichen Ort der Sozialisation von Kindern und Jugendlichen dar. Damit ist sie zwar eine Institution, den diese erzwungenermaßen besuchen müssen, dennoch gehört die Partizipation zum Bildungs- und Erziehungsauftrag (Hepp 1999). Außerdem ist zu berücksichtigen, dass Schule ist nicht nur Funktions-, sondern auch Sozialraum ist, "in dem die Kinder über den engeren Unterricht hinaus Aneignungs- und Ausdrucksformen entwickeln und darüber eine lebensweltliche Identifikation mit der Schule erlangen können. Im Gegensatz zu Erwachsenen, die sich vor allem über Rollen und Positionen verstehen, orientieren sich Kinder in ihrer Entwicklung und Verortung vor allem auch über die Zugehörigkeit zu bzw. das Ausgeschlossensein von Räumen. Sie erfahren im räumlichen Aneignungsverhalten direkt und unmittelbar, welche sozialen Gestaltungsmöglichkeiten ihnen offen stehen oder verweigert werden." (Böhnisch 2002, 126)

Partizipation in der Schule betrifft den Schulalltag jedes Kindes und Jugendlichen. Die Beteiligung bildet die Voraussetzung für die Übernahme von Verantwortung, die Erfahrung von Selbstwirksamkeit, die Förderung und Nachfrage von vielfältigen Kompetenzen und das Verständnis über die Schule als eigenen Lern- und Lebensraum. Dabei sind alle Angelegenheiten relevant, die den SchülerInnen unmittelbar für ihr eigenes Leben und Lernen wichtig erscheinen. Als Ziel politischer Bildung wird formuliert, dass Partizipation Demokratie übt, doch diese lernt man nur durch Demokratie machen. Die Dimensionen der Handlungskompetenz (Selbst-, Sozial-, Sach- und Methodenkompetenz) werden laut der Kultusministerkonferenz durch Mitbestimmung und Mitgestaltung bzw. Teilhabe gefördert (Sturzenhecker 2005). SchülerInnen lernen eigene Interessen kennen, können diese artikulieren und werden sich dadurch ihrer Fähigkeiten und Grenzen bewusst. Sie lernen Konflikte zu bewältigen, zu kooperieren, Differenz und Dissens auszuhalten und schließlich Lösungen zu finden. Es ist also ein wichtiges Bildungsziel, dass junge Menschen in der Schule die Möglichkeit haben, ihre Bedürfnisse zu vertreten und sich Grunderfahrungen zur Selbstregulierung anzueignen, um diese auch aktiv gestalten zu können. Dies fand auch entsprechenden Eingang in die Schulgesetzgebung (vgl. Abbildung 7). Durch die Förderung von Gelegenheitsstrukturen und den Abbau von Zugangsbarrieren, sowie den Verzicht auf eigene Zuständigkeiten von Erwachsenen und die Akzeptanz der vorhandenen Kompetenzen von Jugendlichen, können Möglichkeiten für Partizipation in der Schule geschaffen werden (ebd.).

Das *Schulgesetz* für den Freistaat Sachsen (SchulG) sichert in § 45 „Mitwirkung der Eltern“ das Recht und die Aufgabe der Eltern an der schulischen Bildung und Erziehung mitzuwirken. Dies wird in den §§ 46 bis 50 weiter ausgeführt. In § 51 wird dann die „Mitwirkung der Schüler“, das sind sie Beteiligungsrechte und -möglichkeiten im Rahmen der Schülermitwirkung, das Leben und den Unterricht in ihrer Schule entsprechend ihres Alters geregelt. Schwerpunkte sind insbesondere das Informationsrecht, das Anhörungs- und Vorschlagsrecht, das Vermittlungsrecht sowie Beschwerderecht. In den §§ 52 bis 57 wird auf die Art und Weise sowie die Organisationsformen der Beteiligung von Schülern eingegangen.

Abbildung 7: Aussagen des sächsischen Schulgesetzes zur Partizipation von Schülern

Obwohl der Schule grundsätzlich eine wichtige Funktion für Partizipationserfahrungen zukommt und sie einen bedeutenden außerfamiliären Gestaltungsraum für Jugendliche darstellt, sind die Befunde zur gängigen Praxis eher ernüchternd. Trotz politischer Anforderungen und rechtlicher Regelungen ist die Beteiligung von Jugendlichen an den Schulen nicht zufriedenstellend (Hurrelmann 2001, Stange 2010, Deutsches Kinderhilfswerk 2009). Es fehlt an Möglichkeiten, Einfluss auf die Unterrichtsgestaltung, die Ausgestaltung von Klassenräumen, der Öffnung der Schule für Freizeitaktivitäten etc. Außerdem besitzen die vorhandenen Beteiligungsmöglichkeiten über Klassen- und Schulkonferenzen keinen verbindlichen und paritätischen Charakter.

In der Studie ‚mitWirkung‘ der Bertelsmann-Stiftung wurden im Jahr 2005 in 42 Städten und Gemeinden die für Partizipation von Kindern und Jugendlichen zuständigen Verwaltungsmitarbeiter, Leiter von 422 Schulen, 631 Lehrer an diesen Schulen und 14.378 Schüler im Alter zwischen 12 und 18 Jahren nach ihrer aktiven Mitwirkung befragt. Dies betraf neben den Lebensbereichen Familie und Schule auch die Kommunen. Grundsätzliche Überlegung der Studie war, inwieweit die Angebotsstrukturen an Partizipation auch die tatsächliche Beteiligung strukturieren. Dazu diente ein mehrstufiger Forschungsansatz (Fatke u.a. 2006).

Abbildung 8: Forschungsansatz der Studie ‚mitWirkung‘ (Bertelsmann-Stiftung o.J., 24-32)

Die SchülerInnenbefragung der Studie ‚mitWirkung‘ (vgl. Abbildung 8) kam zu dem Ergebnis, dass das Mitbestimmungsniveau aus Sicht der Kinder und Jugendlichen zwar in der Familie sehr hoch eingeschätzt wird, so gaben 74,6% der Befragten an, viel oder sehr viel zu Hause mitzubestimmen. Die Mitwirkung in der Schule erscheint dagegen weitaus weniger ausgeprägt zu sein, denn nur 14,5% der Kinder und Jugendlichen gaben an, dass sie viel oder sehr viel in der Schule mitbestimmen (Bertelsmann Stiftung o.J., 35 und 45).

Entscheidungen über Rahmenbedingungen, wie Sitzordnung oder Raum- und Schulhausgestaltung gehören zu den am häufigsten, zur Verfügung gestellten, Partizipationsmöglichkeiten innerhalb des Schulalltages. Mitwirkung und Mitbestimmung von SchülerInnen in den Bereichen, die auch das Selbstverständnis und die pädagogische Arbeit der LehrerInnen betreffen, sind selten bzw. gar nicht gegeben. Notengebung, Unterrichtsgestaltung, Auswahl von Inhalten und die Festlegung von Terminen für Klassenarbeiten werden von den Lehrkräften dominiert. Partizipation in der Schule bedeutet auch die Beteiligung an Angelegenheiten des unmittelbaren sozialen Zusammenlebens und die gemeinsame Regelung des gemeinsamen Umgangs miteinander in der Klasse.

2.3.3 PARTIZIPATION IN DER JUGENDARBEIT UND JUGENDHILFE

Ein zweiter Schwerpunkt der folgenden Untersuchung liegt in der Rolle der Jugendarbeit (und weniger der Jugendhilfe), die sie bei der Partizipation von Jugendlichen spielt bzw. spielen kann. Es mag kaum einen Träger der Jugendarbeit geben, der nicht die besondere Verantwortung für die Gewährleistung von Teilhabechancen Jugendlicher hervorhebt. Nicht nur eine demokratisch legitimierte Jugendarbeit setzt auf Partizipation, sondern sie gehört zum pädagogischen Grundverständnis der Jugendarbeit. Der Begriff ist ausgesprochen positiv besetzt.

Die Partizipation von Kindern und Jugendlichen ist in der Jugendarbeit und Jugendhilfe an verschiedenen Stellen des KJHG geregelt. Dem liegt die grundsätzliche Intention des Gesetzes zugrunde, dass die Adressaten der Hilfe auch in angemessenem Umfang beteiligt werden. Allerdings ist dabei der „Entwicklungsstand“ zu berücksichtigen. Dem Grundanliegen entspricht wiederum der Lebensweltbezug der Jugendhilfe, dass Jugendliche ihre Bedürfnisse selbst artikulieren können, der sich unmittelbar im KJHG ausdrückt. Insbesondere gilt dies für § 8 KJHG (vgl. Abbildung 9), aber auch § 11 KJHG (Berücksichtigung der Interessen von Jugendlichen in der Jugendarbeit). Angebote der Jugendhilfe sollen die Kritikfähigkeit und die Eigenverantwortlichkeit der Kinder und Jugendlichen stärken (Wolf, Reimer 2008). In § 12, Abs. 2 KJHG heißt es dann: „In Jugendverbänden und Jugendgruppen wird Jugendarbeit von jungen Menschen selbst organisiert, gemeinschaftlich gestaltet und mitverantwortet“. D.h. die Förderung ihrer Arbeit ist substantiell mit der Anforderung verbunden, dass Selbstorganisation und Mitverantwortung gefördert wird. Daneben spielt Partizipation auch in anderen Bereichen eine wichtige Rolle.

- (1) Kinder und Jugendliche sind entsprechend ihrem Entwicklungsstand an allen sie betreffenden Entscheidungen der öffentlichen Jugendhilfe zu beteiligen. Sie sind in geeigneter Weise auf ihre Rechte im Verwaltungsverfahren sowie im Verfahren vor dem Familiengericht, dem Vormundschaftsgericht und dem Verwaltungsgericht hinzuweisen.
- (2) Kinder und Jugendliche haben das Recht, sich in allen Angelegenheiten der Erziehung und Entwicklung an das Jugendamt zu wenden.
- (3) Kinder und Jugendliche können ohne Kenntnis des Personensorgeberechtigten beraten werden, wenn die Beratung aufgrund einer Not- und Konfliktsituation erforderlich ist und solange durch die Mitteilung an den Personensorgeberechtigten der Beratungszweck vereitelt würde.

Abbildung 9: Paragraph 8 KJHG/SGBVIII Beteiligung von Kindern und Jugendlichen

Pluto u.a. (2003) arbeiteten allerdings in einer Untersuchung des Deutschen Jugendinstitutes das Spannungsfeld heraus, in das Jugendhilfe eintritt, wenn sie die Partizipation von Jugendlichen ernst nimmt. Obwohl die Autoren vor allem auf den Bereich der Hilfen der Erziehung eingehen, gelten die Befunde größtenteils auch allgemein für die Jugendhilfe und Jugendarbeit. Neben den allgemeinen Rahmenbedingungen der pädagogischen Arbeit und den gesetzlichen Regelungen zur Partizipation ist es die institutionelle Verankerung von Partizipation in den Organisationen der Kinder- und Jugendhilfe, die entscheidend für die Umsetzung ist. Gerade weil Fragen des ‚Wächteramtes‘, von Machtbeziehungen und sozialer Kontrolle präsent sind, kommt es darauf an, dass in den Einrichtungen der Jugendhilfe eine konzeptionelle Klärung erfolgt. Eng mit den Partizipationsmöglichkeiten sind zudem die Wahlmöglichkeiten verbunden, d.h. welche Angebotsstrukturen vor Ort existieren.

Dass der Anspruch von Partizipation nicht zwangsläufig seine Entsprechung in der Jugendarbeit findet, zeigt beispielsweise die Arbeit von Moser (2008). Einige der befragten Jugendclubs und Jugendtreffs lehnen Partizipation als eine Überforderung der Jugendlichen ab. Immer wieder tauchen Aussagen von MitarbeiterInnen auf, dass es die Jugendlichen sind, die sich grundsätzlich nicht an der Mitbestimmung beteiligen. In den Aussagen der Jugendlichen wird anders herum deutlich, dass sie diejenigen Jugendeinrichtungen besonders wertschätzen, in denen sie mitbestimmen können. „Partizipation ist nicht primär nur eine Frage der Gelegenheit, sondern auch der Kompetenzen und Erfahrungen. Viele BesucherInnen von Freizeitstätten haben bisher noch kaum Erfahrungen mit Beteiligung gemacht und können deshalb Angebote, bei denen sie sich einbringen sollen, nicht nutzen. Dies wird häufig als mangelndes Interesse interpretiert. Partizipation, auch wenn sie darauf abzielt, Kinder und Jugendliche zu beteiligen, ist zunächst personalintensiv und durch ihre Prozesshaftigkeit durchaus eine pädagogische Herausforderung“ (ebd., 312).

Im Wechselspiel von Jugendarbeit und der Umsetzung von Bedürfnissen Jugendlichen sind zwei weitere Aspekte zu berücksichtigen: Anders als im Bereich der Schule wird durch Jugendarbeit und Jugendhilfe nur ein Teil der Jugendlichen erreicht. Beywl, Speer und Kehr (2004) stellen bezogen auf die gesamte Kinder- und Jugendarbeit fest: Nur 12 % der SchülerInnen gaben an, dass sie Angebote der Kinder- und Jugendarbeit noch nie genutzt haben. Nur etwas mehr teilten mit, dass sie diese regelmäßig in Anspruch nehmen (15 %). Dabei handelt es sich nicht notwendigerweise um eine Legitimitätskrise der Jugendarbeit, auch wenn der Eindruck bisweilen durch den enormen politischen Druck entsteht, sondern Jugendliche suchen andere Orte der Umsetzung. Außerdem können sozialpädagogische Tätigkeiten politische Aktivitäten nicht ersetzen, Jugendliche bedürfen der Unterstützung in der Formulierung von Interessen im Sinne von Gemeinwesenarbeit (Ottersbach 2001). Allerdings sind in diese pädagogischen Prozesse häufig paternalistische oder Machtstrukturen eingelagert bzw. werden Jugendliche instrumentalisiert, was dazu führt, dass sie sich verweigern (Bukow 2001). Es gilt also die Möglichkeiten und Grenzen von Jugendarbeit und Jugendhilfe im Blick zu haben.

2.3.4 JUGENDPARTIZIPATION AUF KOMMUNALER EBENE

In den Kommunen scheint die öffentliche (Kinder- und Jugend) Partizipation ein stetig wachsendes Thema zu sein. Es spielt in Bezug auf die von uns untersuchten Sozialräume auch eine wichtige Rolle. Nach Koopmann (2007) gibt es folgende konkrete Begründungen für diese Entwicklung, die unmittelbar mit den kommunalen Angelegenheiten zusammenhängen und wodurch sich bestimmte Erwartungen herstellen:

- Die verstärkte kommunale Beteiligung (von Kindern und Jugendlichen) trägt zur *Optimierung der Gestaltung* und der Standortqualität insbesondere der kommunalen Gemeinwesen bei (Kinder- und Jugendfreundlichkeit als Ressource).
- Durch die Verwaltungsreformen der 90er Jahre wurden kommunale Verwaltungen zu ‚kundenorientierten Dienstleistungszentren‘. Diesem Verständnis entsprechend wirken die ‚Kunden‘ nicht mehr nur als *Nutzer*, sondern als ‚externe Produktionsfaktoren‘ mit. Die verstärkte Beteiligung von Kindern und Jugendlichen stützt dieses Konzept.
- Insbesondere können durch Partizipationsleistungen die Effizienz und Qualität von Planungsvorhaben gesteigert werden (Kinder und Jugendliche als Experten). Die Ausweitung von Partizipation wird zudem als Mittel zur gesellschaftlichen und (sozial-) *politischen Integration* gesehen.
- Partizipation gilt zunehmend als wichtiges *Präventionsinstrument* vor allem auf dem Gesundheits- und Kriminalsektor (Förderung von Verantwortlichkeit und bürgerschaftlichem Selbstbewusstsein). Sie soll die *Integration* von Jugendlichen unterstützen (z.B. bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund und ökonomisch benachteiligten Jugendlichen).
- Mehr öffentliche Kinder- und Jugendpartizipation erhöht die Verbundenheit der Beteiligten, ihre *Identifizierung mit ihrem Gemeinwesen* und trägt damit zur Stabilisierung und Regierbarkeit („good governance“) in den Gemeinde bei.

Die Partizipation von Jugendlichen in der Kommune ist rechtlich nicht so eindeutig festgelegt wie in den vorangegangenen Bereichen der Schule und der Jugendarbeit. Sie erstreckt sich auf mehrere Felder. Dazu gehört wiederum die *Jugendhilfe und Jugendhilfeplanung*. Ein weiterer wichtiger kommunaler Aufgabenbereich, die *Bau- und Flächenplanung* sieht zwar ebenfalls, aber viel unbestimmter die Beteiligung von Jugendlichen vor. Im BauGB § 1 Abs.5 Satz 3 sind bei der Bauleitplanung die sozialen und kulturellen Bedürfnisse der Bevölkerung, die Bedürfnisse der Familien, der jungen und alten Menschen und der Menschen mit Behinderungen zu berücksichtigen.

Schleswig-Holstein war das erste Bundesland, das im Jahre 1996 *Beteiligungsrechte von Kindern und Jugendlichen in der Kommunalverfassung* verankert hat, und ist das einzige Bundesland, das diese Rechte im Jahre 2003 zu „Muss-Bestimmungen“ weiterentwickelt hat (vgl. Freitag 2008). Es folgten mit Beteiligungsrechten in den Kommunalverfassungen die Bundesländer Baden-Württemberg, Saarland, Hessen, Rheinland-Pfalz. In Nordrhein-Westfalen wurde im Jahr 2005 das Kinder- und Jugendförderungsgesetz verabschiedet.

Auf kommunaler Ebene tut sich ein großes Spannungsfeld zwischen den Möglichkeiten der Partizipation und den tatsächlichen Partizipationsangeboten in den meisten Kommunen auf: Vor Ort im Quartier oder der Gemeinde Einfluss zu nehmen und die eigenen Interessen umzusetzen, führt bei Jugendlichen ein regelrechtes Schattendasein. Während die Mitwirkung und Mitentscheidung von Bürgern auf der kommunalen Ebene an sich umfangreich ist, scheint dies nicht für Kinder und Jugendliche zu gelten (Ottersbach 2001). In eine ähnliche Richtung weisen die bundesweiten Untersuchungen von Bruner, Winklhofer und Zinser (1999).

Die bereits erwähnte Bertelsmann-Studie ‚mitWirkung‘ hat ebenfalls die kommunale Partizipation untersucht und kommt zu einem ähnlich kritischen Ergebnis. Bei der Basiserhebung in den Kommu-

nen sahen die Resultate relativ gut aus (Bertelsmann Stiftung 2005, 9): 79 % der Kommunen gaben Mitwirkungsmöglichkeiten für Jugendliche an, bei 66 % waren es eher projektorientierte Mitwirkungsmöglichkeiten. Offensichtlich besteht auch kein Zusammenhang zwischen der Finanzkraft einer Kommune und der Mittelausstattung von Beteiligungsangeboten, in Kommunen mit höherer Arbeitslosigkeit gab es sogar mehr Beteiligungsmöglichkeiten. Bei der Befragung der SchülerInnen zeigte sich aber ein anderes Bild, denn die Kommune ist der mitwirkungsärmste der drei analysierten Lebensbereiche junger Menschen (neben Familie und Schule), nur 13,6% wirken oft und immer mit. Dagegen gaben 26 % an, dass sie nie mitwirken (vgl. Abbildung 10). Mit dem Ergebnis ihrer kommunalen Mitwirkung war nicht ganz die Hälfte der befragten Jugendlichen auch zufrieden: 36,1% zeichneten sich zufrieden und 11,1% sogar sehr zufrieden (Bertelsmann-Stiftung 2007, 66). Das jüngere Alter der Jugendlichen und die höhere Schulform sind die zentralen strukturellen Einflussgrößen auf ein positives Partizipationsverhalten.

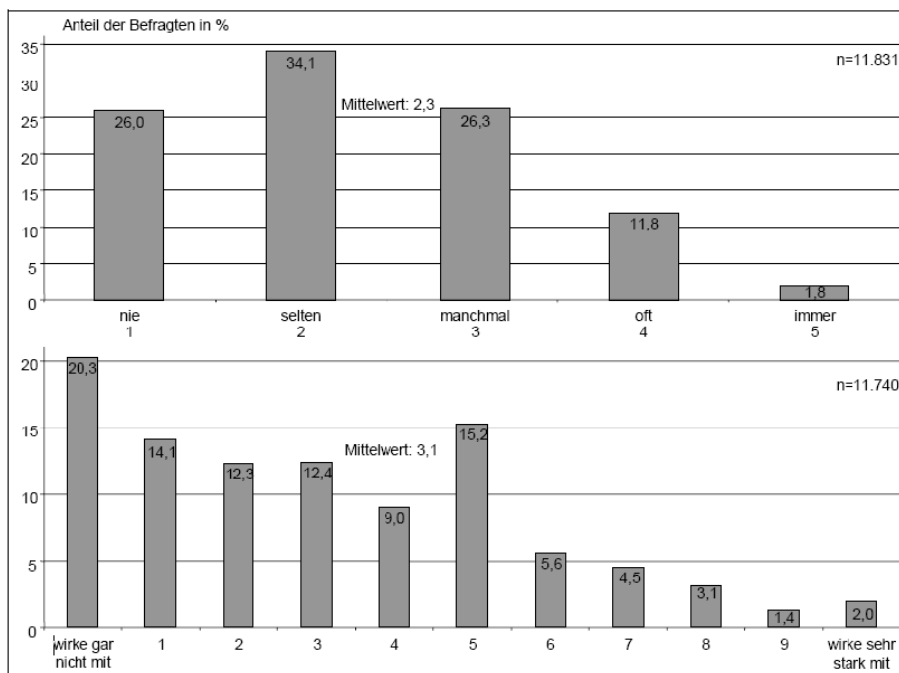


Abbildung 10: Häufigkeit (oben) und Intensität (unten) der Mitwirkung am Wohnort (in %) Bertelsmann-Stiftung 2007

Da bei der Studie ‚mitWirkung‘ sowohl Schüler als auch die Kommunalverwaltungen befragt wurden, sind deutliche Diskrepanzen in den Einschätzungen ablesbar. Es ist nicht so, dass diejenigen Kommunen, die sich als sehr partizipationsorientiert einschätzen, auch von den Jugendlichen so eingeschätzt wurden. Zur Erklärung des unterschiedlichen Partizipationsverhaltens wurden – neben den individuellen Faktoren – auch die Einflussgrößen am Wohnort analysiert. Vorgängige Partizipationserfahrungen, aber auch die Zufriedenheit mit den Partizipationsergebnissen und der in dem Zusammenhang erzielte persönliche Gewinn sind zentrale Faktoren der Mitwirkung. Neben dem Partizipationswillen

der Freunde, haben die Partizipationszufriedenheit am Wohnort und das Vereinsangebot den größten Einfluss auf die Jugendlichen.

Auch wenn die vorgestellten empirischen Befunde das Partizipationsfeld Kommune als sehr entwicklungsfähig erscheinen lassen, entstanden zugleich vielerorts interessante Partizipationsprojekte – zuerst in einigen kleinen Städten und Gemeinden, später vor allem in Großstädten. In den 1990er Jahren bildeten sich in fast allen größeren Städten Beteiligungsprojekte, die überwiegend sachlich und zeitlich begrenzt waren (Ottersbach 2001). So besteht ein breites Spektrum an Verfahren und Möglichkeiten (Möller 2000; vgl. in systematischer Form Abbildung 11).

Formen politischer Partizipation (Ottersbach 2001):

Kinder- und Jugendforen	kontinuierlich und offen
Jugendparlament/-gemeinderat	Vertretung von Jugendgruppen
Anhörung	Beteiligung an planerischen Maßnahmen
Initiativen/Projekte	zeitlich und thematische begrenzte Aktionen
Gremienarbeit	lokale Angebote in Jugend(hilfe)einrichtungen
Kommunales Wahlrecht	Wahlen für das Kommunalparlament

Grundformen der Beteiligung (Stange 2008; 2010):

- Stellvertretene Formen (wie Jugendbüro, Jugendbeauftragte)
- Beteiligung an kommunalpolitischen Institutionen (z.B. Mitarbeit in Ausschüssen)
- Kleine, punktuelle Mitsprache (wie Bürgermeistersprechstunde)
- Aushandlung und Alltagsbeteiligung (in Zukunftswerkstätten oder Gesprächsforen)
- Offene kommunale Versammlungen (Kinder-/Jugendforen, Einwohnerversammlungen)
- Repräsentative Formen (Kinder- und Jugendparlament)
- Projekte von Partizipation

Tabelle 11: Ansätze und Formen der Partizipation

Inzwischen besteht eine Reihe von Erfahrungen im Umgang mit Jugendpartizipation auf lokaler Ebene, die einerseits ein klischeehaftes Festhalten am Bild des partizipationsunwilligen Jugendlichen negieren, andererseits die Schwierigkeiten durchaus dokumentieren. Die Kölner *Kinder- und Jugendforen* wurden in den 1990er Jahren als niedrighschwellige Partizipationsangebote aufgebaut. Hierbei stellten sich zu regelmäßigen Terminen VertreterInnen aus Politik und Verwaltung der Diskussion bzw. wurden als Mentoren aktiv. Zusätzlich gab es Arbeitsgruppen, die diese Treffen vor- und nachbereiteten. In strukturschwachen Stadtteilen mit hoher Arbeitslosigkeit und hohem Migrantenanteil war es sehr viel schwerer, Kontinuität in den Foren herzustellen (Bukow 2001).

Über von außen initiierte *ortspezifische Beteiligungsverfahren* in Augsburg (Großstadt), Bobingen (Kleinstadt) und Weyarn (Gemeinde) berichtet Ködelpeter (2008) aus einem anderthalbjährigen Modellprojekt „Jugendliche gestalten ihre Zukunft in der Gemeinde mit“. Für die Umsetzung seien die jeweiligen lokalen Voraussetzungen und Akteurskonstellationen genau zu beachten und die Ergeb-

nisse sowie Verfahrensverläufe für alle Seiten möglichst offen zu gestalten. Merken die beteiligten Jugendlichen, dass schon ‚vorgedacht‘ wurde, kündigen sie oft ihre Engagement auf.

Sturzenhecker (2000) führte in der Kleinstadt Halver in Westfalen-Lippe mit Vertretern des Jugendamtes und des *Jugendparlamentes* Interviews zur Partizipation durch. Das Jugendparlament entstand in einem aufwändigen Prozess aus einem Runden Tisch des Bürgermeisters, der auf Anfragen der Jugendorganisation von Bündnis 90/Die Grünen entstand. Die Sitzverteilung erfolgte zwar proportional nach den Schulen, allerdings geschah durch die ‚Vertreter‘ kaum eine Rückkopplung in die Schulen und Szenen. Die Mitglieder betonten, dass Jugend sehr unterschiedliche Interessen hat, ‚randständige‘ Gruppen (z.B. die Cliques der Russlanddeutschen) fehlten allerdings. Die Haltung zum ländlichen Lebensumfeld war ambivalent: Die Vereinsangebote wurden als Erwachsenenwelt wahrgenommen. Anliegen sowohl der Jugendlichen als auch der Erwachsenen schien es zu sein, sich zwar „aufmüpfig“ zu zeigen, aber schnell Kompromisse zu finden, damit die politischen Verhältnisse im Mikrokosmos der Gemeinde gewahrt blieben. Kinder und Jugendliche störten sich eher während der ‚Parlamentsarbeit‘ wechselseitig in ihren Ansprüchen, sodass der Autor schlussfolgert, dass für Jugendliche konkrete Projekte günstiger wären.

Auch Burdewick (2003) gibt einen Überblick über Jugendpartizipation auf kommunaler Ebene und vertieft diesen mittels einer qualitativen Untersuchung zu einem Jugendparlament im Landkreis Gifhorn. Dazu wurden 11-18jährige Jugendliche befragt und Leitfadenterviews mit den Angehörigen des Jugendparlaments geführt. Im Ergebnis stellt sie vor allem das Problem der fehlenden Anerkennung von Jugendlichen in der kommunalen Politik heraus, dass diese sich aber auch nicht für ausreichend kompetent halten, um wirklich etwas bewegen zu können. Dies führe zu Verhärtungen der Skepsis und der Vorurteile zwischen den Generationen.

Es gibt auf lokaler Ebene Versuche, Jugendliche in sehr komplexe Verfahren einzubeziehen. Ein Beispiel hierfür ist der Berliner Stadtbezirk Marzahn-Hellersdorf; dort wurde festgelegt, dass junge Menschen ab 14 Jahren *beim Bürgerhaushalt einbezogen* werden sollen. Das ansässige Kinder- und Jugendbüro erhielt dafür eine halbe Stelle (vgl. Schlosser 2008). Es erfolgten: Hineingehen in vorhandene Vereine, Kleinräumige Kinderrechtsuntersuchungen, Erhebung an allen Oberschulen und Jugendfreizeiteinrichtungen, Einbeziehung von relevanten Themen/Schwerpunkten aus dem „Jugendwettbewerb Stadtumbau Ost“ (Bezug: öffentliche Räume bzw. Dienstleistungen), offene Befragungen im öffentlichen Raum, z.B. auf Stadtteilstellen. Geplant waren Zukunftswerkstätten mit Jugendgruppen in Freizeiteinrichtungen und Schülerinnen und Schülern in Schulen.

In einer Untersuchung zur Jugendpartizipation führte Moser 16 leitfadentorientierte Interviews mit engagierten Jugendlichen zwischen 12 und 25 Jahren, um die *Erfahrungen in kommunalen Beteili-*

gungsprojekten einzufangen. Dabei werden die Begriffe Partizipation, Beteiligung und Engagement synonym verwendet. Für die Jugendlichen ist die Beteiligung mit Lernprozessen (wie Einblicke in Strukturen, Selbstpräsentation) und Spaß verbunden. Moser führt vier Typen an: den sozial Bezogenen, den Entwicklung anstrebenden, den Orientierung suchenden und den Organisierer. In eine ähnliche Richtung gehen die Ergebnisse von Ottersbach (2001), nach dem sich die Motivation im Prozess steigerte, weil sie sich zunehmend für die Zusammenhänge interessierten. Fördernd war eine „zurückhaltende Unterstützung“ der Erwachsenen und eine Offenheit in der Umsetzung von Projekten, d.h. das nicht sofort auf die finanzielle Machbarkeit verwiesen wurde.

Auffallend ist, dass sich die Partizipationsforschung auf Aktivitäten und Beteiligungen von Jugendlichen an bestimmten Verfahren richtet, die letztlich den Anschluss an die vorhandene politische Öffentlichkeit sichern. Die entscheidenden Fragen sind hierbei oft, inwieweit solche Angebote eingerichtet werden und wie Jugendliche an diesen teilnehmen. Die Perspektive, *welche* Bedürfnisse Jugendliche formulieren und *wie* sie diese umsetzen wollen, wird in diesem Zusammenhang kaum behandelt.

2.3.5 PARTIZIPATION UND BÜRGERSCHAFTLICHES ENGAGEMENT

Als ein weiteres öffentliches Thema in wird die Partizipation von Jugendlichen in Zusammenhang mit gesellschaftlichem *Engagement* gebracht. Der Bericht der Bundesrepublik Deutschland an die Europäische Kommission über „Freiwillige Aktivitäten der Jugendlichen“ (BMFSFJ 2006) hebt ein breites Spektrum von Aktivitäten hervor: Jugendgruppenleitung, Mitarbeit in (selbst verwalteten) Jugendzentren und Jugendclubs, Jugendfreizeitarbeit, Mitarbeit in Streetwork-Projekten bzw. Mobiler Jugendarbeit, Mitarbeit in politischen (Jugend-)Vereinigungen, in Jugendverbänden in Umwelt- und Naturschutz, in Jugendinitiativen, in Bürgerinitiativen und in freiwilligen Schularbeitsgemeinschaften, ferner in Schüler- und Jugendzeitungen, in Schülercafés, im Bereich Streitschlichtung/Mediation, in selbst organisierten Computerclubs, in Mädchentreffs, in Bauwageninitiativen oder in selbst organisierter Projektarbeit, „Vertretungsorgane“, in denen Jugendliche bestimmte Gruppen und Strukturen repräsentieren (Schülervertretung/Schülermitverwaltung, Jugendgemeinderäte, Jugendverbände, Jugendringe, Heimbeiräte usw.). Aus der Vielzahl der Aufzählungen wird deutlich, dass ein nicht unbedeutender Teil des Engagements von Jugendlichen auf Aktivitäten der Mit- und Selbstbestimmung bezogen ist. Jugendliche, die sich engagieren und beteiligen, tun dies häufig auch im Erwachsenenalter (Wedekind, Daug 2007).

Der Anteil der Kinder und Jugendlichen, die bei keinem der in der Bertelsmann-Studie mitWirkung abgefragten Themen in irgendeiner Form „mitgewirkt“ haben, liegt bei rund 4 %. Am größten ist die

Beteiligung bei einigen infrastrukturellen (Sport- und Freizeitanlagen, Jugend- und Freizeittreff) sowie sozialen Themen (Vermeidung von Gewalt, Hilfe für Menschen in Not) (Bertelsmann-Stiftung o.J., 63). Der Freiwilligen survey gibt an, dass nur 17 % der Jugendlichen zwischen 14 und 19 Jahren nicht aktiv beteiligt sind, bei den älteren Jugendlichen sind es 30 % (Gensicke, Geiss 2010, 147).

An der Schnittstelle von Partizipation, Ehrenamt und Jugendarbeit war das Bundesmodellprogramm „Strukturschwache ländliche Regionen – Netzwerke und Ehrenamt“ als Teil der Programmplattform „Entwicklung und Chancen junger Menschen in sozialen Brennpunkten“ (E&C) angesiedelt. Hierbei wurde festgestellt, dass aus den Verbänden der Jugendarbeit die Konkurrenz zwischen Haupt- und Ehrenamt thematisiert wird, insbesondere kritisch die Tendenzen, bestehende Fördermöglichkeiten des SGB III im Ehrenamtsbereich zu etablieren. Trotzdem sei man darauf angewiesen, nicht neue Strukturen zu schaffen, sondern durch die Mobilisierung der vorhandenen Vereine, Gremien, Institutionen und Organisationen kooperative Netze zu bilden. Es seien Arbeitsansätze zu entwickeln, die Jugendliche an zentraler und verantwortlicher Stelle beteiligen (Mögling, Schmidt 2003). Engagement hängt mit Partizipation zusammen, weil es offensichtlich einen Zusammenhang zwischen Aktivitäten und Beteiligungen gibt. Jugendliche, die sich engagieren, wollen sich in der Regel auch beteiligen. Wird Partizipation nicht auf Entscheidungen reduziert, kann die Umsetzung von und die Verantwortlichkeit für Einrichtungen, Projekte o.ä. wiederum Mitwirkung bedeuten.

2.4 PARTIZIPATION VON BENACHTEILIGTEN JUGENDLICHEN

2.4.1 PARTIZIPATION VON SOZIOÖKONOMISCH BENACHTEILIGTEN JUGENDLICHEN

Zwar ist es nicht einfach, genau zu bestimmen, was eine sozioökonomische Benachteiligung ist. Sie orientiert sich bei Jugendlichen vor allem am sozioökonomischen Status des Elternhauses (ermittelt über Einkommen und Bildung) oder an der besuchten Schulform bzw. erstrebten oder realisierten Schulabschluss. Wie viele Jugendliche tatsächlich in Armut leben, ist statistisch nicht einfach zu sagen. Das Armutsrisiko ist für die Altersgruppe der 16- bis 24-Jährigen lag bundesweit im Jahr 1998 bei 14,9 %, im Jahr 2003 wurde ein Wert von 19,1 % ermittelt (BMAS 2008). Ebenfalls etwa 20 % beträgt der Anteil von Jugendlichen, die in Sachsen ohne Schulabschluss oder nur mit einem Hauptschulabschluss die Schule verlassen.

Die Partizipation von sozioökonomisch benachteiligten Jugendlichen wird in der Regel niedriger als bei sozioökonomisch besser gestellten beurteilt. Mit der Schulform steigt beispielsweise das Interesse an Politik und die politischen Aktivitäten. Gymnasiasten schätzen auch eher ein, dass sie in der Politik ‚durchblicken‘ (Ebner, Wächter 2008). Außerdem, darauf macht Hafenegger (2009) aufmerksam, können Jugendliche aus einkommensschwachen Haushalten nur ein beschränktes Angebot an Jugendarbeit annehmen. Es drohe eine Spaltung in der Jugendarbeit, in diejenigen Verbände, die sich den ‚normalen‘, und diejenigen, die sich den benachteiligten Jugendlichen zuwenden. Dies äußere sich auch in sozial selektiven Lernfeldern. „Blick[t] man z. B. in die soziale Zusammensetzung der Teilnehmer an Veranstaltungen der politischen oder kulturellen Jugendbildung – wie der Weiterbildung insgesamt – dann zeigt die Datenlage, dass sie überwiegend von privilegierten, sozial besser gestellten Gruppen und Milieus besucht werden. Benachteiligte Gruppen mit geringen ökonomischen und kulturellen Ressourcen stehen den Angeboten – aus unterschiedlichen Gründen – eher reserviert und distanziert gegenüber“ (ebd., 215).

In eine ähnliche Richtung weisen die Daten aus der Forschung zum freiwilligen Engagement (vor allem dem Freiwilligensurvey). Der Faktor Bildung ist bei Jugendlichen besonders gravierend. Jugendliche mit höherem Bildungsstatus sind häufiger engagiert und sie tun dies auch öfter, regelmäßiger und intensiver. Mit dem Älterwerden sind deutliche Rückgänge des Engagements bei Haupt- und Mittelschülerinnen und -schülern zu verzeichnen sind, während die Gymnasiastinnen und Gymnasiasten sehr engagiert geblieben sind. Es kann daher von einer „Verstärkung sozialer Unterschiede in der zivilgesellschaftlichen Einbindung der Jugend gesprochen werden“ (Gensicke, Geiss 2010, 149).

Die Kategorie sozioökonomische Benachteiligung ist eine derart komplexe, weil sich dahinter sehr unterschiedliche Lebenslagen verbergen (Blaschke 2003). Sie ist zudem stigmatisierend wie alle ähnlich gelagerten Begriffe. Trotzdem beschreibt sie relativ gut eine Lebenslage, bei der durch unterschiedliche, oft miteinander verkettete Faktoren, die Chance, eigene Bedürfnisse zu realisieren, erheblich eingeschränkt wird. In Bezug auf unsere Fragestellung ist es wichtig zu unterscheiden, dass es eben nicht nur um verminderte Teilhabechancen – z.B. in der beruflichen Entwicklung – geht, sondern eben auch um mangelnde Partizipationschancen, also ihre Bedürfnisse und Wünsche in der Öffentlichkeit zu artikulieren und umzusetzen.

Im Aktionsprogramm für mehr Jugendbeteiligung „Nur wer was macht, kann auch verändern!“ (2007-2009) standen sozioökonomisch benachteiligte und Jugendliche mit Migrationshintergrund im Fokus. Dabei wurde deutlich, dass diese die Sprache der Politik oft gar nicht verstehen. Sie sind über die Projekte oft gar nicht erreichbar, d.h. es fehlt ihnen der Zugang bzw. wird er von den Organisatoren gar nicht gesucht (Wächter, Zinser 2008). Partizipatives Verhalten bei benachteiligten Jugendlichen bedarf nach den Ergebnissen der Projektevaluation möglichst konstante Strukturen, also ver-

traute Menschen, die das Projekt begleiten, eine inhaltliche Nähe zur Lebenswelt benachteiligter Jugendlicher und ein gleichberechtigtes Miteinander (Ebner, Wächter und Zierold 2010). Es sei notwendig, attraktive Partizipationsmethoden, eine „leichte“ Sprache zu verwenden und an ihren konkreten Interessen anzusetzen. Je früher die Beteiligung ansetzt, eine umso höhere Identität mit dem Projektziel und damit ein anhaltendes Interesse wird erzielt (Wächter, Zinser 2008). In einer auf Expertengesprächen und best-practise-Beispielen beruhenden Untersuchung erörtern Brandt u.a. (2008) die Partizipationschancen von *benachteiligten* Jugendlichen. Zwar gäbe es immer mehr Projekte, die sich auch mit diesen befassen, aber es sei ein „zaghafter“ Prozess – auch für die Jugendlichen. „Einerseits stehen ihnen anfangs skeptische Erwachsene aus Schule und Jugendsozialarbeit gegenüber, andererseits habe sie sich selbst oft als in der leistungsorientierten Gesellschaft unerwünscht und ausgegrenzt erlebt. Diese bietet für sie weder eine sinnvolle Aufgabe, noch scheint sie an ihrer Mitgestaltung interessiert“ (ebd., 94). Zusätzlich zur ohnehin vorhandenen Benachteiligung müssen sie sich mit Erfahrungen des Scheiterns und der Stigmatisierung auseinandersetzen. Die Strukturen und Arbeitsformen der repräsentativen Modelle (z.B. Jugendparlamente) sind für Jugendliche mit Benachteiligungen weniger attraktiv. Projektorientierte Formen eröffnen dagegen mehr Chancen, dass Jugendliche partizipieren, die Voraussetzungen wie gute Ausbildung, Eloquenz und politisches Interesse nicht erfüllen (Winklhofer 2001).

2.4.2 PARTIZIPATION JUGENDLICHER MIT KÖRPERLICHER BEHINDERUNG

Die Partizipation von Jugendlichen mit körperlicher Behinderung ist ein eher vernachlässigtes Thema. Es werden ca. 5 Prozent der Jugendlichen als behindert, etwa 1 Prozent als schwerbehindert eingestuft, ca. 10 bis 12 Prozent weisen chronische Erkrankungen auf (Ohlbrecht 2007).

Die Partizipationsmöglichkeiten von Jugendlichen mit körperlicher Behinderung spielen in der öffentlichen Diskussion kaum eine Rolle. Zwar gewinnt das Thema Partizipation von Behinderten an (politischer) Bedeutung, aber bei genauerem Hinsehen erfasst es zumeist nur eine Form, es wird häufig mit Teilhabe übersetzt und als NutzerInnenperspektive deklariert. Auch in der Literatur zu Partizipationschancen von benachteiligten Jugendlichen treten diejenigen mit körperlicher Behinderung kaum auf. Geht es dagegen um die Partizipation Behinderter, so wird die Jugendphase wenig thematisiert. Also wenn es um die Partizipation von Menschen mit Behinderungen geht, spielen Jugendliche keine oder nur eine randständige Rolle. Entsprechend gibt es relativ wenig Forschung auf diesem Gebiet.

Liegen schon wenige Ergebnisse zu den konkreten Bedürfnissen von Jugendlichen mit körperlicher Behinderung vor, so fehlt es zudem an Instrumenten und Interessen der Umsetzung, denn "die Ein-

flussmöglichkeiten der Nutzer/innen auf die Entwicklung der Angebote und deren Qualitätsbeurteilung [sind] weiterhin gering, da Inhalt, Umfang, Qualität und Kosten der Maßnahmen zwischen den Leistungsträgern und den Leistungserbringern verhandelt und vereinbart werden. Eine echte Nutzerkontrolle ist strukturell nicht hinreichend verankert" (Schäfers 2008, 70). So erhält der Begriff der Partizipation eher die Konnotation von Wahlchancen bei Angeboten als der tatsächlichen Einflussnahme und Veränderung. Insgesamt fällt auf, dass die Partizipationsmöglichkeiten offensichtlich stark an versorgende Einrichtungen gebunden sind.

2.4.3 PARTIZIPATION VON JUGENDLICHEN MIT MIGRATIONSHINTERGRUND

Die Stellung jugendlicher Migranten in Partizipations- und Integrationsprozessen ist bereits seit einigen Jahren mal mehr, mal weniger im Fokus der gesellschaftlichen Aufmerksamkeit (vgl. Stiftung MITARBEIT 2008). Etwa ein Viertel aller unter 25jährigen stammt aus Zuwandererfamilien. Ethnische Zuschreibungen gehen häufig mit Problemdefinitionen einher, die keineswegs für alle Jugendliche mit Migrationshintergrund oder -erfahrungen zutreffen. Was letztlich für alle Jugendlichen mit Benachteiligungen gilt, bedarf hier einer besonderen Erwähnung. Partizipation ist nicht das Endprodukt von Integration oder Teilhabe, sondern auch deren Voraussetzung, weil nur durch die Mitbestimmung und Mitgestaltung auch eine Identifikation mit der Gesellschaft entsteht. Die Integration von Kinder und Jugendlichen in die Gesellschaft ist also „ein voraussetzungsreiches Unterfangen, das für sein Gelingen soziale Partizipation als Praxis und Resultat zur Voraussetzung hat“ (Riegel, Geisen 2007, 7). Dieser Prozess ist komplex und beruht auf vielfältige soziale und institutionelle Interaktionsbeziehungen, „durch den sich die Möglichkeit der Partizipation als zunehmende Einbindung und Wirksamkeit in der Gesellschaft realisiert“ (ebd., 9).

Nicht nur die Lebenssituation der Jugendlichen selbst, sondern auch die strukturellen und sozokulturellen Voraussetzungen in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen (Schule, Politik, Freizeit u.a.) bilden die Voraussetzungen für Teilhabe und Mitgestaltung. Jugendliche mit Migrationshintergrund verfügen oft über geringere Teilhabechancen als Jugendliche ohne diesen. Sie sind in ihren Möglichkeiten häufiger begrenzt. Hinzu kommt nun, dass sie mit sozialen und kulturellen Zuschreibungen, mannigfaltigen Ausgrenzungen sowie Diskriminierung und Rassismus konfrontiert sind. Der Migrationshintergrund geht bei vielen Jugendlichen mit sozioökonomischen Benachteiligungen einher. Unterschiedliche Schullaufbahnen fördern und stabilisieren die Ausgrenzung und demnach auch die Benachteiligung Jugendlicher mit Migrationshintergrund (Brandt, Runge, Hannemann 2008, 11).

Jugendliche mit Migrationserfahrungen oder -hintergrund sind oft mit widersprüchlichen Partizipationsmöglichkeiten und -anforderungen konfrontiert. Die Frage, ob jugendliche Migranten erst in die

Gesellschaft integrieren müssen, um so die Voraussetzungen für gesellschaftliche Teilhabe zu erlangen oder umgekehrt, wird in der Literatur nicht eindeutig geklärt. De Facto hängen beide Prozesse zusammen; sowohl Integration als auch Partizipation haben jeweils multidimensionale und komplexe Ebenen und bauen aufeinander auf. Erfolge und Misserfolge dieser können von verschiedenen Blickpunkten her betrachtet werden, sie haben unterschiedlichste Ursachen (Weiss 2007, 15).

2.5 PARTIZIPATION UND SOZIALRAUM

Der Ort, das Stadtviertel oder die Region prägen in unterschiedlicher Weise die Lebensbedingungen von Menschen (Beetz 2009b). Die bisherigen Befunde über den Sozialraum Schule und Kommune brachten keine überzeugenden Hinweise, dass der lebensweltliche Nahraum der Jugendlichen besonders durch Partizipation gefärbt sei. Das Gegenteil scheint der Fall, wieder einmal mag sich die aus der Gemeindeforschung bekannte Feststellung bewahrheiten: *„small is not beautiful“*. Obwohl wir aus der Jugendforschung wissen, dass der nahe Sozialraum für die Jugendlichen eine große Bedeutung besitzt, folgert daraus keineswegs zwangsläufig, dass sie hier ihre Bedürfnisse und Wünsche einbringen können bzw. denken, dass sie es können.

Jugendliche sind – in Abhängigkeit von ihrem Alter – an bestimmte Orte gebunden. Zum einen sind sie durch den Wohnsitz der Herkunftsfamilie in der Wahl ihres Ortes eingeschränkt, das Auszugsalter aus dem Elternhaus ist aus unterschiedlichen ökonomischen und sozialen Gründen relativ spät. Zum anderen sind sie in ihrer Mobilität selbst eingeschränkt. Im Jugendalter nimmt der Aktionsradius zwar erheblich zu, aber welche Mobilitätsmittel zur Verfügung stehen, ist wiederum von den lokalen Angebotsstrukturen und der individuellen Verfügbarkeit abhängig.

Die folgende Untersuchung bezieht Partizipation auf bestimmte soziale Räume – die Großstadt Chemnitz (insbesondere das Reitbahnviertel als Chemnitzer Quartier) und den Landkreis Mittelsachsen (insbesondere die Kleinstadt Roßwein). Wir gehen davon aus, dass der konkrete Sozialraum in verschiedener Hinsicht für die Partizipation von Jugendlichen eine Rolle spielt: Wie nahe sind den Jugendlichen kommunalpolitische Akteure, wie stellt sich das Angebot an Freizeitmöglichkeiten dar? Ländliche Sozialräume können die Partizipation fördern, weil die Zugänge zu den Akteuren einfacher und die Notwendigkeit höher ist, die Bedürfnisse in eigener Verantwortung umzusetzen. Das zeigen auch die höheren Engagementquoten im Freiwilligensurvey (Gensicke, Geiss 2010). Es kann aber auch dazu kommen, dass bestimmte Personen(gruppen) von Partizipationsmöglichkeiten ausge-

genzt werden oder es schwerer haben, sich gegen herrschende Meinungen durchzusetzen. Die besondere Situation von Jugendlichen in Dörfern wird vor allem im Spannungsverhältnis von sozialer Kontrolle bzw. dörflicher Integrationsperspektive und jugendkultureller Freisetzung bzw. eigenständigen Entwicklungsräumen beschrieben (Marx 1999, 100).

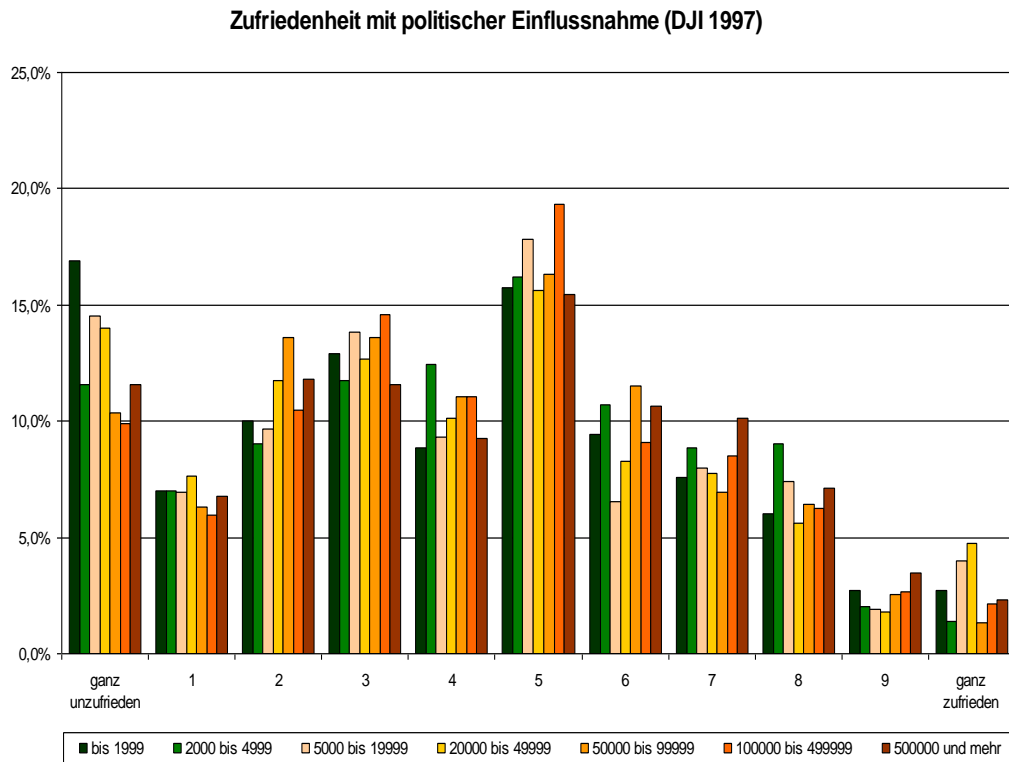


Abbildung 12: Zufriedenheit mit politischer Einflussnahme nach Gemeindegrößengruppen auf einer Skala von 0 (ganz unzufrieden) bis 10 (ganz zufrieden)
Quelle: Datenbasis Jugendsurvey 1997, eigene Berechnungen

Wie die Abbildung 12 zeigt, sind die Unterschiede in der Zufriedenheit mit der politischen Einflussnahme nach Gemeindegrößenklassen eher gering. Das heißt, es ist nicht davon auszugehen, dass die Jugendlichen in kleinen Gemeinden grundsätzlich mehr Einflussmöglichkeiten sehen würden, hier sind 17 % sogar gänzlich unzufrieden. Auch wenn die Zufriedenheit zwischen den Gemeindegrößen recht ähnlich verteilt ist, so kann dies trotzdem heißen, dass die Art und Weise der Einflussnahme entsprechend der Gemeindegröße anders ausfallen kann. Es ist sogar anzunehmen, dass sich Jugendliche in den Anforderungen an Partizipation nach ländlichen und großstädtischen Räumen unterscheiden.

Eine qualitative Studie untersuchte vor einigen Jahren die Situation von Jugendlichen im Westerwaldkreis. Ein wichtiges Ergebnis war, dass über die Hälfte der Jugendlichen bereit ist, für ein besse-

res Freizeitangebot mitzuarbeiten, vor allem in kleinen Orten. Für Politik vor Ort interessieren sich etwa ein Drittel der Jugendlichen, wiederum vor allem in kleineren Orten (Schraper, Spies 2002).

Für uns steht die Frage, ob Jugendliche als Effekt ihrer stärkeren Ortsbindung sich in besonderer Weise für ihr Lebensumfeld interessieren, wie sie es nutzen können, welche Angebote vorhanden sind, welche Räume ihnen zur Verfügung stehen und wie sie diese gestalten können. „Gerade so genannte schwierige Quartiere motivieren offenbar zur Pädagogisierung. [...] Die (sozial)pädagogische Reduktion wird jedoch von den Kindern und Jugendlichen konterkariert, die sich ihr Quartier durchaus erfolgreich angeeignet haben und es trotz mancher Mängel für das beste der Welt halten. Für die ‚Kids‘ ist die soziokulturelle Mischung der Straße genauso selbstverständlich, wie es der Verkehr und die Umweltbelastungen und die schwierige Arbeitslage sind. Weil sie das sehen und weil sie sich damit identifizieren, sind sie bereit, sich aktiv zu beteiligen, wenn spezifische Fragen, Konflikte, Probleme, also Störungen der Alltagsroutinen eintreten“ (Bukow 2001, 37). Dass Jugendliche ihren Sozialraum in anderer Weise nutzen und wahrnehmen, als es Kinder oder Erwachsene tun, scheint eine Binsenweisheit zu sein, sie erfordert jedoch konsequenter Weise die Sichtweise von Jugendlichen auf ihren Sozialraum zu untersuchen. Das dörfliche oder Quartiersleben kann sehr individuell bzw. gruppenbezogen empfunden werden, z.B. der Ort als „tote Hose“, die Natur als Freizeitraum, die Suche nach Nischen oder als Organisationsbasis zur Mobilität in andere Sozialräume (Leßmeister 2008). Dies gibt wiederum Hinweise darauf, welche Partizipationsinteressen sie haben. Dabei ist darauf zu achten, dass die empirische Bedeutung der Sozialräume für die Jugendlichen wirklich ernst genommen wird, denn nicht selten werden die Einflüsse ländlicher und großstädtischer Räume auf die Lebenswelt der Jugendlichen sehr stereotyp und mit pauschalen Einschätzungen benannt.

2.6 FAZIT

Die breit gefächerte Verwendung des Partizipationsbegriffes macht es notwendig, sich darüber zu verständigen, was darunter zu verstehen ist. Wir haben uns entschieden, darunter die Möglichkeit der Artikulation und Umsetzung von Bedürfnissen und Wünschen als (politischen) Verständigungsprozess zu fassen. Nun ergibt sich die für die folgende Untersuchung die Frage, wie sich dies in dem Verständnis der Jugendlichen widerspiegelt. Anders als in den zitierten (überwiegend quantitativen) Untersuchungen fragen wir nicht direkt nach eigenem Engagement oder der Zufriedenheit mit Partizipationsmöglichkeiten. Wir wollen sehen, in welcher Weise Partizipation thematisiert wird und wo

sie in der Lebenswelt der befragten Jugendlichen auftaucht (vgl. Kapitel 5 und 6). Gleichzeitig fragen wir danach, welche Vorstellungen Kommunalpolitiker und Sozialarbeiter von Partizipation der Jugendlichen haben (vgl. Kapitel 4).

Nach der ausgewiesenen Literaturlage gibt es keine Gewissheit, was Jugendliche unter Partizipation verstehen und wie sie sie ausüben. Viele Untersuchungen lassen eher Partizipationsdefizite im lokalen Nahraum vermuten. Die umfangreichen Modellvorhaben und Initiativen der Partizipation von Jugendlichen – nicht erst in den letzten Jahren – scheinen allerdings die folgende Einschätzung zu rechtfertigen: „Es gibt keinen zu geringen Wissens- und Erkenntnisstand in Bezug auf Partizipationsmodelle, kein didaktisches Angebots- und Methodendefizit. Es scheint eher ein Einstellungs- und Handlungsdefizit auf Seiten der Erwachsenen zu geben“ (Stange 2010, 17). In eine ähnliche Richtung weist die aktuelle Veröffentlichung des Bundesjugendkuratoriums, eines zentralen kinder- und jugendpolitisches Beratungsgremiums der Bundesregierung, das in seinem Positionspapier "Partizipation von Kindern und Jugendlichen - Zwischen Anspruch und Wirklichkeit" trotz viel Rhetorik deutliche Defizite konstatiert und Empfehlungen für die Entwicklung und Stärkung partizipativer Ansätze im Kindes- und Jugendalter formuliert hat (BJK 2009). „Dass es immer wieder Versuche gibt, Kinder- und Jugendarbeit politisch zu vereinnahmen und an von Erwachsenen erwünschten Wirkungen zu messen, ist bekannt – Kinder- und Jugendarbeit soll sich um Bildungsverlierer und arbeitslose Jugendliche kümmern, um Störende, die die Ruhe auf öffentlichen Plätzen gefährden, Kinder- und Jugendarbeit soll einen Beitrag zur flächendeckenden Umsetzung der Ganztageschule leisten, [...]" (Corsa 2009, 97). Es wird uns also im Folgenden nicht nur darum gehen, ob Jugendliche partizipieren wollen und können, sondern vielmehr um die Frage, warum es so schwer fällt.

Die Diskussion um Partizipation von Jugendlichen erfolgt vor allem aus der Perspektive, dass Jugendliche an Verfahren teilnehmen, die ihnen angeboten, zugesprochen oder auch zugestanden werden. Im Folgenden geht es um die Bedeutung von Partizipation für die Jugendlichen, wo sehen sie überhaupt Bereiche, in denen sie mitwirken/mitbestimmen können? Diese Frage ist für uns umso offener als es sich um Jugendliche in benachteiligenden Lebenslagen handelt, denn sie scheinen aus der vorhandenen Partizipation weitgehend ausgeschlossen.

Wir beziehen unsere Fragen auf konkrete Sozialräume. Der Grund hierfür ist, dass wir einerseits annehmen, dass der lokale Nahraum von besonderem Partizipationsinteresse für die Jugendlichen ist, weil er in Besonderem ihre Lebenswelt darstellt. Andererseits wählten wir diesen Weg, weil wir so Informationen über das Zusammenspiel von Akteuren auf der lokalen Ebene hinsichtlich der Partizipationsvorstellungen und -interessen bekamen.

3. BESCHREIBUNG LÄNDLICHER UND GROßSTÄDTISCHER SOZIALRÄUME

3.1 METHODISCHES VORGEHEN

Die Auseinandersetzung mit den beiden ausgewählten Sozialraumtypen ‚ländlich-kleinstädtisch‘ (Roßwein) und ‚großstädtisch‘ (Chemnitz) fand jeweils über verschiedene Zugänge statt: Eine erste Annäherung gelang über Erkundungsgänge in den jeweiligen Gebieten. Obwohl die Stadträume nicht unbekannt waren, folgte daraus ein genaueres Beobachten und Wahrnehmen bereits bekannter und ein Erkunden unbekannter Orte. Erkundung des Raumes, um uns ein Bild darüber zu machen, wo sich was befindet, was markante Punkte sind und um eventuell auch schon offensichtliche Problembereiche zu erkennen.

Ein zweiter Zugang erfolgte über alte Fotodokumentationen, um die historischen stadträumlichen Entwicklungen nachvollziehbar zu machen. Daraus ergab sich die Idee eines fotografischen Vergleiches, indem Orte von historischen Bildern aus der gleichen Perspektive aufgenommen wurden. Im Vergleich von „früher“ und „heute“ ließen sich markante Veränderungen erarbeiten. Hierbei betrachteten wir die Bilder mit einem möglichst unvoreingenommenen Blick unter der Fragestellung, was der Fotograf mit diesem Bild aussagen möchte bzw. was es für Rückschlüsse auf ihn selbst zulässt. Anhand der Ergebnisse des Auswertungsgesprächs konnten die Ergebnisse gut verglichen werden, sodass sich Aufschlüsse über den „Stil“ und das Anliegen des Fotografen herausstellten.

Als dritter Zugang zum Sozialraum dienten statistisches und historisches/geschichtliches Material und Veröffentlichungen, mit denen wir die Entwicklung des Sozialraumes und die Folgen für seine Bewohner beschreiben wollten. An diesem Punkt war Ausdauer gefragt, weil weder für Roßwein noch für das Reitbahnviertel umfassende Monographien vorhanden sind, auf die wir uns hätten stützen können, sondern die Informationen über die Stadtarchive, Stadtmuseen, Internetrecherchen und Expertengespräche erschlossen werden mussten. Für das Reitbahnviertel kam erschwerend hinzu, dass es historisch weder eine eigenständige Gemeinde noch ein feststehender Stadtteil war, der in der Literatur oder Statistik entsprechend ausgewiesen wäre. Als Statistik konnte für Roßwein weitgehend die Gemeindestatistik des Statistischen Landesamtes des Freistaates Sachsen genutzt werden, für das Reitbahnviertel wurde eine eigene Abfrage beim Bürgeramt Chemnitz getätigt. Aufgrund der unterschiedlichen Datenquellen ist nicht überall eine unmittelbare Vergleichbarkeit gegeben. Soweit es möglich war, wurde die Entwicklung der Jahre 2005 zu 2009 berücksichtigt. Für das Reitbahnviertel konnten die Ergebnisse einer Aktivierenden Befragung im Mai 2010 verwendet werden, die Aus-

sagen über die Zufriedenheit der Bewohner mit und in ihrem Wohngebiet ermöglichen (Beetz 2010). Im gleichen Zeitraum führten wir eine kleine Bürgerbefragung in Roßwein durch, um das Verhältnis der Bürger zu ihrer Stadt zu erfragen.

Für beide Sozialräume wurden wichtige Infrastrukturangebote kartiert, um den Sozialraum darzustellen. Vor allem wurden die Bereiche Bildung, Freizeit, Kultur und soziale Einrichtungen erfasst, insbesondere solche, die für Jugendliche interessant sind. Mittels verschiedener Skizzen und Symbole wurde der Aufbau des Sozialraumes bildlich veranschaulicht und die Frage geklärt, wie einzelne Flächen im Sozialraum genutzt werden (können).

Nach den allgemeinen Aussagen zu den Sozialräumen kam es uns darauf an, die Besonderheit für die Jugendlichen herauszuarbeiten. In Gesprächen mit anderen Kommilitonen entstand die Idee Fotos durch Jugendliche schießen zu lassen und diese dann auszuwerten. Anhand der selbst fotografierten Motive fanden mit den Jugendlichen Gespräche statt, die eine nachgelagerte Reflexion über ihren Sozialraum ermöglichten.

In Chemnitz arbeiteten wir mit zwei Gruppen (zwei Jungen sowie ein Junge und ein Mädchen), in Roßwein mit einer Gruppe (zwei Mädchen). Bei einer Roßweiner Gruppe (zwei Jungen) kam der zweite Kontakt nicht zustande, obwohl wir mehrere Kontaktaufnahmen versuchten. Wir vermuten, dass wir die Jungen ungewollt einem hohen Druck aussetzten und sie sich deshalb nicht trauten uns zu sagen, dass sie die Aufgabe nicht erfüllen konnten.

Die Auswertung der Fotografien erfolgte derart, dass wir zunächst diese danach analysierten, was für ein Ort dargestellt wurde und wodurch sich dieser charakterisieren lässt. Wir äußerten Vermutungen, was die Jugendlichen bewogen haben könnte, diesen Ort in dieser Weise fotografiert zu haben. In einem weiteren Schritt stellten wir unsere Ergebnisse den Äußerungen und Kommentaren der Jugendlichen gegenüber. Schließlich überlegten wir, welche Rückschlüsse sich auf die sozialräumliche Nutzung der Jugendlichen ziehen lassen.

Ohne inhaltlich zu viel vorwegzunehmen, müssen wir eingestehen sehr verblüfft gewesen zu sein, angesichts der hervorragenden Fotos der Roßweiner Mädchen. Dies führte uns vor Augen, dass wir, obwohl wir selber kaum älter sind als die Jugendlichen, dazu neigen Jugendliche zu unterschätzen und ihnen mehr zuzutrauen ist, als angenommen.

3.2 SOZIALRAUM ROßWEIN

(SARAH ANNA RODRÍGUEZ ABELLO UND SAMUEL KIRRBACH)

3.2.1 ENTWICKLUNG DER STADT ROßWEIN

Roßwein wurde im Jahre 1220 erstmalig urkundlich erwähnt. Bereits im Zeitraum 800 bis 900 n.Chr. siedelten sich Sorben im heutigen Roßwein an. Die deutsche Besiedlung begann im Jahre 1144. Otto der Reiche (1156-1190) Markgraf von Meißen stiftete 1162 das Kloster Marien-Zelle und siedelte Bauern in der Futtergasse (heute: Stadtbadstraße) an. Die weitere Besiedlung der heutigen Altstadt wurde zum Verwaltungssitz des markgräflichen Beamten und beschleunigte die Entwicklung des Ortes. Seinen Namen erhielt Roßwein vermutlich durch seinen Steuereinnahmer Berthold von Rossewin, ca. 60 Jahre später (1286) wird Roßwein als „Stadt“ genannt. Nach dem Tod von Markgraf Heinrich dem Erlauchten (1221-1286) ging Roßwein in den Besitz von Heinrichs Enkel Friedrich den Freidigen, Pfalzgraf von Sachsen, über. Friedrich der Freidige übergab Roßwein durch Schenkung am 18. Mai 1293 an das Zisterzienserkloster Altzella bei Nossen, dem es bis zur Säkularisierung 1544 zustand (Harzbecher 2000, 3).

Roßwein musste bereits heftige Rückschläge in seiner Geschichte erdulden. So forderte die schwarze Pest 1613 zahlreiche Bürger der Stadt. Zu erwähnen ist auch der große Stadtbrand 1806, bei dem viele Gebäude in Flammen aufgingen und Roßweins schwerstes Hochwasser im Jahre 2002. Dennoch entwickelte sich Roßwein über die Jahrhunderte prächtig. Firmenniederlassungen, wie das größte Unternehmen, was Roßwein je hatte, das Schmiedewerk (ca. 1400 Beschäftigte), sind zu verzeichnen. Die Stadt wird stetig attraktiver (1868 direkter Eisenbahnanschluss nach Dresden und Leipzig) und erhält Zuwachs an Bürgern. 1871 lebten bereits 6848 Einwohner in Roßwein. Auch im 20. Jahrhundert steigt die Einwohnerzahl Roßweins. Die Gründe liegen nun aber hauptsächlich in der Eingemeindung kleinerer Ortschaften in der Umgebung. Hierin lässt sich ein erster Anhaltspunkt finden, dass Roßwein einen Wandel durchlebt hat.

Wie bei so vielen ostdeutschen Städten erfolgt der größte Einschnitt mit der Zusammenführung beider deutscher Staaten im Jahre 1990. Grundlegende Veränderungen der Rahmenbedingung der Stadtentwicklung waren die Folge. Wichtige Stichworte sind hierbei die Wiedereinführung von Privateigentum an Grund und Boden oder die Privatisierung volkseigener und genossenschaftlicher Mietwohnungen. Auf Grund ungeklärter Eigentumsverhältnisse und mangelndem privaten Engagement fand die Sanierung von Wohnungen vor allem in den DDR-Neubaugebieten durch die kommu-

nen und genossenschaftlichen Wohnungsunternehmen statt. Dadurch wurde der Wohnungsbestand aus dem 19. Jahrhundert in der Stadtmitte immer weniger attraktiv und der Leerstand stieg. Die Veränderungen im gewerblichen Bereich können als „Deindustrialisierung“ bezeichnet werden. Der Begriff beinhaltet sowohl den Übergang von der verarbeitenden Produktion zur Dienstleistung als auch den bloßen Abbau traditioneller Produktionsbereiche ohne sie durch moderne Dienstleistungen zu ersetzen. In Roßwein wird dies besonders dadurch deutlich, dass die vielen Schornsteine, welche lange Zeit das Stadtbild prägten, nahezu alle verschwunden sind (vgl. Abbildungen 13 und 14).

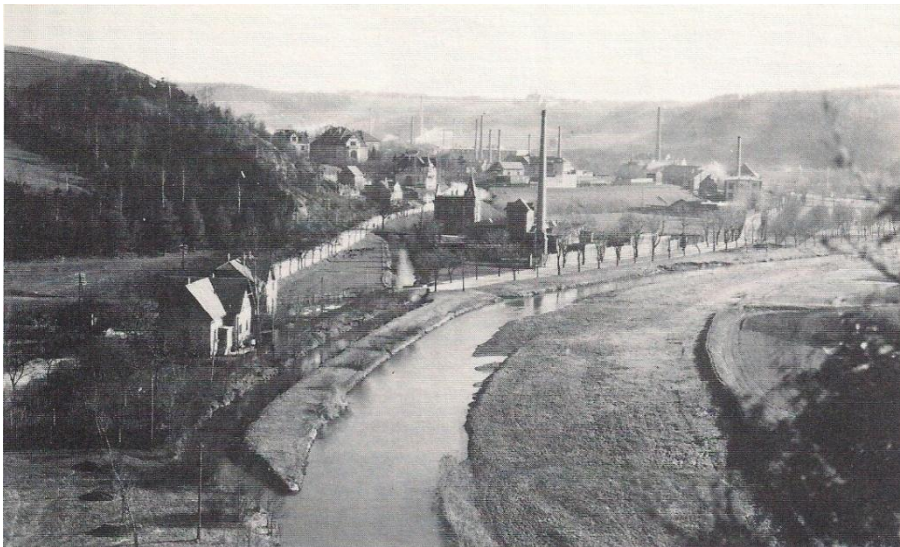


Abbildung 13: Blick auf Roßwein (20er Jahre); Roßwein in alten Ansichten - Bild 3



Abbildung 14: Blick auf Roßwein (heute); Quelle: S. Rodriguez Abello

3.2.2 DER SOZIALRAUM ROßWEIN IM ÜBERBLICK

Wenn von Roßwein als Sozialraum die Rede ist, dann halten wir es für notwendig ihn zunächst bildlich (vgl. Abbildung 15) darzustellen und ihn so etwas greifbarer zu machen.

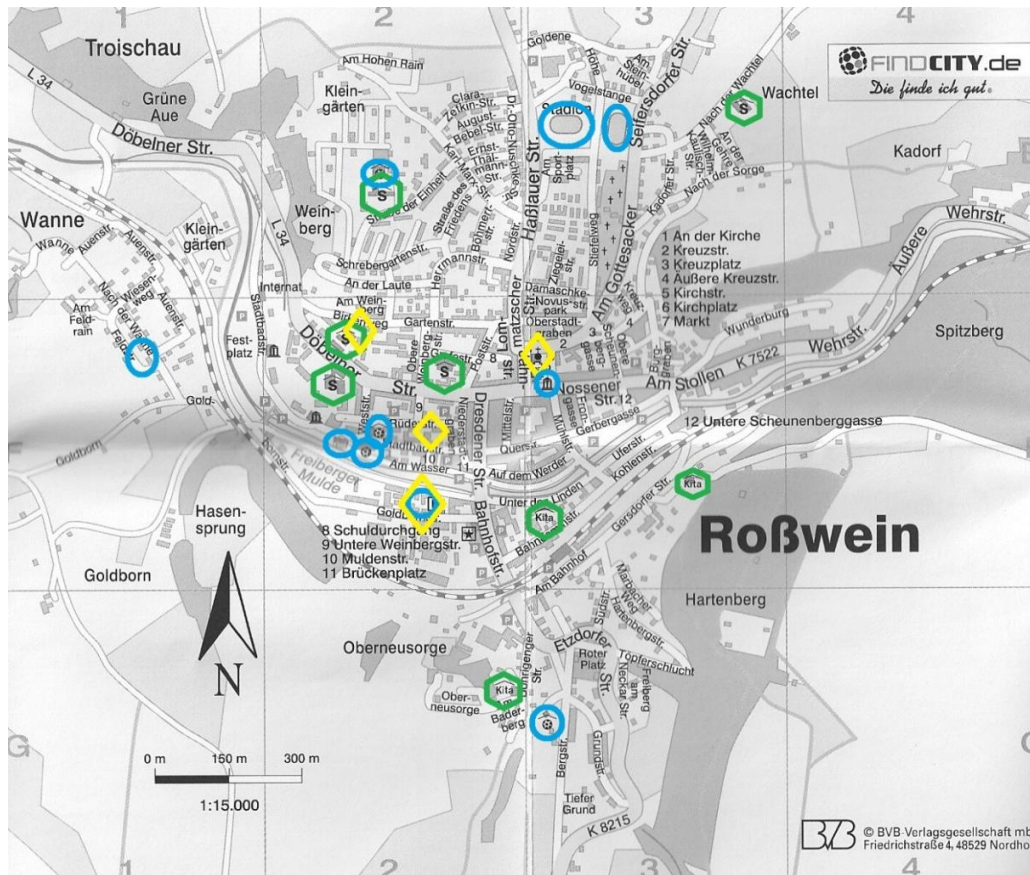
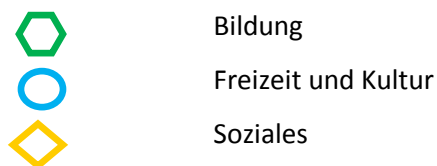


Abbildung 15: Karte Roßwein mit Einrichtungen aus drei Bereichen:



Quelle: findcity.de; eigene Markierungen

Im Bereich Bildung wurden in Abbildung 15 die ansässigen Schulen und Kitas, das Mitteldeutsche Fachzentrum Metall und Technik sowie die Fakultät Soziale Arbeit der Hochschule Mittweida angeführt. Sportstätten, die sowohl von Vereinen genutzt werden als auch öffentlich zugänglich sind (z.B. Stadtbad) und Museen stellen die meisten Institutionen aus Freizeit und Kultur dar. Im sozialen Sektor sind vor allem die Werkstatt für behinderte Menschen (WfbM) der Diakonie, das Jugendhaus, das Sächsische Institut für methodenübergreifende Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie (SIMKI) e.V. und die Kirche im Zentrum Roßweins zu nennen.

Speziell hervorheben möchten wir die Schulstruktur von Roßwein, da dies ein essentieller Bereich des Sozialraumes für das Projekt Jugendpartizipation ist. Roßwein besitzt drei Schulen. Die Grundschule Am Weinberg (11 Klassen mit 220 Schülern), die Mittelschule Geschwister Scholl (13 Klassen mit 288 Schülern) und die allgemein bildende Lernförderschule „Albert Schweizer“ (13 Klassen mit 153 Schülern).

An dieser Stelle möchten wir auf einige beunruhigende Fakten hinweisen. Von den 62 Absolventen im Schuljahr 2008/2009 erreichten zwar 28 SchülerInnen den Real- und 17 den Hauptschulabschluss. Allerdings verbleiben auch 17 SchülerInnen ohne einen Schulabschluss. Weiterhin ist kein Gymnasium vorhanden, sodass jene SchülerInnen täglich nach Döbeln fahren müssen. Etwas prekärer ist die Situation für die Jugendlichen in Niederstrießig. In ihrem Dorf lässt sich gar keine Schule finden. Das bedeutet für sie automatisch das Pendeln, unabhängig ob sie nach Roßwein (Mittelschule) oder Döbeln (Gymnasium) müssen. Als letzten Punkt bemängeln wir das Angebot an berufsbildenden Einrichtungen. Lediglich die Fakultät Soziale Arbeit der Hochschule Mittweida, welche jedoch in naher Zukunft nach Mittweida verlegt wird, und das Fachzentrum Metall und Technik bieten in dieser Hinsicht den Absolventen Ausbildungsmöglichkeiten.

3.2.3 SOZIALE UND DEMOGRAPHISCHE SITUATION

Auch anhand von Zahlen wird der Rückgang, das Schwinden von Arbeitsplätzen deutlich. Der Slogan „Roßwein hat mehr Arbeitsplätze als Einwohner“ gilt nicht mehr: Mit Stand vom 01.01.2009 waren in Roßwein 1490 Arbeitnehmer tätig.² Zum gleichen Zeitpunkt waren 7153 Personen wohnhaft in Roßwein gemeldet. Bei 2293 sozialversicherungspflichtig beschäftigten Roßweibern heißt dies - unter Berücksichtigung der Einpendler, dass ein Großteil der Beschäftigten zum Arbeiten Roßwein verlassen muss, da Roßwein selbst die nötigen Arbeitsplätze nicht mehr zur Verfügung stellen kann. Zwar gibt es neue Dienstleistungssektoren wie den Pflegedienst oder die Werkstatt für behinderte Menschen (Diakonie), doch können sie allein den Arbeitsplatzmangels nicht beheben.

Der Mangel an Arbeitsplätzen führte zur Abwanderung vieler Menschen. Diese führte neben dem Geburtenrückgang zu einem dramatischen Bevölkerungsverlust. Am 03.10.1990 lebten noch 9211 Menschen in Roßwein. In Prozenten ausgedrückt bedeutet dies einen Bevölkerungsrückgang um 22,3 %.

² Gemeindestatistik 2009 für Roßwein, Stadt (<http://www.statistik.sachsen.de/Index/21gemstat/unterseite21.htm>)

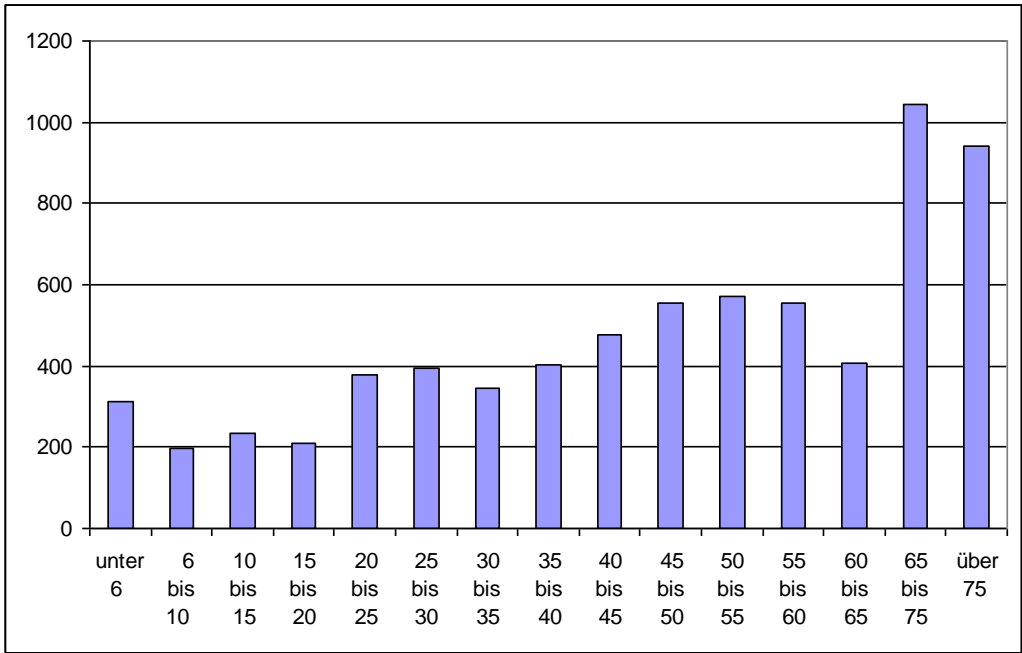


Abbildung 16: Altersverteilung nach Altersklassen 2009 (Anzahl an Einwohnern)
 Quelle: Gemeindestatistik 2009; eigene Berechnung

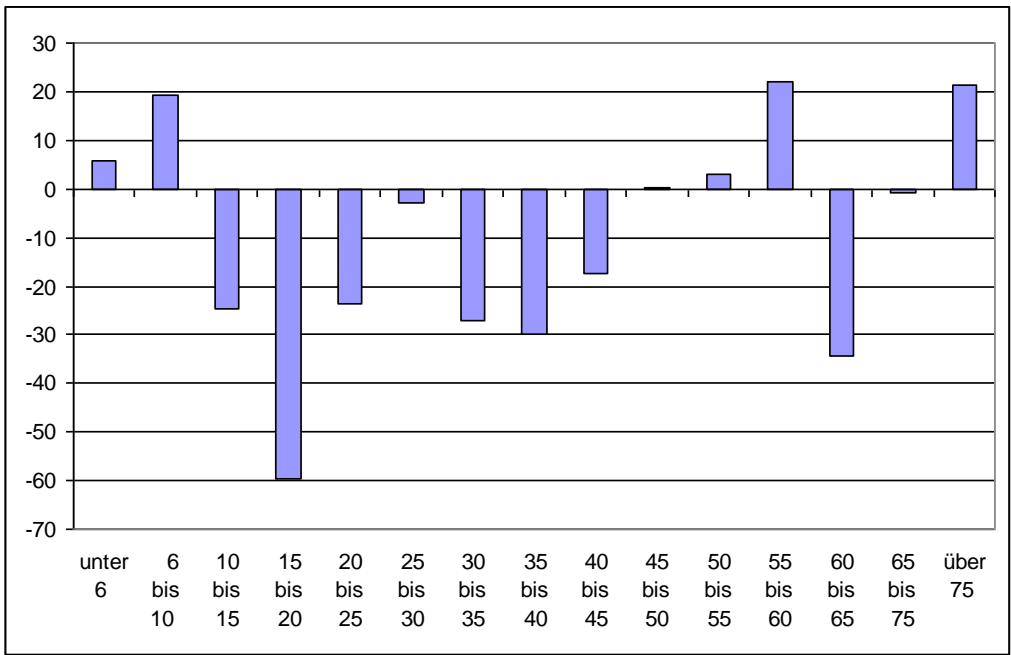


Abbildung 17: Veränderung der Altersverteilung 2009 zu 2002 (in %)
 Quelle: Gemeindestatistik 2009; eigene Berechnung

In diesem Zusammenhang möchten wir die Altersstruktur von Roßwein etwas näher betrachten (Abbildungen 16 und 17). Hier zeigt sich nun, dass die unter 20-Jährigen geringer in der Stadt vertreten sind als die anderen Altersgruppen. Besonders stark sind die Altersgruppen über 45 Jahre. Leider sind bei den über 65-Jährigen die Altersgruppen größer, so dass sie nicht ohne Weiteres vergleichbar sind, sie entsprechen im Wesentlichen denen über 45 Jahre. Eine Ausnahme bilden die 60- bis 65-Jährigen, sie verkörpern den Geburtenknick der Nachkriegszeit. Der Vergleich der Jahre 2009 zu 2002 zeigt, dass alle Altersgruppen zwischen 10 und 45 Jahren kleiner geworden sind, vor allem die Anzahl der 15- bis 20-Jährigen ist innerhalb kurzer Zeit um knapp 60 % gesunken. Diese Entwicklung wird nicht nur durch Abwanderung getragen, sondern auch durch die Sterbe- und Geburtenzahlen. In den acht Jahren des oben genannten Zeitraums sind 414 Einwohner in Roßwein geboren, 856 gestorben. Der Einwohnerverlust durch die niedrige Geburtenrate (442 Personen) ist etwas geringer als der durch die Wanderungsverluste (497 Personen). Mit Blick auf die kommenden Jahrzehnte lässt sich vermuten, dass der bereits vorherrschende Bevölkerungsrückgang weiter fortschreiten wird.

3.2.4 LEBENSQUALITÄT IN ROßWEIN

Optisch wahrnehmbar ist vor allem in der Roßweiner Innenstadt die verfallende Bausubstanz. Eine wichtige Ursache ist der Bevölkerungsrückgang, durch den viele Häuser und Wohnungen leer stehen. Dazu kommen die ungeklärten Eigentumsverhältnisse. Häufig gehören die Häuser westdeutschen Bürgern, welche nach der Wende in den Osten ‚investierten‘ in der Hoffnung auf Wertsteigerung.³ Nun bleiben diese aufgrund der genannten Fakten aus und die Besitzer sehen bei den unwahrscheinlichen Profitancen keinen Sinn darin, die Häuser zu sanieren. Die Stadt selbst müsste die Häuser aufkaufen und sanieren, um sie wieder bewohnbar und damit für das Stadtbild ansehnlicher zu machen. Dafür fehlen aber die finanziellen Mittel bzw. die Bereitschaft der Eigentümer, die Gebäude billig abzugeben. Schließlich wurden und werden Neubauten am Rande der Stadt errichtet, womit sich ein Strukturwandel vollzieht, der die gesamte Gebäude- und Infrastruktur verändert.

Gleichzeitig gibt es zum Verfall auch eine Gegenseite. Es gibt in der Stadt Initiativen, die zeigen, dass Roßwein nicht ‚tot‘ ist und auch nicht alles verkümmert. Festzustellen ist, dass historischen Gebäuden eine hohe Wertschätzung entgegengebracht wird; zu sehen am Beispiel der Alten Post. Die Abbildungen 18 und 19 zeigen, dass das Gebäude im Zeitverlauf von 100 Jahren beinahe unverändert

³ Vgl. Harzbecher 2000 sowie Expertenaussage von Herrn Thiele (Heimatverein Roßwein e.V.) während Stadtführung.

erhalten geblieben ist. Es besitzt für die Roßweiner eine hohe Symbolkraft, nicht zuletzt weil es aus Richtung Döbelner Straße und Dresdner Straße als städtisches Gebäude dominiert.



Abbildung 18: Das 1891 erbaute Postamt; Roßwein in alten Ansichten - Bild 13



Abbildung 19: Alte Post; Quelle: S. Rodriguez Abello

Mit selbstbewusstem Blick auf die Vergangenheit und stark ausgeprägtem Traditionsbewusstsein sind die Roßweiner sehr darauf bedacht sich das zu bewahren, was ihnen wirklich wichtig ist. Das im 5-Jahres-Rhythmus ausgetragene Schul- und Heimatfest stellt ein exzellentes Beispiel dafür dar. Wochenlang engagiert sich - aus der eigenen Beobachtung heraus gesehen - ganz Roßwein darum, ein

unvergessliches Fest zu schaffen und sich selbst ein paar Tage lang möglichst sorglos und voller Freude an diesem „Highlight“ zu erfreuen.

Für uns zeigt sich darin ein Mentalitätswechsel der Roßweiner Bürger, den wir mit „Lebensqualität statt Wirtschaftsförderung“ bezeichnen wollen – sich für einen lebenswerten Ort trotz der anhaltenden Deindustrialisierung einzusetzen. Es ist den Menschen enorm wichtig Kontakte zu ihren Nachbarn und Mitmenschen zu pflegen. Dabei scheuen sie sich auch nicht neue Leute kennenzulernen. Wir durften dies am eigenen Leib erleben, als uns eine ältere Dame zum Fotografieren in ihre Wohnung ließ. Umso überraschender war dies, da ältere Personen klischeehaft eher skeptisch, besonders jüngeren Personen gegenüber, zu sein scheinen. Das Engagement wird weiterhin darin deutlich, dass viele Einwohner in Vereinen tätig sind. Zu nennen sind da beispielsweise der Dampfmaschinenverein (DMVR), der Westernreit- und Fahrverein Bagadi Ranch e.V., die Gartengruppe „Weinberg“ Roßwein e.V., der Verein Roßweiner Spielleute e.V. oder der Modelleisenbahnclub (MEC). Außerdem arbeiten einige bei der Freiwilligen Feuerwehr mit oder betätigen sich in einem Sportverein wie dem Kickbox Club KBC Roßwein, der neben einem hervorragenden Internetauftritt (www.kbc-rosswein.de) auch ausgezeichneten Erfolge für Roßwein verbucht.

Dieses Vereinsengagement hat positive Effekte auf die Jugendlichen. Für sie stellen die Vereine Möglichkeiten dar, um mit älteren Generationen in Kontakt zu treten und sich auszutauschen. Über familiäre, freundschaftliche oder vereinsbezogene Aktivitäten sind viele Roßweiner miteinander verbunden, die soziale Differenzierung nach Alter, Status oder politischer Einstellung ist weniger stark ausgeprägt. Aus diesem Grund nehmen sich auch die Generationen nicht als störend wahr, sondern bestenfalls gar als Bereicherung. Zwei befragte Mädchen M. und J.⁴ bestätigten dies: Sie beschrieben, dass es kein Problem darstelle nebeneinander zu leben. So sitzen die ‚Alten‘ auf den Parkbänken an der Mulde und die beiden setzen sich nur wenige Meter abseits ins Gras. So können beide Parteien die Natur genießen ohne sich dabei in die Quere zu kommen. Die Mulde besitzt eine immense Bedeutung für die Roßweiner. Deutlich mehr als dies bei Flüssen anderer Städte der Fall ist, steht sie für die Identifikation mit der Stadt und ist Ort zahlreicher Aktivitäten. Zu beobachten ist, dass dagegen der Marktplatz, wo sich üblicherweise das Leben einer Stadt abspielt, unbelebter ist bzw. zumindest diesen Eindruck erweckt. Die Abbildung 20 zeigt den Marktplatz zu einem Festakt in der Vergangenheit, zu dem sich viele Einwohner der Stadt versammelt haben. Abbildung 21 hält dagegen einen alltäglichen Moment fest, in dem die Stadt fast ausgestorben scheint.

⁴ M. und J. sind zwei Mädchen im Alter von 13 Jahren. Sie schossen für uns Bilder mit Einwegkameras und wir führten ein gemeinsames Auswertungsgespräch (vgl. Abschnitt 3.2.6).



Abbildung 20: Marktplatz 1929; Roßwein in alten Ansichten - Bild 41



Abbildung 21: Marktplatz 2010; Quelle: S. Rodriguez Abello

Das Zentrum ist nicht in der Lage, seiner angedachten Aufgabe gerecht zu werden. Viele Geschäfte befinden sich an der Dresdner und der Döbelner Straße und ziehen die Bürger damit vom eigentlichen Zentrum weg. Des Weiteren bietet der Marktplatz kaum Möglichkeiten, um sich einen Moment zu setzen, zu verweilen oder sich mit Bekannten zu verabreden, da beispielsweise Cafès fehlen. Die Freiburger Mulde, die Roßwein durchquert, ist dafür geeigneter: An vielen Stellen des Muldenufers lassen sich Bänke, Wiesen, Spielplätze, Radwege, etc. finden. Allein schon das Ambiente der schönen

Natur sticht den Marktplatz ohne Weiteres aus. Außerdem trifft man - bis auf Fahrradfahrer - auf keinen Straßenverkehr. Imposant zu sehen ist dabei, wie ein Spielplatz in der Nähe der Mulde von den unterschiedlichsten Gruppen geteilt wird. Anzutreffen sind Mütter, die ihre Kinder beim Spielen beobachten, sich dennoch ungestört unterhalten können; Teenager, welche sich in der Clique treffen, ältere Personen, die eine Pause vom Spaziergang einlegen und wenige Meter davon entfernt junge Erwachsene, die Volleyball spielen oder am Rande rauchen. Für uns ist es ein sehr bemerkenswertes Miteinander der Roßweiner.

In Folge des schweren Hochwassers von 2002 wurden auf Landesebene Pläne erstellt, die den Bau einer Hochwasserschutzmauer für die Mulde in Roßwein vorsehen. Im Zuge der Baumaßnahmen müssten sämtliche Bäume entlang beider Uferseiten gefällt werden und würden durch eine unästhetische meterhohe Mauer ersetzt. Unabhängig der Diskussion über die Notwendigkeit dieser Mauer würde der Bau Roßwein seiner schönsten natürlichen Orte berauben. Nachdem festgestellt wurde, welche zentrale Rolle die Mulde als sozialer Treffpunkt und Begegnungsstätte aller Generationen inne hat, stellt sich die Frage nach den Auswirkungen, wenn plötzlich dieser Ort aufgrund neu gewonnener Hässlichkeit wegfällt. Diese Frage ist derzeit kaum zu beantworten, da es reine Mutmaßungen wären. Allerdings ist davon auszugehen, dass die Veränderungen, die der Bau der Hochwasserschutzmauer mit sich brächte, auch eine Vielzahl von Aktivitäten und das Wohlbefinden der Roßweiner beträchtlich ‚eindämmen‘ würden.

Im Folgenden möchten wir nun den Exkurs „Roßwein im Ausnahmezustand“ behandeln und anschließend auf unsere Fotoanalyse eingehen, die die Sozialraumanalyse um den Blickwinkel von zwei 13 jährigen Jugendlichen erweitert.

3.2.5 EXKURS: ROßWEIN IM AUSNAHMEZUSTAND

Aller fünf Jahre findet in Roßwein ein traditionelles Event statt, das die Stadt in neuem Glanz erstrahlen lässt und seine Bürger zu Höchstleistungen in Sachen bürgerliches Engagement motiviert. Die Rede ist hier vom Schul- und Heimatfest das in Roßwein eine lange Tradition hat.



Abbildung 22: Rathaus beim Schul- u. Heimatfest 2010; Quelle: S. Rodriguez Abello



Abbildung 23: Mit Girlanden geschmückte Straße;
Quelle: S. Rodriguez Abello

Das Fest fand 1837 das erste Mal statt und wurde bis 1942 jährlich gefeiert. „ Die 800 Kinder der Schulen trafen sich am frühen Morgen auf dem Kirchplatz und zogen von dort gemeinsam zum Schützenhaus. Einige trugen Armbrüste und einer ein Blasrohr denn man plante allerlei kriegerische Spiele, wie Scheiben- und Vogelschießen. Die stärksten Schüler schleppten die Stangen mit den Adlern, die mit der Armbrust in ihre Einzelteile zerlegt werden sollten.

Auf dem Festplatz wurden die Kinder dann mit einem Dreierbrötchen und Braunbier bewirtet. Nach verschiedenen Spielen, wie Topf schlagen, Ringewerfen, Tanz und Gesang bekam jedes Kind ein Geschenk. Schiefertafeln, Bleistifte, Schreibhefte, Federhalter, Dinge die es in der Schule gebrauchen konnte, so sah also das erste Schulfest aus. Es

wurde mit der Zeit immer mehr zum Volksfest, obwohl der Stadtrat gegen derartige Tendenzen war - man wollte es als Kinderfest erhalten. Im Laufe der langen Geschichte hat es immer wieder Notzeiten und Kriege gegeben, durch die das Schulfest aufgeschoben werden musste. Auch der Aufwand bei

der Ausrichtung vergrößerte sich. Im Grunde ist das Schul- und Heimatfest aber immer eine Herzenssache der Rosswainer geblieben. Es ist das Ereignis, für das sie keine Mühe und persönlichen Einsatz scheuen“ (Wilfried May 2000).

Die Stadt wird verwandelt: So werden die alten Stadttore aus Pappe neu errichtet. Bunte Wimpel schmücken die Vorgärten und Straßen. Es werden Puppen gebaut die die Wege zieren und man gewinnt den Eindruck ganz Roßwein gerät in solidarische Feierlaune. Schon Tage bis Wochen vorher beginnen die, in Eigeninitiative der Bürger organisierten, Stadtverschönerungsmaßnahmen. Zunächst bringt jeder seinen Garten auf Hochglanz und schmückt ihn. Selbst brachliegende Gebäude werden von den Nachbarn mitgestaltet damit sie nicht aus dem Rahmen fallen. Es entsteht ein regelrechter Wettbewerb um den schönsten Straßenzug. Die Menschen wirken aufgeschlossen, zufrieden und



Abbildung 24: Schul- u. Heimatfest am Abend; Quelle: S. Rodriguez Abello

stolz. Es finden unzählige Klassentreffen um diese Zeit statt und in ganz Roßwein gibt es keine freien Zimmer mehr. Die Umriss des Rathauses erstrahlen im Schein einer gigantischen Lichterkette und auf dem Marktplatz wird gesellig gefeiert. Am Roßweiner Schul- und Heimatfest wird die Bedeutung von Festen in einer Stadtkultur sehr deutlich: Es ermöglicht eine Entgrenzung von Alltagserfahrungen.

Leider wird auch dieses Fest stark von Konsumstrukturen unterwandert. Wo früher die nächstgelegene Brauerei ihre Wagen aufstellte sind es heute meist Großbrauereien, die dann auch die Bierischgarnituren und Bühnen sponsern. Und die Wahl der Schulkönigin gleicht heute eher einer Misswahl, in der die Mädchen sich unter anderem auch im Bikini präsentieren. Durch diese neueren Strukturen büßt das Fest einen Teil seines traditionellen Flairs ein und erhält eher Stadtfestcharakter. In der Tradition des Stadtfestes, war es vor allem auch ein Fest der Kinder und Jugendlichen, die sich durch verschiedene Wettkämpfe beweisen konnten und mussten. Traditionelles Handwerk wurde auf dem Marktplatz angeboten und die ansässigen Einzelhandelsgeschäfte hatten kleine Stände an denen sie ihre Waren anboten. Dennoch ist das Fest, auch heute noch, für die Roßweiner ein Grund zur Freude und schafft ein großes Gemeinschaftsgefühl, welches sehr positiv zu bewerten ist.

3.2.6 FOTOANALYSE MIT ZWEI WEIBLICHEN JUGENDLICHEN IN ROßWEIN

Mittels einer Fotoanalyse wollten wir herausfinden, wie Jugendlichen den Sozialraum Roßwein sehen. Die Jugendlichen M. und J. sind 13 Jahre alt und besuchen die Mittelschule Roßwein. Wir lernten die beiden Mädchen an einem ihrer Treffpunkte, einem kleinen, efeubewachsenem Brunnen kennen. M. und J. fotografieren gern in ihrer Freizeit, dies hat Beide unter anderem motiviert uns bei der Fotoanalyse zu unterstützen. Sie hatten von uns die Aufgabe erhalten, mit der Einwegkamera Orte zu fotografieren, die sie meiden, und Orte, an denen sie sich gerne aufhalten. Im Auswertungsgespräch erzählten sie uns jedoch, dass es eigentlich keine Orte gäbe, die sie meiden. Aus diesem Grund hatten sie beschlossen Orte zu fotografieren, an denen sie sich früher öfter aufgehalten haben, und Orte, die sie heute oft aufsuchen. Besonders spannend ist dabei, dass man bei genauer Betrachtung der Bilder sehen kann, wie sich die veränderten Bedürfnisse mit zunehmendem Alter auf die Wahl der Plätze auswirken.

Das Auswertungsgespräch über die Fotos führten wir in einem Raum der Hochschule durch. Wir entschieden uns jedoch nicht für einen Seminarraum, sondern gezielt für das „wohnlicher“ anmutende Büro des Fachschaftsrates, um bei den Mädchen keine Assoziation einer Schulsituation hervorzurufen. Das Ziel war eine entspannte und offene Gesprächsatmosphäre zu schaffen. Dies ist uns gelungen - M und J. waren sehr aufgeschlossen und gaben uns bereitwillig einen tiefen Einblick in die Gestaltung ihrer Freizeit.

Zunächst baten wir die Jugendlichen die Fotos für uns zu sortieren. Dies war ein besonders spannender Moment, da wir uns vorher unabhängig voneinander Notizen zu jedem Foto gemacht hatten, ohne zu wissen, was für ein Ort es war. Wir wollten die Wirkung der Bilder auf uns festhalten, um

später zu sehen in wie weit Erwachsene eventuell ganz andere Wahrnehmungen zu Orten der Jugendlichen haben und dies zu Missverständnissen oder gar Vorurteilen gegenüber der Jugendlichen führen kann. M. und J. sortierten die Bilder. Auf dem Tisch lagen nun sieben Orte, an denen sie sich früher aufgehalten haben, und 13 Orte, an denen sie jetzt oft sind.

Zunächst möchten wir, zum besseren Verständnis, einige allgemeine Punkte aufführen, die die Auswertung der Bilder ergeben hat. Später werden wir dann an Hand von ausgewählten Bildbeispielen, die Details analysieren und die im Folgenden getroffenen Aussagen belegen.

Die Plätze, die fotografiert wurden, lassen sich in drei Hauptkategorien einordnen. Es sind zum Ersten Treffpunkte, die aufgesucht werden, um in Gesellschaft zu sein und Freunde zu treffen. Diese sind hauptsächlich gekennzeichnet durch ihre Funktionalität, sie haben meist eine zentrale Lage und die Schönheit des Ortes, die für die Jugendlichen sonst einen hohen Stellenwert einnimmt, tritt hier in den Hintergrund. Zweitens gibt es Orte die abseits der Stadt liegen und durch eine schöne Landschaft/Natur gekennzeichnet sind. Diese werden nur von den beiden Mädchen allein aufgesucht, um ungestört zu sein und zu reden. Die dritte Kategorie bilden Abenteuerorte, die meist unkonventionell und exklusiv sind, in ihnen spiegeln sich die Suche nach Autonomie und das für das Alter typische Ausreizen der Grenzen wieder.

Desweiteren lässt sich an Hand der Bilder ableiten, dass die Mädchen einen starken Bezug zur Freiburger Mulde haben. Das Wasser scheint sie zu entspannen, sie nutzen Orte an der Mulde überwiegend als Erholungsorte und Orte der Zweisamkeit unter Freundinnen. Neben der Mulde ist ein weiteres wiederkehrendes Motiv die grüne Natur, die um und auch in, Roßwein zu finden ist.

M. und J. setzen sich intensiv mit den Orten, die sie fotografiert haben auseinander. Dies zeigt sich insbesondere in der Art, wie die Bilder aufgenommen wurden. So inszenieren sie Bilder geschickt so, dass das Hauptattraktivitätsmerkmal für den Betrachter sichtbar wird. Eine Bank am Rande eines Feldes, wie in Abbildung 25, wird bewusst auf einer Seite des Bildes postiert um die Weite dieses Ortes zu verdeutlichen. Auch die horizontale, recht gleichmäßige Bildaufteilung verdeutlicht den ästhetischen Blickwinkel, den die beiden Jugendlichen einnehmen.

Diese intensive Auseinandersetzung führt bei den Mädchen zu einem feinen Gespür für die Dynamik der Orte, die sie besuchen. Sie wissen, dass ihre Ruheorte nicht zu jeder Tageszeit ruhig sind und suchen sie gezielt dann auf, wenn sie nicht mit weiteren Personen rechnen. Ähnlich verhält es sich mit den Treffpunkten. Auch der Besuch dieser Orte erfolgt nach einem gewissen Schema und steht in Zusammenhang mit anderen Faktoren wie Zeit, Jahreszeit, Lage, Umfeld, Wetter und persönlicher Situation. So wird ein Treffpunkt, wie die Sitzgelegenheit am Friedhof, im nächsten Gliederungspunkt, nur an Sommernachmittagen nach dem Besuch des Freibades genutzt. Es ist der erste größere

Platz in der Stadt, den man passiert, wenn man mit dem Fahrrad vom Freibad nach Hause fährt. Es befindet sich eine Eisdielen in der Nähe und die Jugendlichen haben das Geschehen auf der Straße im Blick. Gleichzeitig sind sie jedoch von hinten durch die große Mauer abgeschirmt. Zudem haben sie, durch die auf Ecke angeordneten Bänke, ausreichend Sitzgelegenheiten, die zum Verweilen einladen. M. und J. erzählten uns, sie treffen sich dort nach dem Besuch des Freibades mit Freunden um die Reste der mitgenommenen Proviantpakete zu verspeisen. Jeder kommt dort vorbei, wenn er nach Hause möchte, deshalb können die Treffen auch ohne gezielte Absprache stattfinden und haben bereits eine Art Ritualcharakter. Eine Ausnahme bilden die exklusiven Abenteuerorte, diese sind dadurch gekennzeichnet, dass sie von niemandem Anderem außer den Mädchen genutzt werden.

Die auf den Fotos abgebildeten Orte akzentuieren weiterhin eine altersentsprechende Abgrenzung zur Familie. Es wurden keine Orte fotografiert, an denen sie sich mit ihren Familien aufhalten.

Wir möchten nun näher auf ausgewählte Bilder eingehen, dabei werden wir zuerst zwei Orte analysieren an denen sich die Mädchen früher oft aufgehalten haben.

Die bereits oben erwähnte Abbildung 25 stellt einen abgelegenen Ort an einem Feldrand dar. In erster Linie ist dieser Ort gekennzeichnet durch die Nähe zur Natur, es gibt keine Hinweise auf Zivilisation. An Hand des Wegweisers lässt sich vermuten, dass die Bank an einem Wanderweg steht. Auffällig ist, dass der Ort durch die Mädchen reserviert wurde. Diese Reservierung erfolgte in Form von Kleidungsstücken auf der Bank, die die Assoziation zum Besetzen von Plätzen, beispielsweise in einem Seminar, auslösen. An Hand der rechts/links Aufteilung der Kleidung auf der Bank kann man erkennen, dass es sich um zwei Personen handelt. Ein weiteres prägnantes Merkmal dieses Bildes ist die Weite der Landschaft. Man kann sich vorstellen, dass es an diesem Ort bei schlechtem Wetter auch sehr ungemütlich sein kann, da er ungeschützt ist. Die Art und Weise wie das Bild arrangiert wurde, lässt auf einen Sinn für die Schönheit der Natur schließen, der wiederum die unverkennbare Auseinandersetzung der Mädchen mit ihren ausgewählten Orten bestätigt.



Abbildung 25: Bank am Feldweg; aufgenommen von M. und J.

Abbildung 25: Bank am Feldweg; aufgenommen von M. und J.

Die Entfernung zur Stadt verdeutlicht den großen Aktionsradius, den die Jugendlichen haben. Es ist zu vermuten, dass M. und J. eine besondere Verbindung zu dem Ort haben, da er im Vergleich zu den anderen Bildern etwas aus dem Rahmen fällt.

Im Auswertungsgespräch bestätigte uns M.: „Schön is´es, aber zu weit weg. Wir sind eher so hier unten...“ Mit „hier unten“ sind das Muldenufer sowie der untere Stadtteil gemeint. Die Unterteilung von unten und oben entspricht auch dem Aktionsradius ihrer Tätigkeiten, der auch durch den Standort der Schule bedingt ist. Die Grundschule befindet sich im „oberen“ Teil Roßweins, deshalb liegen viele der fotografierten Orte, an denen sie sich früher oft aufgehalten haben, in einem Radius um die Grundschule. Die Mittelschule, die Beide jetzt besuchen, befindet sich dagegen im „untern“ Teil von Roßwein, wo sie sich derzeit aufhalten. Den Platz auf dem Bild kennen M. und J. aus der Grundschule. Sie waren dort oft Drachensteigen. Heute hat der Ort keine größere Bedeutung mehr für sie, dennoch fühlen sie sich ihm durch die angenehme Kindheitserinnerung verbunden.

Abbildung 26 zeigt einen Holzspielplatz in einem Wohngebiet. Sofort wird an Hand des dominierenden Zaunes, der das Foto durchquert, deutlich, dass dieser Platz bewusst von außen abgebildet wurde. Der Spielplatz ist von den umliegenden Wohnhäusern einsichtig. Alles auf dem Bild wirkt sehr geordnet, fast schon steril in Anbetracht der Tatsache, dass es sich um einen Kinderspielplatz handelt. Es gibt keine Verstecke und es wird nicht eindeutig klar, für welche Altersgruppe, der Spielplatz konzipiert wurde. So sind beispielsweise auf den Türmen keine Sicherungen, die ein Hinunterfallen der Kinder verhindern könnten. Man kann also davon ausgehen, dass sich hier überwiegend Kinder von sechs bis zehn Jahren aufhalten, da diese motorisch sicher genug sind, um nicht ernsthaft Gefahr zu laufen sich zu verletzen.



Abbildung 26: Holzspielplatz in einer Wohnsiedlung; aufgenommen von M. und J.

Im Gespräch mit den Mädchen ergab sich, dass sie in ihrer Grundschulzeit den Weg nach Hause immer so gestalteten, dass sie am Spielplatz vorbei kamen, um noch kurz zu spielen. Heute bietet dieser

Platz keinen Reiz mehr für sie, sie können dort nicht ungestört sein, was ihnen jedoch sehr wichtig ist. Besonders M. gab an, sie wolle ja auch nicht noch in der Freizeit Kindergeschrei hören müssen, da reiche ihr schon zu Hause die dreijährige Schwester. In den Aussagen der Jugendlichen über diesen Ort wurde gleichzeitig eine alterstypische Abgrenzung zur Gruppe der Kinder deutlich. Ihre Bedürfnisse als 13-Jährige haben sich gewandelt. Sie suchen gezielt nach Ruhe und Ausgleich. Mit diesem Wandel suchten sie neue Orte auf, die ihren Bedürfnissen gerecht werden. Einige dieser Orte möchten wir nun vorstellen. Wir beginnen mit den bereits genannten Treffpunkten, da diese viel Auskunft über das soziale Miteinander der Jugendlichen geben.

Auf Abbildung 27 ist der Durchgang zwischen Marktplatz und Kirche zu sehen. Das Bild sticht sofort hervor, da sich Personen darauf befinden. Es sind Jugendliche, die dort verweilen. Der Durchgang ist wettergeschützt und bietet einen guten Blick über das Geschehen auf dem Marktplatz. Er hat zudem von allen fotografierten Orten die zentralste Lage innerhalb von Roßwein. Es ist ein Ort, der für uns eine Art Grauzone darstellt: Es ist ein zentraler Ort, der geschützt ist und zugleich auch der Provokation und dem Gesehen werden dient. Es ist der einzige Ort, der alle diese Funktionen beinhaltet, also weder das eine noch das andere darstellt.



Abbildung 27: Durchgang am Markt; aufgenommen von M. und J.

Die Jugendlichen berichteten uns, dass sie sich zumeist bei Regen oder abends dort aufhalten. Auf Passanten, die den Durchgang durchqueren möchten, könnte eine Gruppe von Jugendlichen in diesem beengten Raum einschüchternd oder verunsichernd wirken. Zudem berichteten uns die Fotografinnen, dass es nicht gern gesehen ist, wenn sie dort „rumlungern“. „Die gucken dann halt so wie...orrrr...sitzen die schon wieder hier (*verzieht abwertend ihr Gesicht*)“ erzählt J. Zum Teil wird im Besetzen dieses Ortes auch das altersentsprechende Austesten der Grenzen deutlich. Sie wissen, dass es den anderen Leuten nicht gefällt, wenn sie dort sitzen, beharren aber trotzdem auf dem Anspruch dort sitzen zu dürfen. M.: „Was willst’n machen. Kannst ja jetzt nicht überall was hinkleben: Bitte hier nicht sitzen.“ Dies gleicht einer Provokation, ist aber unserer Meinung nach wichtig für die Entwicklung im Jugendalter, solange es in einem harmlosen Rahmen abläuft.

Der Ort hat jedoch noch einen weiteren, etwas ungewöhnlichen Reiz für die Mädchen. Sie erzählten uns, dass es besonders angenehm sei dort abends zu sitzen, weil man sich bei Kälte auf die Lampen setzen könne. Diese strahlen Wärme ab und die Mädchen brauchen sich dann keine Sorgen um eventuelle Verkühlungen zu machen. Beflügelt von so viel Kreativität bei der Nutzung des Ortes probierten wir diesen Tipp selbst aus und können sagen, dass die Mädchen hier eine wirklich gute Problemlösung gefunden haben.



Abbildung 28: Treffpunkt Pavillon an der Mulde; aufgenommen von M. und J.

Das Bild vom Pavillon stellt eine Besonderheit in unserer Projektarbeit dar (Abb. 28). Durch die Aufnahme wurden wir darin bestätigt, dass die Nutzung einiger Orte ausgesprochen dynamisch ist, d.h.

manche Orte von mehreren Jugendgruppen genutzt werden. Die Mädchen erzählten uns, dass die Jugendlichen auf dem Bild, den Platz nicht verlassen wollten, um das Bild zu schießen. Dies zeugt von Rivalität, die um manche Treffpunkte in Roßwein herrscht. An diesem Ort fand auch eine Gruppendiskussion mit einer Jungengruppe statt (vgl. Kapitel 5). Wir wissen, dass der Platz von unterschiedlichen Gruppen zu unterschiedlichen Zeiten genutzt wird. Es herrscht zwar Rivalität um den Ort, dennoch scheint es gewisse Nutzungsregeln zu geben, die Streit zwischen den Gruppen verhindern. Die Nutzung verschiedener Gruppen macht ihn auch zu einem Ort des Kennenlernens neuer Jugendlicher und zum Vernetzungsort zwischen den Gruppen. Einen Ort mit ähnlicher Funktion findet man auf Bild 15A. Wie im Bild 17A zu sehen ist, liegt der Pavillon direkt am Sportplatz, auf dem sowohl Basketball als auch Fußball gespielt werden kann. In direkter Umgebung befinden sich außerdem die Mulde, der große Muldenspielplatz, unter den Jugendlichen als „Sporti“ bekannt, und der Club Roßwein. Trotz seiner Nähe zu den belebten Orten handelt es sich um einen eher ruhigen Treffpunkt. Er ist überdacht, lädt durch seine Sitzbänke zum Verweilen ein und eröffnet einen wunderbaren Blick auf die Freiburger Mulde.

Die Mädchen sind insbesondere wegen des schönen Ausblicks an diesem Ort und ärgern sich darüber, dass seit kurzem eine Sitzbank fehlt. Dieser Ort bildet für die 13-Jährigen einen Ort mit doppelter Funktion: Je nach Situation kann es ein intimer Ort sein, wo sich die Freundinnen treffen um zu reden, oder eben auch ein Treffpunkt mit anderen Freunden. Diese doppelte Funktion ermöglicht, dass M. ihren Freund an diesen Ort mitnehmen kann, da der Ort zwar die Qualität eines Intimortes⁵ hat, aber die Freundin J. nicht hintergangen wird. Andere Intimorte sind ausschließlich den beiden Freundinnen vorbehalten.



Die Abbildung 29 zeigt den Spielplatz an der Stadtbadstraße. Von den Jugendlichen wird dieser Ort „Sporti“ genannt. Gerade in den Sommermonaten ist er ein beliebter Treffpunkt aller Generationen. Er zeichnet sich durch vielfältige Aktivitätsmöglichkeiten aus. Die Fotografinnen treffen sich besonders in den Sommermona-

Abb. 29: Spielplatz an der Mulde; aufgenommen von M. und J.

⁵ Als Intimorte bezeichnen wir Orte, die nur von M. und J. zu zweit, alleine aufgesucht werden. Es handelt sich um Orte, die ihre Freundschaft bestätigen.

ten an diesem Ort mit anderen Jugendlichen, um Volleyball zu spielen. M. und J. erzählten uns, dass die älteren Jugendlichen den Jüngeren das Spielen beibringen. Es herrscht eine angenehme Sphäre, in der niemand ausgegrenzt wird, der noch nicht richtig spielen kann. Das gemeinsame Volleyballspielen erfüllt einen weiteren sozialen Zweck: Es dient dem Kennenlernen und schafft einen gegenseitigen Bezug zwischen den unterschiedlichen Jugendgruppen. M. und J. betonten dies, es schien ihnen sehr wichtig zu sein. Der „Sporti“ liegt an der Grenze zwischen Stadt und Natur und wird wahrscheinlich auch deshalb so gut besucht. Es gibt zahlreiche Sitzmöglichkeiten. Die gemeinschaftliche Nutzung der verschiedenen Altersgruppen erfolgt nach einem Schema: Im vorderen Bereich sammeln sich zumeist Kinder mit ihren Eltern, die den Spielplatz als Treffpunkt nutzen. Dieser Bereich wird durch den Club Roßwein und einen gepflasterten Gehweg mitten durch den Spielplatz begrenzt. Der Rest des Spielplatzes ist den Jugendlichen und Kindern vorbehalten. Um das Volleyballfeld und die abgebildete Tischtennisplatte sammeln sich die Jugendlichen. Die Kinder nutzen die Seilanlage. Durch diese unausgesprochene Begrenzung der verschiedenen Räume können die verschiedenen Altersgruppen miteinander verweilen, ohne sich gegenseitig zu stören. Gleichzeitig schafft er die Möglichkeit gegenseitiger Annäherung. Anders als beim Pavillon erfolgt die Nutzung nicht hinter-, sondern nebeneinander. Aus diesem Grund hat dieser Platz eine besondere Bedeutung, da es nach unserem Wissenstand keinen zweiten Platz mit ähnlicher Dynamik und Funktionalität gibt.



Abbildung 30: Naturidyll am Muldenufer; aufgenommen von M. und J.

Der idyllische Ort am Ufer der Freiburger Mulde liegt ca. 100m hinter dem Ortsausgang Roßwein in Richtung Döbeln (Abbildung 30). Hervorstechend sind auf dem Bild die vielen unterschiedlichen Grüntöne, das fließende Wasser und die geneigte Weide, die das Bild nach oben begrenzt. Es wirkt wie eine Oase der Ruhe und Entspannung.

Es handelt sich hier um einen weiteren Intimort der Mädchen. Besonders in den Sommermonaten setzen sie sich gerne an die Stelle, um die Kühle des Wassers zu genießen. Die beiden Jugendlichen verfügen über eine Art Rundgang durch Roßwein, auf dem verschiedene Intimorte und einige Treffpunkte angelaufen werden. Sie beschrieben uns einen typischen Sommertag als einen langen Spaziergang mit vielen Pausen an unterschiedlichen Orten. Der Ort, den man hier sehen kann, liegt dabei ungefähr auf der Hälfte ihrer Wegstrecke, die sie zurücklegen. Interessant ist, dass der Platz von den Mädchen zwar als Intimort genutzt wird, sie aber dennoch wissen, dass sie ihn teilen müssen: Es handelt sich bei dem Ort um eine beliebte Trinkstelle der Hundebesitzer, die auf der naheliegenden Wiese mit ihren Hunden spielen oder sie passieren. Als störend scheinen sie dies aber nicht zu empfinden, was vor allem in ihrer Sympathie für Hunde begründet scheint. Sie wissen, dass die Hundebesitzer nicht lange verweilen und haben sich damit arrangiert. Am meisten gefällt ihnen an diesem Ort das Wasser und das man sitzen und einfach nur schauen kann, ohne dass es langweilig wird. Zudem ist der Ort vom vorbeiführenden Weg aus nicht sofort zu erkennen. Die vielen Pflanzen dienen als Blickschutz. Auch auf diesem Foto wird wieder der Sinn für die Schönheit der Natur sowie die zentrale Bedeutung des Flusses/Wassers für die Jugendlichen deutlich.



Abbildung 31: Eisenbahnschienen; aufgenommen von M. und J.

Das letzte Beispiel unserer Fotoanalyse ist gleichzeitig das für uns am deutlichsten herausstechende Bild von allen. Es handelt sich bei dem Bild um einen der beiden exklusiven Abenteuerorte. Das vordere Gleis im Bild ist stillgelegt, das hintere wird vom Regionalzug befahren. Die Gleise sind das zentrale Element des Bildes und geben ihm durch ihren Verlauf eine Dynamik und Weite. Fast schon kämpferisch wirken die kleinen Bäume in der Mitte des Bildes. Ein Rückeroberungskampf der Natur gegen die Zivilisation. Der Ort lädt auf den ersten Blick nicht zum Verweilen ein. Für die Mädchen ist er jedoch mit Abstand der wichtigste. Sie sind stolz auf diesen Platz und beanspruchen ihn allein für sich. Sie treffen sich dort, um zu reden, aber auch um Fotos zu schießen. Ihnen wird an diesem Platz nicht langweilig. Besonderer Reiz ist die Gefahr. Sie nutzen die Gleise teilweise als Gehweg (überwiegend natürlich das vordere), immer in dem Wissen, dass jederzeit ein Zug neben ihnen vorbeirauschen könnte.

Es ist ihr geheimer, aber keineswegs verborgener Ort, der in verschiedener Hinsicht eine Besonderheit darstellt: So ist es der einzige fotografierte Platz, der die Schönheits-Regel durchbricht. Danach gefragt ob ihnen das denn niemand verbieten will, antworteten die Beiden: „Wer denn? Die Autos gucken nur blöd und der Bahnführer, der kann ja nischt sagen!“ Die 13 Jährigen fühlen sich an diesem Ort frei. Es gilt das Motto: Catch me, if you can! Der Reiz hat also unterschiedliche Dimensionen: Zum Einen wird man gesehen und ist doch unerreichbar. Zum Anderen ist es die Nähe zur Gefahr. Die Mädchen betonten oft, dass sie auf diesen Ort sehr stolz sind. Er gehört nur ihnen, sie müssen ihn nicht teilen. M. markierte ihn sogar mit dem Wort „MEINE“ um ihrem Gefühl Ausdruck zu verleihen. An diesem Ort sind sie nicht die braven Mädchen. An diesem Ort sind sie Grenzgängerinnen, die das Abenteuer suchen. Sie erobern sich Freiräume an denen sie nicht kontrolliert werden können und blenden die Gefahr aus. Die Wahl dieses Ortes entspricht der jugendlichen Provokation und dem Streben nach Autonomie.

Am Ende unseres Auswertungsgesprächs sprachen wir mit den beiden Jugendlichen noch einmal über ihre Erfahrungen und ihre Wahrnehmungen in Roßwein. Die Mädchen erzählten uns davon, dass ihre Schulklasse sehr bunt zusammengesetzt ist. Dies beruht auf der Tatsache, dass die Schüler aus allen umliegenden Dörfern zur Roßweiner Mittelschule fahren. Bei dem Gespräch kamen wir unter anderem auf die eingeschränkte Mobilität der Jugendlichen zu sprechen. Sie erzählten uns, dass die Schulfreunde aus Niederstrieß nach der Schule nie in Roßwein bleiben können, um gemeinsam Zeit zu verbringen. Problematisch sind hierfür die nur sporadischen verkehrenden Busse, auf die die Jugendlichen angewiesen sind. Es scheint aber auch gewisse Vorurteile der Eltern gegen die Roßweiner Jugendlichen zu geben. Unsere Gesprächspartnerinnen erzählten uns, dass es schon vorkam, dass Schulfreunde nicht in Roßwein verweilen durften, weil die Eltern keinen Umgang mit den Roßweiner Jugendlichen wünschten. So kommt es, dass die Jugendlichen stets in ihren Räumen

bleiben und selten gemeinsam aktiv werden können. Eine Ausnahme sind die Sportvereine die eine gemeinsame Plattform schaffen.

M. und J. sind keine Stubenhocker. Sie lieben die Natur und verbringen ihre freie Zeit bei Wind und Wetter draußen. Beide verbindet eine enge Mädchenfreundschaft, auf die sie stolz sind. Sie erleben, erfahren und bewerten gemeinsam. Sie unterstützen sich in den Wirren der Jugendzeit und leisten füreinander das, was die Familie in diesem Lebensabschnitt nicht leisten kann.

Ihr Eroberungszug findet nicht nur abseits der Stadt statt sondern auch an zentralen Orten, wie dem Marktplatz. Sie erobern sich Räume um gesehen zu werden. Diese Jugendlichen haben viel Potenzial. Sie interessieren sich für politische Themen wie den Bau der Hochwasserschutzmauer und möchten bei der Gegenbewegung dabei sein. Sie setzen sich intensiv mit ihrer Umwelt auseinander und sind Experten auf dem Gebiet des Umganges untereinander und mit anderen Altersgruppen. Wir durften die beiden 13 Jährigen als sehr aufgeschlossene, mutige und auch verständnisvolle Jugendliche kennenlernen. Sie sehnen sich nicht - wie oft vorverurteilt - nach Auseinandersetzung und Provokation, sondern vielmehr nach Ruhe, Ausgleich und einem fairen Miteinander aller Bewohner. Unter den Jugendlichen scheint dies, wenn man M. und J. fragt, bereits gelungen zu sein. In unserem Gespräch konnten wir feststellen, dass es tatsächlich nur eine Gruppe gab, die systematisch ausgegrenzt oder ignoriert wird - die Förderschüler. Ihr Benehmen findet unter den Gleichaltrigen Anstoß und man will sie nicht dabei haben. Leider war es uns im Rahmen unserer Arbeit nicht möglich dieses Problem zu vertiefen. Es wäre aber wünschenswert, die Problematik in der Zukunft aufzugreifen und Ursachen wie Perspektiven zu ergründen.

3.3 SOZIALRAUM REITBAHNVIERTEL (STEFANIE PECH UND PEGGY BEYER)

3.3.1 GESCHICHTLICHER ABRISS

Chemnitz „Stadt der Moderne“ – mit diesem Slogan bezieht sich die Stadt seit einigen Jahren auf ihre historische Rolle als bedeutende Industriestadt. Vor mehr als 800 Jahren entstand die Stadt im Umfeld eines Benediktinerstiftes. Über die Jahre hat sich Chemnitz zu einem wichtigen Handelsort entwickelt und wurde vor allem mit dem aufkommenden Bergbau im Erzgebirge und durch den Steinkohleabbau in Westsachsen im 19. Jahrhundert zu einem der wichtigsten Zentren des deutschen Maschinenbaus und der Textilindustrie. Chemnitz wurde in dieser Zeit auch Little Manchester oder Rußchemnitz genannt. Die wirtschaftliche Bedeutung sorgte dafür, dass Chemnitz ein primäres Angriffsziel für die alliierten Luftwaffen im 2. Weltkrieg war, so dass die Innenstadt im Februar 1945 nahezu komplett zerstört war. Von 1953 bis 1990 hieß Chemnitz Karl-Marx-Stadt - obwohl Karl Marx die Stadt nie besuchte - und war Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks. Von ihrer industriellen und vor allem sozialistischen Vergangenheit zeugen noch sehr viele Bauten. Das seit einigen Jahren so bezeichnete Reitbahnviertel bildete ein traditionelles Arbeiterwohnviertel von Chemnitz, wurde ebenso wie die Innenstadt 1945 bis auf wenige Straßenzüge zerstört und seit Anfang der 1950er Jahre neu aufgebaut.⁶

Das Chemnitzer Reitbahnviertel grenzt unmittelbar an die Innenstadt an und bildet deren südliche Erweiterung. Ein „Scharnier“ bildet der Johannisplatz, der zu den verkehrsreichsten Plätzen der Stadt gehörte. Daran schließt der Johannfriedhof an, welcher bis 1874 der Hauptfriedhof von Chemnitz war und auf dem noch heute französische Gräber aus der Zeit des Deutsch - Französischen Krieges befinden. Kennzeichnend für die wechselvolle Geschichte von Chemnitz ist die Chronologie der Namensgebung. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde der Friedhof in einen städtischen Park umgewandelt. Er erhielt 1928 den Namen Karl-Marx-Platz, von 1933 bis 1945 war es der Schlageterplatz, danach wieder Karl-Marx-Platz, seit 1974 trägt er den Namen Park der Opfer des Faschismus.

Im Reitbahnviertel gab und gibt es eine Reihe bedeutender öffentlicher Gebäude.⁷ Die Johanniskirche überstand das Inferno 1945 und dient heute als Jugendkirche der Stadt. Ein wichtiger zentraler An-

⁶ Vgl. dazu die Ausführungen zur Aktivierenden Befragung im Reitbahnviertel bei Beetz (2010).

⁷ Die folgenden Ausführungen entstammen überwiegend der Quelle: www.altes-chemnitz.de.

laufpunkt an der Schnittstelle von Innenstadt und Reitbahnviertel ist auch heute noch das 1903 gegründete Kaufhaus Tietz. Es galt als größtes und vornehmstes Geschäftshaus Sachsens, überstand die Programnacht 1938 und die Kriegszerstörungen 1945 und firmierte seit den 1960er Jahren unter verschiedenen Namen. Mit der integrierten Stadtbibliothek, der Volkshochschule, dem Museum für Naturkunde, der Neuen Sächsischen Galerie und einer Angebotsreichen Ladenpassage, stellt das Tietz Gebäude heute einen sehr wichtigen Versorgungs-, Bildungs- und Kulturort dar.



Abbildung 32: Reitbahnstraße



Abbildung 33: Reitbahnstraße im Jahr 2010

Die Reitbahnstraße, die dem Viertel heute den Namen gibt, war eine der wichtigsten Hauptverkehrsadern des "alten Chemnitz", woran auch die Straßenbahnlinie ihren Anteil hatte (Abbildung 32 und 33). Nach dem Wiederaufbau beherbergte die Reitbahnstraße zu DDR-Zeiten sowohl interessante 'Läden des täglichen Bedarfs' als auch stadtwelt bekannte Spezialgeschäfte. Hier gab es den Farben Merz und den 'Blieudung' (ein bei fast allen Chemnitzern bekanntes Geschäft für Alkohol und Zigarren), den traditionsreichen Hut-Förster und den "Schlauch" (den DDR-Baumarkt). Besonders soll die

Evangelische Buchhandlung erwähnt werden, die 1913 in Chemnitz als kleine Evangelische Buchhandlung von Richard Bach gegründet wurde, sich zu einem Verlag entwickelte und alle Schikanen der Gestapo und später des SED-Regimes überstanden hat.



Abbildung 34: Bernsbachplatz

Der Bernsbachplatz, die südliche Begrenzung des Reitbahnviertel, war einer der wichtigen Knotenpunkte der Stadt und ist heute zur Bedeutungslosigkeit verkommen (Abbildung 34). Mitte des 19. Jahrhundert führte die Zunahme der Bevölkerung dazu, dass rund um den Platz neu gebaut wurde. 1874 errichtete man die 3. Bezirksschule, das 1870 eingeweihte Realgymnasium an der Reitbahnstraße und eine Kaserne an der Ecke Ritterstraße/Bernsbachplatz. Nach 1945 errichtete man ein Wohnhochhaus, in dem vor 1990 u.a. Gastarbeiter aus dem Ausland wohnten und das heute als Hotel Verwendung findet. Anzumerken ist an dieser Stelle noch die Vielfältigkeit an Bildungsmöglichkeiten im Reitbahnviertel. Zu benennen ist hier das Agricola Gymnasium, welches 1922 seinen Platz am heutigen Park der Opfer des Faschismus erhielt. Auch die Annenschule, welche um 1950 aus den Trümmern zerstörter Häuser des zweiten Weltkrieges entstanden ist, wird heute als Grund- und Mittelschule genutzt.

3.3.2 AUFBAU DES SOZIALRAUMES

Durch seine zentrumsnahe Lage ist das Reitbahnviertel ein „mobiles“ Stadtgebiet im Bezug auf Straßenführung, Bus- und Bahnlinien. Es sind in kurzer Zeit viele verschiedene Richtungen zu erreichen, eine der interessantesten Verbindungen ist die Straßenbahnlinie 522, die zwischen Hauptbahnhof und Stollberg pendelt. Durch die bestehende Verkehrsinfrastruktur ist das Wohnen im Reitbahnviertel besonders für Jugendliche, die sich ja meist nur mit öffentlichen Verkehrsmitteln fortbewegen können, interessant. So kann man sagen, dass auch ein größerer Raum für die Arbeitssuche, den Weg

zur Schule und verschiedene Freizeitgestaltungen durch die öffentlichen Verkehrsmittel genutzt und berücksichtigt werden kann. Das zeigt sich auch durch die Anbindung der Deutschen Bahn, da durch den Südbahnhof eine direkte Verbindung zum Hauptbahnhof und zum Nahverkehr besteht.

Um einen Überblick zum stadträumlichen Aufbau des Reitbahnviertels zu bekommen, wollen wir den Sozialraum anhand der nachfolgenden Grafik erst einmal bildlich darstellen und dann genauer analysieren.

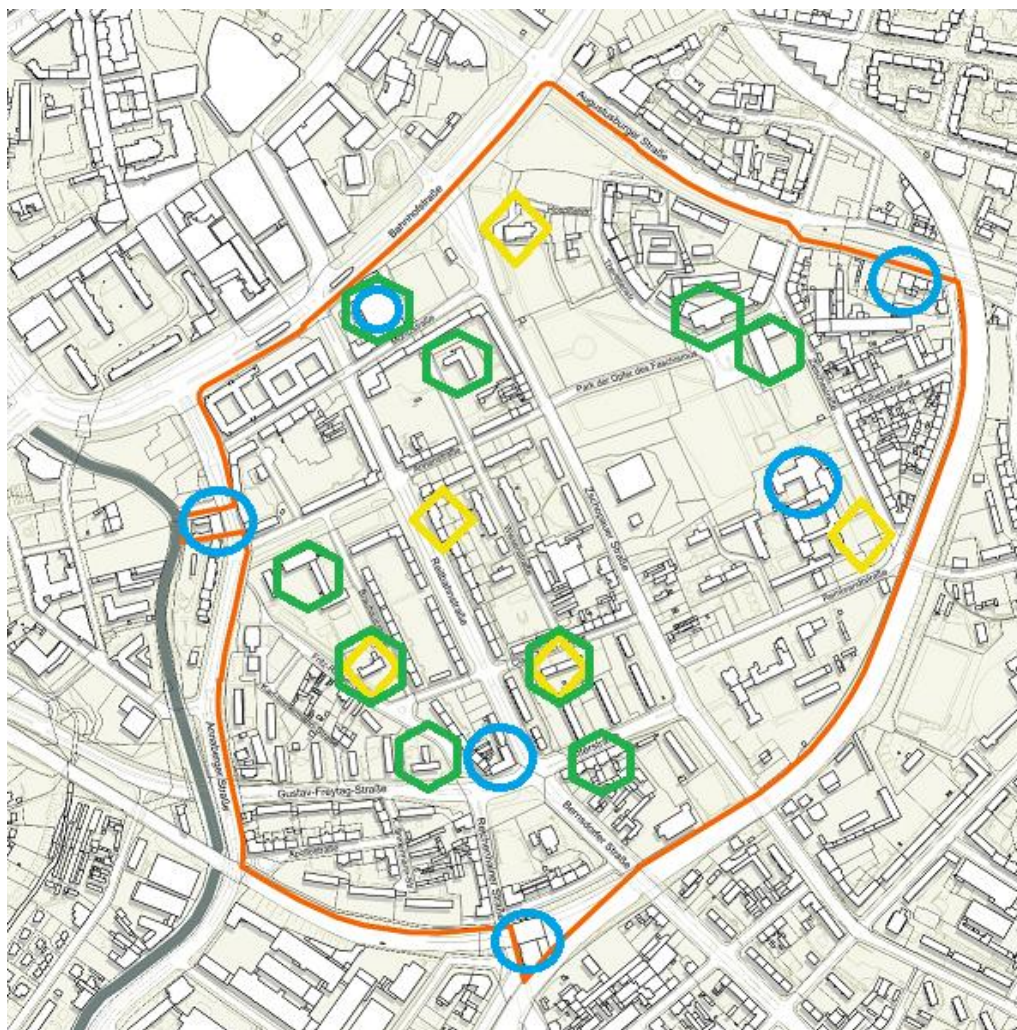


Abbildung 35: Öffentliche Einrichtungen im Sozialraum

- Legende:
- ⬡ Bereich Bildung
 - ⊙ Bereich Freizeit und Kultur
 - ⬠ Bereich soziale Einrichtungen

Das Reitbahnviertel wird durch mehrere große Hauptverbindungsstraßen durchquert. Es ist auffällig, dass das Reitbahnviertel einerseits von der Annaberger Straße, der Bahnhofstraße und der Augustusburger Straße und zum anderen von den Bahngleisen eingegrenzt wird. Die Charakteristik des Reitbahnviertels besteht einerseits in einer guten Anbindung, andererseits in der städtebaulichen

Trennung durch die Verkehrsinfrastruktur. Das Reitbahnviertel wird zudem durch das Verkehrsnetz als „Durchgangs- und Durchfahrtsgebiet“ markant. So bestehen innerhalb des Reitbahnviertels direkte Verbindungen unter den Hauptstraßen, zum Beispiel ermöglicht die Ritterstraße einen schnellen und direkten Anschluss zwischen Annaberger Straße und Zschopauer Straße. Jedoch ist die Charakterisierung als Durchfahrtsgebiet nicht zwangsläufig nur den Verbindungsstraßen geschuldet, sondern auch die wenigen Parkmöglichkeiten tragen ihren Anteil bei. Dies trifft besonders auf das Westgebiet zu, im Ostgebiet des Reitbahnviertels befinden sich eher kleinere Nebenstraßen, die kaum von Durchreisenden als Zubringer genutzt werden. Außerdem befindet sich da der Park der Opfer des Faschismus, der wohl eher dafür genutzt wird, Ruhe zu finden. Tagtäglich dienen die das Reitbahnviertel eingrenzenden Straßen Durchreisenden als Hauptverbindung, jedoch ist oft nur das Zentrum das angestrebte Ziel.

In dem relativ kleinen Stadtgebiet sind alle gängigen Schultypen ansässig. So finden wir in der Annenstraße die Annenschule, die sowohl die Funktion einer Grund- als auch Mittelschule hat. Des Weiteren befindet sich im Gebiet des Park der Opfer des Faschismus das Georgius- Agricola Gymnasium, sowie die Industrieschule. Im Tietz- Gebäude ist außerdem die Volkshochschule integriert und die Ritterstraße dient als Standort für die Euroschule.

Im Bereich der sozialen Einrichtungen ist in der Clara Zetkin Straße die Geschäftsstelle des AWO Kreisverband und Umgebung e.V. angesiedelt, hier ist auch die AWO Kindertagesstätte integriert. Des Weiteren befindet sich in der Brauhausstraße das interdisziplinäre Frühförderzentrum der Heim gGmbH. Außerdem sind in der Wiesenstraße und der Gustav-Freytag Straße zwei weitere Kindertagesstätten angesiedelt. In der Reitbahnstraße befindet sich das Freiwilligenzentrum der Stadt Chemnitz. Im Bereich der Jugendarbeit gibt es in der Theresenstraße die Jugendkirche St. Johannes, hier ist außerdem die Jugendsozialarbeit der Stadtmission Chemnitz integriert.

Das Kaufhaus Tietz in der Moritzstraße bietet eine große Vielfalt an kulturellen und freizeithlichen Angeboten, so z. B. die Stadtbibliothek, die Volkshochschule, das Museum für Naturkunde, die Neue Sächsische Galerie, sowie eine Ladenpassage im Erdgeschoss. Im Park der Opfer des Faschismus befindet sich das Schauspielhaus. Am äußersten Rand des Reitbahnviertels an der Annaberger Straße ist das Weltecho im ehemaligen Haus der „Kammer der Technik“ integriert. Hier wird ständig ein buntes Angebot an kulturellen Aktivitäten geschaffen. In der Zschopauerstraße hat man im „Studio WM“ die Möglichkeit sich in den Bereichen Tanz, Theater und Gesang zu bilden und zu beschäftigen. In der Uferstraße bietet das Tanzcenter „Passion Life“ ein breites Spektrum von Tanzkursen an. Für Events und Konzerte ist der Südbahnhof als Kultur- und Veranstaltungszentrum bekannt. Zuletzt wollen wir an dieser Stelle noch den WkB e.V (Wiederbelebung kulturellen Brachlands e.V) erwähnen, der mit

seinem experimentellen Karree, mit dem Ziel der Schaffung eines Alternativen Wohnprojektes, für viel Aufsehen gesorgt hat.

Grob kann man das Reitbahnviertel in ein West- und Ostgebiet gliedern. Wenn man symbolisch eine Linie entlang der Zschopauer Straße zieht, kann man den Schwerpunkt der Wohn- und Infrastruktur dem Westgebiet aufgrund der höheren Bevölkerungsdichte zuweisen, während sich im Ostgebiet mehr Grünanlagen und Gewerbeflächen befinden. Von dem früher noch sehr stark besiedelten Industriegebiet ist heute nicht viel übrig geblieben.

3.3.3 SOZIALE UND DEMOGRAPHISCHE STRUKTUR DES REITBAHNVIERTELS

Im Folgenden soll anhand der vorliegenden statistischen Daten die Bewohnerstruktur im Reitbahnviertel untersucht werden. Das Reitbahnviertel erlitt in den 1990er Jahren einen deutlichen Bevölkerungsrückgang, der weit über dem der Gesamtstadt Chemnitz lag (Stadt Chemnitz 2008). Nicht zuletzt infolge der Modernisierung und Sanierung des Wohnraums und der Wohngebäude stieg die Einwohnerzahl von 2005 bis 2009 wieder um 3 %.

Im Reitbahnviertel lebt mit 7,5 % ein höherer Anteil an ausländischer Bevölkerung als in der gesamten Stadt. Hierbei fällt auf, dass es eine große Anzahl an vietnamesischen (43 Personen) und türkischen (30) Staatsbürgern gibt, gefolgt von Menschen aus der Ukraine (26) und der Russischen Föderation (17).

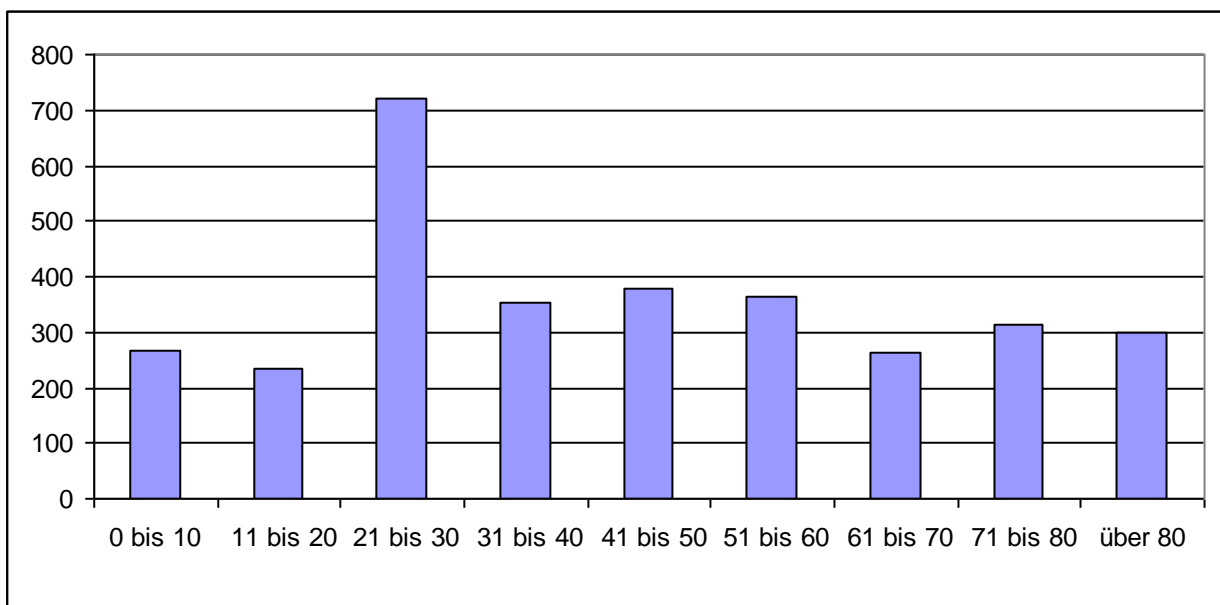


Abbildung 36: Altersstruktur nach Altersklassen 2009 (Einwohnerzahl)

Quelle: Einwohnermeldeamt Chemnitz, eigene Darstellung

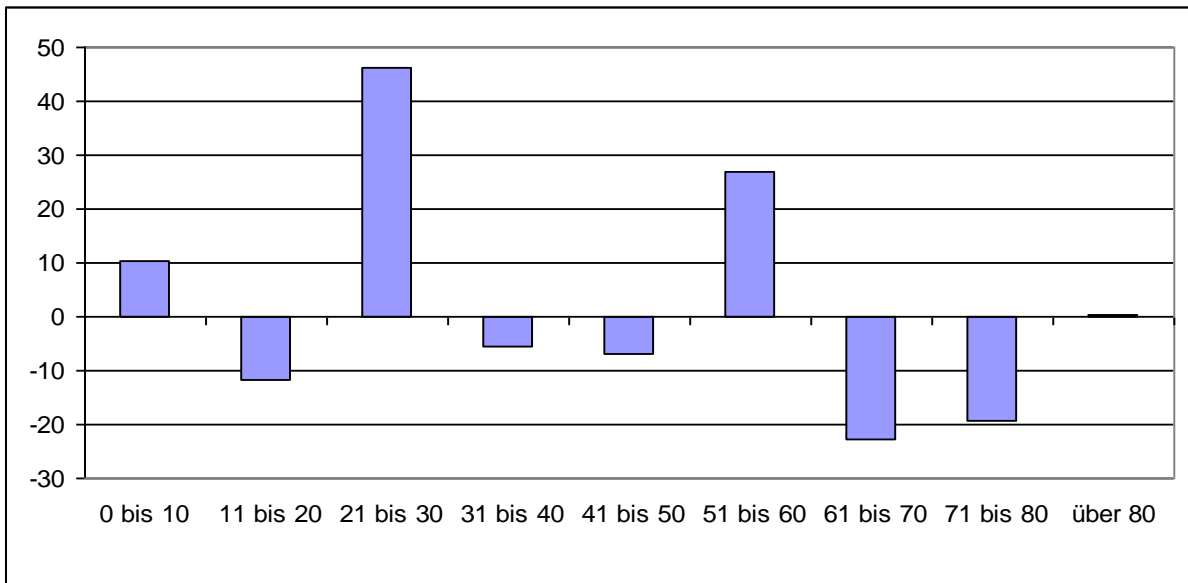


Abbildung 37: Entwicklung der Altersstruktur nach Altersklassen 2009 zu 2005 (in %)

Quelle: Einwohnermeldeamt Chemnitz, eigene Darstellung

Abbildung 36 zeigt, dass im Viertel besonders viele junge Erwachsene leben. Ihre Anzahl hat sich in den letzten Jahren merklich erhöht, währenddessen die der 'jungen Alten' zurückgegangen ist (vgl. Abbildung 37). Zwischen 2005 und 2009 ist die Anzahl der 21- bis 30-Jährigen um etwa 200 Personen angestiegen. Hierbei ist ein hoher Anteil von Studenten zu vermuten, welche wahrscheinlich zum Großteil dieser Altersgruppe angehören. Der Familienstand ist in den Altersgruppen unterschiedlich ausgeprägt, während bei den 21 bis 30-Jährigen 90 % ledig, aber nur 55 Personen verheiratet und 4 geschieden sind, nimmt der Anteil der ledigen Menschen mit zunehmendem Alter ab.

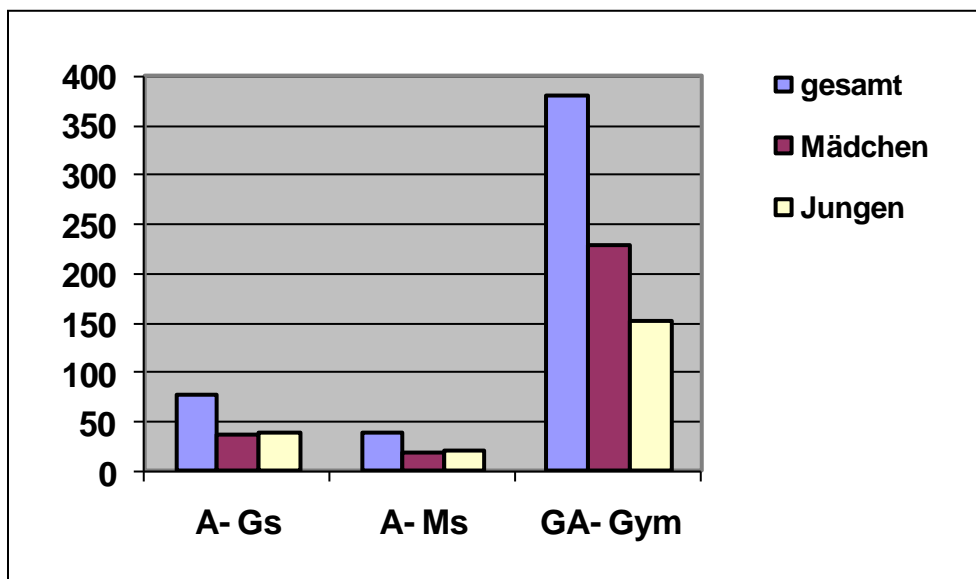


Abbildung 38: Jungen- und Mädchenverteilung im Vergleich zur Gesamtschüleranzahl in den drei Schulen des Reitbahnviertels im Schuljahr 2009/2010; **Erklärung:** A-Gs = Annengrundschole; A-Ms = Annenmittelschole; GA-Gym = Georgius- Agricola- Gymnasium

Quelle: Sächsischer Bildungsserver, eigene Darstellung

In der Abbildung 38 sind deutliche Unterschiede besonders im Hinblick auf die Anzahl der Schüler je zugehöriger Schulart zu erkennen. Im Reitbahnviertel selbst besteht ein hoher Unterschied zwischen Grund- und Mittelschule sowie Gymnasium im Hinblick auf deren Gesamtschüleranzahl. Zu berücksichtigen ist dabei, dass die Schüler der Annenschule eher aus dem Reitbahnviertel kommen, die des Gymnasiums auch aus anderen Stadtgebieten. Des Weiteren ist ein deutlich höherer Mädchenanteil am Gymnasium zu verzeichnen, hingegen ist das Geschlechterverhältnis bei Grund- und Mittelschule sehr ausgewogen. Man kann wohl sagen, dass eine sehr hohe Tendenz der Jugendlichen zur gymnasialen Bildung besteht, womit eine bessere berufliche Zukunft und Ausbildung anzunehmen sind.

3.3.4 LEBENSQUALITÄT IM REITBAHNVIERTEL

Besonders auffallend sind im Gebiet - trotz der teilweiser Sanierung - immer noch die vielen leer stehenden Gebäude, die insgesamt einen negativen optischen Eindruck vermitteln. Trotz der Zentrumsnähe trafen wir meist nur wenige Menschen im Straßenraum an. Vor allem im Kinder- und Jugendbereich herrscht nach unseren Analysen ein Mangel an Freizeitangeboten. Unserer Meinung nach herrscht in diesem Stadtgebiet zudem ein großer Interessenkonflikt zwischen jungen und alten Generationen. Das Reitbahnviertel als altes Arbeiterstadtgebiet und der spätere Wiederaufbau haben eine wichtige Bedeutung für die älteren Generationen, die die Veränderungen über Jahrzehnte miterlebt haben. Die jungen Generationen wiederum wünschen sich Perspektiven, mehr Alternativen in der Freizeitgestaltung, mehr Freiräume im Allgemeinen. Hier spielt unserer Meinung nach das EXKA eine sehr bedeutende Rolle, denn sie vertreten die Interessen der Jugendlichen, zeigen, dass sie etwas schaffen wollen und geben nicht sofort klein bei, wenn sie in einer „Sackgasse“ landen (vgl. Abschnitt 3.3.2). Hier stoßen zwei Interessen aufeinander, die bisher nur schwer zu vereinbaren sind, wohl auch, weil noch zu wenig Öffentlichkeitsarbeit geschieht und die Parteien viel zu wenig voneinander wissen.

Zu den Reibungspunkten im Reitbahnviertel zählt des Weiteren, dass die städtebaulichen Entwicklungen und Vorhaben Unmut in der Bevölkerung stiften. So sollten bereits teilsanierte Häuserreihen abgerissen werden, ohne den Bürgern dafür plausible Erklärungen liefern zu können, während andere Gebäude immer mehr verfallen und verwaisten.⁸ Einer der größten Schwachpunkte des Gebiets liegt darin, dass ein Großteil der Infrastruktur an den Rändern des Reitbahnviertels gelegen ist. Es existiert zudem nur ein geringes Angebot an Geschäften. Für Jugendliche gibt es kein breites Spektrum an Freizeit- und Kulturgestaltungsmöglichkeiten und die wenigen vorhandenen sind nur an den

⁸ Expertengespräch mit dem Stadtplanungsamt.

Gebietsgrenzen des Reitbahnviertels angesiedelt. Auffällig ist die Konzentration der vier im Reitbahnviertel befindlichen Kindertagesstätten links der Zschopauer Straße, im rechten Teil hat dagegen keine einzige Kita ihren Standort. Als nachteilig für die Lebensqualität im Gebiet erweist sich auch das hohe Verkehrsaufkommen durch die Hauptverbindungsstraßen, so gibt es immer viel Lärm und Abgasdreck. Dass unsanierte Häuser leer stehen und gründerzeitliche Wohnquartiere sogar weichen müssen, vermittelt insgesamt einen negativen optischen Eindruck und den des Verfalls.

Das Reitbahnviertel verfügt über einige Standortvorteile, die aus der Sicht von jüngeren Bürgern attraktiv sein könnten: Zunächst ist das die zentrale Lage und die gute Anbindung an Zentrum und Universität (vgl. Beetz 2010). Neben den bereits oben beschriebenen Einrichtungen haben sich eine Reihe interessanter Initiativen und Institutionen niedergelassen: das Weltecho in der ehemaligen Kammer der Technik, die Kulturinsel Artenreich inklusive Studio WM, die Initiative zur Wiederbelebung des kulturellen Brachlands im ehemaligen Kinderkaufhaus (EXKA). Letztere ist mittlerweile aus dem Reitbahnviertel verschwunden, da sie nicht mehr berechtigt waren die Räumlichkeiten in der Reitbahnstraße zu nutzen. Betrachtet man dazu die leer stehenden Ladenlokale in der Reitbahnstraße, wird klar, dass hier noch Potential für kulturelle oder soziale Alternativnutzungen vorhanden ist. Auch ist es vorstellbar, dass sich Designerinnen oder andere Dienstleister, die so genannte Kreativindustrie dort ansiedeln, z.B. im Rahmen von Existenzgründungsprogrammen.

3.3.5 FOTOPROJEKT MIT JUGENDLICHEN

Im folgenden Fotoprojekt wollen wir ein kleines Projekt mit Jugendlichen vorstellen. Wir haben uns mit einigen Jugendlichen, die Schüler der Annenschule sind, verabredet. Mit dem Mädchen waren wir bereits vorher bekannt, drei ihrer Schulkameraden erklärten sich bereit, uns bei dem Projekt zu unterstützen. Zwei der Jungen und das Mädchen waren 14 Jahre alt und ein Junge 15 Jahre. Wir haben uns im Vorfeld Fragen überlegt, die wir den Jugendlichen stellen wollten, um einen Einblick in ihre Anschauung und das Empfinden über das Reitbahnviertel zu bekommen. Als wir uns mit den Jugendlichen vor der Annenschule trafen, stellten wir uns und das Projekt noch einmal kurz vor. Wir entschlossen uns, dass jeder zwei Jugendlichen betreut, um mit ihnen weiter ins Gespräch zu kommen und sie beim Fotografieren zu begleiten. Die Kinder bildeten ohne zu zögern sofort zwei Gruppen und erzählten, dass sie sich so eingeteilt hätten, wie sie immer nach Hause gehen. So stellte sich heraus, dass der Junge und das Mädchen (Gruppe 1 – Peggy Beyer) außerhalb und die beiden Jungen

(Gruppe 2 – Stefanie Pech) im Reitbahnviertel wohnen. Für den weiteren Verlauf gingen wir mit unseren Jugendlichen los. Im Verlauf des Gespräches stellten wir jeweils folgende Fragen:

1. Wie nimmst du das RBV als Sozialraum wahr?
2. Wie nutzt du das RBV als Sozialraum im Hinblick auf die Verkehrsanbindung?
3. Welche kulturellen Angebote oder Freizeitangebote nutzt du?
4. Siehst du die momentane Entwicklung im RBV für dich als Zukunftsperspektive im Hinblick auf Beruf / Wohnen / Familie?

GRUPPE 1

Der Sozialraum Reitbahnviertel wird in dieser Gruppe nur als Standort der Schule wahrgenommen. Da sie in anderen Stadtteilen wohnen, können die beiden Jugendlichen sich kaum mit dem Reitbahnviertel identifizieren. Der ausschlaggebende Punkt für sie ist eine optimale Verkehrsanbindung, auf die sie beim Schulweg angewiesen sind, da beide Schüler täglich aus dem Stadtteil Kappel zur Schule kommen. Freizeitangebote werden nach ihren Aussagen nicht im Reitbahnviertel genutzt, da sie meist sofort nach der Schule nach Hause fahren.

Anfänglich hatten die Jugendlichen Schwierigkeiten im Bezug auf das Verständnis, was wir mit den Fotos anfangen wollen und wieso wir diese aus ihrer Perspektive aufnehmen wollen. Nachdem wir ein Stück gelaufen und etwas ins Gespräch gekommen sind, fing der Junge an, wahllos ein Bild zu machen. Auf die Frage, wieso er solch ein „zielloses“ Bild ohne einen genauen Blickpunkt macht, antwortete er nur, „na du hast doch gesagt, du willst ein Foto haben, also hab ich eins gemacht!“



Abbildung 39: Blick in die Brauhäuserstraße



Abbildung 40: Bernsbachplatz

Die Abbildung 39 zeigt den Blick in die Brauhausstraße. Diese Straße verläuft parallel zur Reitbahnstraße und führt direkt vor dem Gebäude der Annenschule entlang. Der Blick nimmt eine alltägliche Perspektive auf, er geht Richtung 'Wohnheimat'. Wenn man bis zum Ende der abgebildeten Straße läuft und einen Schwenk nach rechts macht, gelangt man dorthin. Beide Jugendliche äußerten, dass sie ausschließlich mit der Straßenbahn fahren, um nach Hause zu kommen und dass das für sie zeitlich und vom Aufwand her kein Problem darstellt. Sie sind mit dem regelmäßigen Fahrtrhythmus sehr zufrieden, weil sie meist nicht lange warten müssen. Wahrscheinlich hat der Junge früher in einer eher ländlichen Region gewohnt, da er sagte: „Bei meinem alten Zuhause musste ich ewig lang warten bis ich da mal mit dem Bus irgendwo hinkomme.“ Die Fotos sind auch in den folgenden Beispielen eher weitläufig und zeigen, dass es für die Beiden keine spezifischen Punkte gibt, auf die sie achten. Sehr deutlich wird das in der Abbildung 40. Dieses Foto zeigt die Kreuzung, an die man gelangt, wenn man die vorher benannte Brauhausstraße weiter läuft. Geradeaus hat man einen Blick zum Bernsbachplatz. Ich habe sie gefragt, wie sie den Raum, in dem sie sich hier bewegen, wahrnehmen. Als Antwort darauf kam, dass sie froh sind, hier nur zur Schule zu gehen und dass sie nicht hier leben müssen, weil es sehr laut und irgendwie "komisch" wäre. Auf meine Nachfrage, was das Mädchen mit der Aussage „...es ist komisch hier...!“ meint, konnte sie mir keine genaue Antwort geben und es war auch nicht in meinem Interesse, sie in der Hinsicht weiter zu bedrängen. Die abgebildete Kreuzung bildet insbesondere in der Hauptverkehrszeit einen großen Lärmfaktor und ist zugleich sehr gefährlich für Fußgänger.

Um festzustellen, ob die Jugendlichen andere Ecken im Reitbahnviertel interessant finden, habe den Beiden vorgeschlagen, einen anderen Weg einzuschlagen als den, den sie sonst üblicherweise nach Hause gehen. Da sie Zeit hatten und scheinbar mit der Zeit ein gewisses Interesse am Fotografieren gefunden hatten, erklärten sie sich dazu bereit. Dabei ist die Abbildung 41 (oben) an der Kreuzung Bernsdorfer Straße/Gustav-Freytag-Straße entstanden. Wieder ist eine Verkehrssituation das gewählte Motiv. Der Junge erklärte mir dazu, dass er einmal in der Woche zu seiner Oma nach Bernsdorf fahren würde, wobei die abgebildete Haltestelle ein Haltepunkt der Linie 2 ist, die nach Bernsdorf führt. Dies mag ein Beweggrund gewesen sein, diesen Blickwinkel darzustellen. Unser Weg führte uns weiter die Reitbahnstraße entlang. Keiner von Beiden machte auch nur irgendein Anzeichen, hier ein Foto machen zu wollen. Daraus könnte man schließen, dass es für sie ein eher unbekanntes Gebiet ist, da sie ja sonst keinen Grund haben, diese Straße für ihren Weg nach Hause zu benutzen. Erst als wir am Annenplatz angekommen waren, machte das Mädchen erneut ein Bild. Abbildung 42 (unten) zeigt die Kreuzung Annenstraße/Reitbahnstraße mit Blick in Richtung Annenschule, die im Hintergrund zu erkennen ist. Die zentralen Inhalte sind wiederum die Straße und die Straßenbahngleise, hinzu kommen die Grünflächen. Eine Bemerkung kam von Seiten des Jungen, der meinte: „ wenn die ollen Alkis hier ne immer rumhängen würden, dann könnten wir hier och mal bisschen chillen, wenn wir Pause haben.“ Der kleine Imbiss, der gern als Treffpunkt genutzt wird, schließt sich direkt an den linken Bildrand an und wurde sozusagen ausgeblendet. Man konnte aus dem Gespräch der Beiden heraus hören, dass sie sich sehr unwohl fühlen, wenn sie dort entlang laufen und froh sind, wenn sie so schnell wie möglich an diesem Ort vorbei gekommen sind. Abschließend fragte ich die Beiden, ob sie sich denn vorstellen können hier zu leben, zu arbeiten oder vielleicht auch eine Familie zu gründen. Beide waren sich bei der Frage nach dem Wohnen im Reitbahnviertel einig, dass sie sich gar nicht vorstellen können hier zu wohnen, weil



Abbildung 41: Kreuzung Bernsdorfer Straße und Kreuzung Annenstraße

Der kleine Imbiss, der gern als Treffpunkt genutzt wird, schließt sich direkt an den linken Bildrand an und wurde sozusagen ausgeblendet. Man konnte aus dem Gespräch der Beiden heraus hören, dass sie sich sehr unwohl fühlen, wenn sie dort entlang laufen und froh sind, wenn sie so schnell wie möglich an diesem Ort vorbei gekommen sind. Abschließend fragte ich die Beiden, ob sie sich denn vorstellen können hier zu leben, zu arbeiten oder vielleicht auch eine Familie zu gründen. Beide waren sich bei der Frage nach dem Wohnen im Reitbahnviertel einig, dass sie sich gar nicht vorstellen können hier zu wohnen, weil

es unheimlich laut ist und überhaupt nicht so schön wie dort, wo sie wohnen. In Bezug auf die Arbeit würde sie das nicht stören, denn das wäre ja ähnlich der Schule. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Fotos keine konkreten Orte, sondern Wege und Straßenräume zeigen, die die Bedeutung des Reitbahnviertels als Durchgangsraum für die beiden Jugendlichen kenntlich machen.

GRUPPE 2

Bei den beiden Jungen (M. und L.), die im Reitbahnviertel wohnen, wird eine völlig andere Perspektive deutlich. Sie leben schon seit ihrer Geburt im Wohnviertel, finden es hier sehr angenehm und zeigten sich zufrieden. Sie sind der Meinung, dass man für viele Strecken Bus und Bahn nutzen kann, gleichzeitig ist man auch zu Fuß schnell im Zentrum. Die beiden Jungen wohnen nicht weit voneinander. Vor allem erzählten sie, dass es ein wunderbarer Vorteil wäre, nicht weit weg von der Schule zu wohnen, da man so früh länger schlafen könnte als andere und am Nachmittag schnell wieder Zuhause ist. Die Jungs interessieren sich vor allem für die Events und Konzerte im Südbahnhof, von denen sie auch einige besuchen möchten, sobald es ihr Alter zulässt. Außerdem interessieren sie sich sehr für Fußball, da es aber im Reitbahnviertel keinen Verein bzw. keinen Sportplatz gibt, fahren die beiden Jungs nach Reichenhain. Damit haben sie aber keine Probleme, da es ja eine sehr gute Bahn-anbindung gibt und sie nur 5 bis 10 Minuten laufen müssen. Die Jugendlichen möchten nicht aus dem Reitbahnviertel weg, sie fühlen sich wohl und möchten auch später gern da wohnen. Trotzdem zeigen sie sich sehr realistisch, dass keiner von beiden wisse, wohin sie die berufliche Laufbahn treiben wird. Die Möglichkeit, im Reitbahnviertel zu arbeiten oder zumindest zu wohnen, würden sie aber auf jeden Fall nutzen. Das Fotoprojekt war für die beiden Jugendlichen ein großes Vergnügen und sie fanden zunehmend größeren Gefallen daran.



Abbildungen 43: Südbahnhof

Eines der kulturellen Zentren im Reitbahnviertel ist der Südbahnhof, der seit Jahren für verschiedene Events genutzt wird. Die Werbeschilder der Außenfassade in Abbildung X5 lassen sowohl auf die Nutzung als Bahnhof als auch als Lokalität schließen. L. und M. erzählten uns, dass die Gestaltung der Außenansicht des Bahnhofes bei ihnen Neugier erweckt. Sie berichteten über Gespräche mit anderen Jugendlichen in ihrer Schule, in deren Mittelpunkt immer wieder der Südbahnhof stand, da ältere Schüler bereits Events besucht hatten und davon schwärmten. M. und L. erfuhren immer wieder neue Begeisterung beim Anblick der Plakate und Graffitis im Bahnhofsinneren. Zu sehen ist des Weiteren der gewölbeförmige Durchgang bis zu den Treppen. Er wirkt durch die gestalteten Grafiken an den Wänden des Bahnhofsinneren bunt und modern. Außerdem ist fast die gesamte Wand durch Plakate von aktuellen wie bereits vergangenen Konzerten und anderen Events bedeckt. Sie wirkt wie eine große Collage. Die beiden Jungs empfinden dies nach eigenen Aussagen als sehr kreativ und sie kommen gern an diesen Ort.



Abbildung 44: Park der Opfer des Faschismus

Die Abbildung 44 zeigt den Park der Opfer des Faschismus, der von den Bewohnern als ein ruhiges, naturnahes Gebiet geschätzt wird. Für die Jungen hat der Ort aber eine andere Bedeutung, denn der Park der Opfer des Faschismus wird eher gemieden. „Das Bild gefällt uns eigentlich nicht“, sagten M. und L., „da wir uns hier nicht gern aufhalten!“. Ihre Begründung lag vor allem darin, dass der Park der tägliche Raum von Menschen ist, die sich nur zum Alkohol trinken und auch zum „Herumpöbeln“ treffen.

Die letzten Bilder zeigen ein Stück der Annenschule und Orte in der näheren Umgebung, an denen sie sich gern aufhalten (Abbildung 45 nächste Seite). Es ist zu erahnen, dass mit Absicht die Baumlandschaft fotografiert wurde, die den Eindruck eines Erholungsortes erweckt. M. und L. berichteten, dass sie es sich im Sommer gern auf der der Annenschule gegenüberliegenden Wiese gemütlich machen, um sich in den Pausen etwas zu erholen und vom Unterricht zu „verschnauften“. Außerdem würden sie hier eine Abwechslung zum Schulhof erreichen. Auch in dieser Abbildung steht das bepflanzte und grüne Erleben im Vordergrund. Die beiden Schüler erläuterten, dass sie die Schule mit besonderem Blick so gewählt haben. Im Hintergrund der bepflanzten Mauer befindet sich ein großer Schulhof, den man nur durch den umrankten Eingang erahnen kann. Den Zaun wollten sie bewusst auf dem Bild haben wollten, weil sie leider nur in der Schulzeit die Möglichkeit zur Benutzung des Schulhofes haben, jedoch nicht an Wochenenden oder schulfreien Tagen.



Bild 7



Bild 6

Abbildung 45: Grünflächen um die Annenschule

Auf der Abbildung 45 kann man auch einen Ausschnitt eines sehr schön gestalteten Spielplatzes erkennen. Man sieht die Begrenzung durch den Zaun auf der einen Seite und die Mauer auf der anderen. Auch hier ist wieder der „grüne Gedanke“ verdeutlicht. Die Jungen nutzen den Platz auch als Erholungsgebiet, um ihren Gedanken freien Lauf zu lassen. Besonders gern sitzen sie auf dem, im Vordergrund des Fotos zu erkennenden, Klettersteg. Hier können sie in ihrer Freizeit Energie tanken, sich mit Freunden treffen und sich auch auszutoben. Sie sagten zum Abschluss: „Dieser Spielplatz unser Lieblingsort und das Beste, was hier je gebaut wurde!!!“ Diese Gruppe, die nicht im Sozialraum zur Schule ging, sondern auch dort wohnte, nahm ihn deutlich differenzierter wahr. Allerdings wurden auch hier wenige Orte der Freizeitnutzung gezeigt.

3.4 VERGLEICH DER SOZIALRAUMANALYSEN ROßWEIN UND REITBAHNVIERTEL

Bei den beiden Untersuchungsgebieten lohnt es sich zweimal hinzuschauen. Sie wirken auf Außenstehende auf den ersten Blick nicht sonderlich attraktiv, ihre Bewohner entwickeln aber zahlreiche Aktivitäten und Nutzungen, die ihre Lebensqualität verbessern. Beide sind in den letzten Jahren durch massive ökonomische und demographische Schrumpfungsprozesse geprägt, die das äußere Erscheinungsbild sehr prägen.

Historisch gesehen war die Entwicklung von Roßwein eine durchaus wechselhafte, aber trotz Rückschlägen, wie der Pestepidemie oder dem großen Stadtbrand, entwickelte sich die Stadt zu einem wichtigen Industrie- und Arbeitsstandort. Seit der Wende durchlebt Roßwein wie viele ostdeutsche Städte, einen gravierenden Wandel, der sich folgendermaßen umreißen lässt: Es kam zu einer massiven Deindustrialisierung und Abnahme von Arbeitsplätzen, sodass heute nur noch wenige gewerbliche Arbeitsplätze in Roßwein existieren. In der Folge zogen viele - insbesondere junge - Menschen weg, die Einwohnerzahlen sanken drastisch. Es existiert inzwischen ein hoher Wohnungs- und Gewerbeleerstand aufgrund der ersten beiden Tendenzen und ungeklärter Besitzverhältnisse.

Diese negativen Faktoren haben Roßwein in den letzten beiden Jahrzehnten stark zugesetzt und die Stimmung der Kleinstadt im „Herzen Sachsens“ getrübt. Politische Entscheidungen wurden gefällt ohne über Konsequenzen für das Stadtbild und die Einwohner nachzudenken. Zu nennen wäre hier in erster Linie der Neubau von Wohnraum am Rande der Stadt, der dazu führt, dass das Zentrum Roßweins in wörtlichem Sinne vom Aussterben bedroht ist. Die Mulde ist hier das verbindende Element. Sie ist Treffpunkt aller Generationen und die Lebensader der Stadt. Längst hat sie den zentralen Marktplatz abgelöst.

Gerade weil sich allerhand negative Aspekte finden lassen, waren wir umso überraschter wie viele positive Aspekte Roßwein in sich birgt und wie viel Potenzial und bürgerliches Engagement immer noch vorhanden ist. Worin könnten die Ursachen dafür liegen? Die Bewohner von Roßwein besitzen eine hohe Wertschätzung gegenüber der historischen Entwicklung ihrer Stadt und damit auch gegenüber seinen Bauwerken und Traditionen. Dies wird vor allem in unserem Bildvergleich daran deutlich, dass Umbau oder Restaurierungsmaßnahmen nicht entfremdend sondern aufwertend stattgefunden haben. Es werden Feste wie Schul- und Heimatfest unter größten Anstrengungen und starkem bürgerlichen Engagement organisiert und gemeinsam gefeiert. Des Weiteren ist den Roß-

weintern der zwischenmenschliche Kontakt zu Nachbarn und Bekannten sehr wichtig und wird entsprechend ausgiebig gepflegt.

Chemnitz entwickelte sich mit dem Aufkommen des Bergbaus zu einem wichtigen Handels- und später als Industriestandort. Vor allem im 19. Jahrhundert wurde es zum Zentrum der Textilindustrie und des Maschinenbaus in Sachsen. Dies war die Zeit in der sich die so genannten Arbeiterviertel herausbildeten, zu denen auch das Reitbahnviertel gehörte. Seine frühere Lebendigkeit und vielfältige Infrastruktur erlangte es beim Wiederaufbau nach den Kriegszerstörungen im 2. Weltkrieg nicht mehr. Heute sind zwar im Einzelhandelsbereich noch einige traditionelle kleine Läden zu finden, die Versorgungslage kann aber insgesamt als unzureichend eingeschätzt werden. Seit 1990 nahm die Attraktivität des Gebietes deutlich ab, einerseits nahmen die Belastungen durch das Verkehrsaufkommen zu („Durchgangsgebiet“), andererseits führte die ausbleibende Sanierung zu hohem Wohnungsleerstand- die Zahl sogenannter Abrisshäuser nahm zu, die der Einwohner ab.

Zwar handelt es sich bei Chemnitz ebenso wie bei Roßwein um schrumpfende Städte, wovon die vielen Gewerbe- und Gebäudeleerstände zeugen. Allerdings finden wir in Chemnitz neben den Schrumpfungsprozessen auch gegenläufige Entwicklungen, die u.a. auf seiner Funktion als Zentrum Westsachsens und bedeutendem Standort von Kultur-, Bildungseinrichtungen und Industriebetrieben beruhen. Zudem lässt sich für das Reitbahnviertel noch eine andere Dynamik erkennen, denn durch umfassende Sanierungs- und Rekonstruktionsmaßnahmen hat in den letzten Jahren eine gewisse „Aufwertung“ des Gebietes stattgefunden, die sich auch in einer Bevölkerungszunahme widerspiegelt. Demgegenüber überwiegen in Roßwein die Bemühungen, einen Umgang mit dem dominierenden Schrumpfungsprozess zu finden.

Die unterschiedlichen Entwicklungen spiegeln sich auch demographisch wider. In Chemnitz ist in den letzten Jahren eine leichte, im Reitbahnviertel in den Jahren 2005 bis 2009 sogar eine starke Zunahme der Altersgruppe der 21- bis 30-jährigen zu verzeichnen. Wir gehen davon aus, dass ein großer Teil dieser Gruppe Studenten und Auszubildende sind. In Roßwein sinkt die Zahl der Jugendlichen, aber auch der Anteil dieser Altersgruppe an der Gesamtbevölkerung.

Für das Reitbahnviertel steht als wichtige Frage, ob es für Jugendliche und junge Erwachsene attraktiv ist. Neben der Zentrumsnähe und der Nähe zum Universitätscampus liegt ein großes Potenzial in den vielfältigen Bildungsmöglichkeiten, die das Gebiet bereitstellt. Allerdings besteht im Bereich der sozialen Einrichtung ein großer Mangel an Möglichkeiten der Kinder- und Jugendarbeit, denn abgesehen von der Jugendkirche mit der integrierten Jugendsozialarbeit der Stadtmission gibt es sonst keine weiteren Angebote, wobei hier auch kritisch zu betrachten ist, ob der Zugang wirklich für jeden möglich ist.

So kann man sagen, dass es generell schwierig ist, die Jugendlichen außerhalb des Schulgeländes anzutreffen und, dass man sie auch nicht in größeren Gruppen vorfindet. Anders, als im ländlichen Bereich existiert keine so große Weitläufigkeit, um eigene Räume zu erschließen. Somit werden vorgegebene Räume, wie der Park der Opfer des Faschismus oder einer der wenigen Spielplätze, genutzt. Auch die unterschiedliche Interessenausprägung der einzelnen Generationen schränkt die Jugendlichen in der Wahl der möglichen Nutzung von Räumen ein und stellt somit ein Problem dar. Der Konfliktpunkt ist folgender: Zum einen, wollen die Jugendlichen die Grünfläche gern zur freien Bewegung, meist in Form von Fußball spielen nutzen, auf der anderen Seite haben diese Flächen aber auch den Zweck des Wäscheplatzes für die gesamte Hausgemeinschaft. Das führt wiederum zu dem Problem, dass die Jugendlichen oftmals in ihrem Bedürfnis der freien Bewegung eingeschränkt werden. Bezug nehmend auf die Nutzung von Angeboten ist zu sagen, dass in den angrenzenden Stadtteilen eine Vielzahl an Freizeitangeboten in Form von Sportvereinen, Jugendclubs etc. existiert. Dadurch erhöhen sich zwar für die Jugendlichen die Wahlmöglichkeiten, allerdings um den Preis einer – trotz guter Verkehrsanbindung – belastenden Mobilität.

In Roßwein gibt es nur ein begrenztes Angebot an Schulformen und jugendspezifischen Freizeitangeboten. Die Mobilität über Roßwein hinaus, um andere Angebote wahrzunehmen, ist durch mangelhafte Verkehrsanbindungen beschränkt. Die Analysen zeigen aber, dass die Jugendlichen zahlreiche städtische Sozialräume im Sinne ihrer Interessen belegen und beleben. Auffallend ist dabei, dass viele Orte multifunktional, cliquen- und altersübergreifend genutzt werden. Es gibt ein ausgeprägtes Vereinsleben, das als Bindeglied zwischen den Generationen fungiert. Besonders wichtig sind die Sportvereine. Sport schafft Gemeinschaft und einen Sinn für gesellschaftliches Miteinander. Dies untermauert der Handballverein der Stadt ganz deutlich, der seit Jahren eng mit dem Sportverein Niederstriegis zusammenarbeitet, da man verstanden hat, dass man zusammen stärker ist.

Das Thema Zusammenleben der Generationen spielt in beiden Sozialräumen eine wichtige Rolle. Wir konnten in Roßwein wenig Intoleranz zwischen den Generationen feststellen, sondern man versucht Verständnis für die Anderen aufzubringen. In der Bürgerbefragung wünschten sich die Älteren mehr Angebote für junge Leute und betonten, dass diese die Stadt bunter und lebhafter machen. Trotz dieser positiv zu bewertenden Wahrnehmung der Jugendlichen durch die älteren Generationen fiel uns auf, dass es einem Teil der älteren Generationen schwerfällt, den Jugendlichen offen zu begegnen und diese so zu akzeptieren wie sie sind. Oft gilt: „Verhältst du dich so wie ich es erwarte, akzeptiere ich dich.“ In dieser Konstellation ergeben sich für uns zwei sehr wichtige Beobachtungen: Zum Einen ist es so, dass sich die Jugendlichen dieser Tatsache völlig bewusst sind und die Fähigkeit haben, diese für sich positiv zu nutzen. Zum Anderen ergibt sich hieraus eine Abschiebung der generationsübergreifenden Verantwortung für ein positives Miteinander auf die Jugendlichen: Die älteren

Generationen stellen Erwartungshaltungen an die Jugendlichen. Die Jugendlichen hingegen sollen die älteren Generationen so hinnehmen wie sie sind.

Im Reitbahnviertel stießen wir zwar auf prinzipielles Interesse an der Jugend und jungen Familien, aber auch sehr viel Gegenwehr der Bewohner, vor allem der älteren Generationen, wenn es um konkrete Aktivitäten Jugendlicher geht. Ihr Anliegen war es nicht selten, den Charakter *ihres* Reitbahnviertels zu erhalten. Bei der Befragung wurde aber auch deutlich, dass das Alter der Bevölkerung im Bezug auf die Wahrnehmung des Sozialraumes eine wichtige Rolle spielt. So ist zu erkennen, dass Kinder und Jugendliche größtenteils positiv über ihre Wahrnehmung sprechen jedoch mit zunehmendem Alter tauchen immer häufiger Kritikpunkte auf.

Zur *Partizipation* der Jugendlichen können wir feststellen, dass es eine große Bereitschaft auf der einen Seite und eine große Unsicherheit über das „Wie“ auf der anderen Seite gibt. Hier sehen wir Ressourcen für die Stadt. So könnte man weitaus mehr Jugendliche animieren Teilhabe zu leben, wenn man aktiver auf sie zugeht und sie als gleichberechtigte und mündige Bürger dieser Stadt wahrnimmt. Die Jugendlichen unserer Fotoanalyse erobern aktiv Räume. Sie suchen Freiräume, die sie selbst gestalten können. Vorgegebene Räume werden von ihnen kritisch betrachtet und auf die Möglichkeit zur Umsetzung ihrer Bedürfnisse geprüft (z.B. der Spielplatz).

Es stellt sich die Frage, inwieweit Angebote für die Jugendlichen geschaffen werden sollten und ob, und in welchem Ausmaß das von den Jugendlichen überhaupt erwünscht bzw. gefordert ist. Um die Fragestellung zu klären war in erster Linie zu analysieren, wie Jugendliche den Sozialraum nutzen und was sie an gegebenen Möglichkeiten wahrnehmen.

Aus unseren persönlichen Erfahrungen können wir schließen, dass es eine starke Tendenz in unserer Gesellschaft gibt Jugendliche in ihren Fähigkeiten zu unterschätzen. Unser Fazit an dieser Stelle lautet: Die Jugendlichen, die wir bei unserer Analyse kennenlernen durften in Roßwein und Umgebung haben zahlreiche Fähigkeiten und Potenziale. Sie sind aufgeschlossen und motiviert. Sie resignieren nicht und sind nicht nachtragend. Und eben so sollten sie wahrgenommen werden. Man sollte diese Fähigkeiten nutzen, indem man einen Raum gestaltet an dem sich die Jugendlichen verwirklichen können ohne dabei permanent kontrolliert zu werden. Einen Raum mit Zutrauen und Verständnis ihren Bedürfnissen gegenüber, der aber auch die Chance beinhaltet eine Aufgabe wahrzunehmen und ein aktiver Teil der Gesellschaft zu sein.

4. JUGENDPOLITIK

(ELLEN GEIßLER, ALINA SEWKO, DIANA WESTPFAHL, DANIEL BÖTTCHER)

4.1 METHODISCHES VORGEHEN

Unsere Forschung bezog sich vorwiegend darauf, Argumente und Denkweisen von Menschen, die sich mit Jugendpolitik und Jugendarbeit beschäftigen, zu untersuchen. Insbesondere zu Beginn unserer Arbeit führten wir Literaturrecherchen sowie Internetrecherchen durch, um uns in das Thema einzulesen und die für uns relevanten Fragen entwickeln zu können. Dabei mussten immer wieder Eingrenzungen und Abgleiche vorgenommen werden. Außerdem wurden Dokumente wie Jugendhilfepfanungen, Berichte zur Verwaltungstätigkeit und Zeitungsartikel ausgewertet.

Bei unserem methodischen Vorgehen lag der Schwerpunkt auf Experteninterviews. Wir befragten Politiker, Amtsinhaber, Verwaltungsmitarbeiter und SozialarbeiterInnen/-pädagogInnen, die für Träger der Jugendarbeit tätig waren. Dies geschah mit Protokollierung oder Diktiergerät, damit die Aussagen möglichst genau erfasst werden konnten. Wir gaben den Interviewpartnern möglichst viel Raum zum Erzählen, auch wenn das Gesagte manchmal etwas von der eigentlichen Fragestellung entfernt lag. Ziel war, dass ihre Perspektive auf die Jugend und Jugendarbeit deutlich wurde.

Int.	Funktion des Interviewpartners	Sozialraum	Datum
A	Leitender Mitarbeiter im Amt für Jugend und Familie	Chemnitz	04.05.10
B	Mitarbeiterin im Amt für Jugend und Familie	Chemnitz	11.05.10
C	Angehörige des Jugendhilfeausschusses	Chemnitz	07.09.10
D	Sozialarbeiter im Träger der Jugendarbeit/Jugendklub	Chemnitz	15.06.10
E	Sozialarbeiterin im Träger der Jugendarbeit	Chemnitz	21.04.10
F	Sozialarbeiterin im Träger der Jugendarbeit/Jugendklub	Chemnitz	21.04.10
G	Bürgermeister Kleinstadt	LK Mittelsachsen	07.07.10
H	Bürgermeister Dorf	LK Mittelsachsen	17.08.10
I	Angehörige des Jugendhilfeausschusses	LK Mittelsachsen	28.04.10
J	Mitarbeiterin Jugendring	LK Mittelsachsen u.a.	08.09.10
K	Sozialarbeiterinnen im Träger der Jugendarbeit/Mobile Jugendarbeit	LK Mittelsachsen	30.09.10
L	Sozialarbeiterin im Träger der Jugendarbeit/Jugendklub	LK Mittelsachsen	19.04.10
M	Sozialarbeiterinnen im Träger der Jugendarbeit/Mobile Jugendarbeit	LK Mittelsachsen	20.05.10

Tabelle 46: Übersicht über die Interviewpartner

Die Interviews wurden für unsere Arbeit in verschiedener Weise verwandt. Einige Interviews wurden als Informationsquelle für die vorliegende Arbeit genutzt, andere gesondert in der Gruppe fallweise ausgewertet (Meuser, Nagel 1991). Die Interviewpartner verstanden ihre Rolle als Experten sehr unterschiedlich: Es fiel auf, dass sich einige Interviewpartner als „Funktionsträger“ verstanden. Auf Fragen bekamen wir oft Ausweichantworten, dies machte die Formulierung neuer Fragen zur Erforschung unseres Anliegens sehr schwer. Eine persönliche Bindung war schwer aufzubauen, die Gespräche waren von Distanz und offensichtlich einer Art Abwehr geprägt. Eine Interviewpartnerin ließ sich das gesamte Protokoll zum Abschluss vorlesen, damit von uns keine falschen Notizen verwendet werden. Bei den meisten Interviewpartnern war das Gespräch jedoch von Interesse und Vertrauen geprägt, die Fragen wurden gern, bereitwillig und (unserer Ansicht nach) umfassend beantwortet.

Die räumlichen Zuschnitte für die von uns untersuchten Gebiete wurden größer gewählt als in den anderen Kapiteln. Es erwies sich als nicht sinnvoll, uns auf das Reitbahnviertel und Roßwein zu beschränken, weil jugendpolitische Entscheidungen und Angebotsstrukturen auf der Land- bzw. Stadtkreisebene getroffen werden. Deshalb bezogen wir unsere Untersuchungen auf den Stadtkreis Chemnitz und den Landkreis Mittelsachsen.

4.2 SITUATION DER JUGENDARBEIT IN DEN UNTERSUCHTEN SOZIALRÄUMEN

4.2.1 CHEMNITZ

Die Situation der Jugendarbeit in Chemnitz soll im Folgenden anhand des Tätigkeitsberichtes des Amtes für Jugend und Familie Chemnitz des Jahres 2009 dargestellt werden. Er enthält wichtige Daten zur Lebenslage von Jugendlichen sowie zu den ausgeführten Leistungen auf Grundlage des Sozialgesetzbuches VIII (Kinder- und Jugendhilfegesetz). Alle 33 Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen in Chemnitz, die ausschließlich von Trägern der freien Jugendhilfe betrieben werden, orientieren sich (laut dieses Berichtes) auf die aktive und selbst bestimmte Freizeitgestaltung der Besucher. In den Interviews mit den Mitarbeitern des Amtes für Jugend und Familie wurde hervorgehoben, dass in Chemnitz ausreichend für Jugendliche getan wird. Der Tätigkeitsbericht formuliert den Anspruch, dass die persönlichen und sozialen Gegebenheiten der jungen Menschen entscheidend die Inhalte, Methoden und Angebote der Kinder- und Jugendfreizeiteinrichtungen bestimmen. Sie übernehmen Präventionsaufgaben und unterstützen junge Menschen bei der eigenständigen Gestaltung ihrer Lebenswirklichkeit. Ob dies tatsächlich so stattfindet, wird später in Kapitel 5 überprüft.

Im Bereich der Jugendarbeit werden vor allem die folgenden Bereiche hervorgehoben: In Chemnitz arbeiten vier Projekte der *Mobilen Jugendarbeit* an sozialen Brennpunkten und in problembehafteten

Stadtteilen. Als Ziel heißt es: „In ihrer aufsuchenden Straßensozialarbeit nehmen sie Kontakt zu sozialen Randgruppen junger Menschen auf und beraten individuell vor Ort. Es gelingt ihnen immer besser, ihre jeweiligen festen Anlaufstellen zu akzeptierten Kommunikationsräumen für junge Menschen in schwierigen Lebenssituationen zu etablieren“ (Amt für Jugend und Familie Chemnitz 2009, Anlage 1, S. 10).

In der außerschulischen Jugendbildung, die als Leistung der Jugendhilfe mit eigenständigem Bildungsauftrag zur Förderung der Entwicklung und des Verantwortungsbewusstseins von jungen Menschen zu verstehen ist, wurden im Jahr 2009 Angebote in 18 Projekten realisiert. Die Außerschulische Jugendbildung umfasst die Arbeitsfelder: politische, soziale, gesundheitliche, kulturelle, naturwissenschaftlich-technische, ökologische und sportliche Bildung. Die Angebote nach § 14 SGB VIII wurden im Jahr 2009 in 16 geförderten Projekten in den Arbeitsfeldern Gewaltprävention (7 Projekte), Medienpädagogik (5 Projekte), Suchtprävention (2 Projekte) und sexualpädagogische Prävention (2 Projekte) umgesetzt. Alle Angebote werden durch Träger der freien Jugendhilfe geleistet. Der Stellenwert des Aufgabenbereiches Alternativen zu Jugendstrafen ist bei der Jugendarbeit in Chemnitz gewachsen.

Die Folgen der Kürzung der Jugendpauschale des Freistaates Sachsen für die Kommunen wurden im Untersuchungszeitraum in Chemnitz als schrittweise Streichungen diskutiert. Im Bereich der §§ 11-16 SGB VIII wird somit nicht auf einmal gekürzt. 146 Stellen, das entspricht etwa einem Drittel der Maßnahmen, sind bedroht (Int. A). Die Kürzungen im Jugendbereich in Chemnitz betreffen die Jugendarbeit in besonderem Maße. Zwar sei in der fachlichen Diskussion der Bedarf geboten, er unterliegt aber einem politischen Aushandlungsprozess, der an fiskalische Vorgaben gebunden ist. In der Altersgruppe der 11 bis 18-jährigen gehen nur 7-8 Prozent in die Jugendtreffs. Daraus wird abgeleitet, dass der Bedarf nicht so hoch ist und damit in diesem Bereich gespart werden kann. In den Außenbereichen der Stadt Chemnitz wird erwogen, dass Jugendtreffs ehrenamtlich geführt werden sollen, um sie zu erhalten (Int. A).

Insgesamt lässt sich für Chemnitz ein relativ breites Spektrum an politischen, kulturellen und sozialen Angebot verzeichnen. In Bezug auf den städtischen Sozialraum wurden wenige Möglichkeiten der Partizipation gefunden. So gibt es Möglichkeiten der Beteiligung, z.B. bei der Städteplanung. Durch das Grünflächenamt werden Schulen angesprochen und diese gestalten Spielplätze in Workshops mit. Es gibt außerdem konkrete Projekte bei der Sportstättenplanung, Schulnetzplanung, Spielplatzgestaltung und Wohngebietsplanung (Int. A). Im Reitbahnviertel gibt es ein bürgerschaftliches Engagement für grüne Innenhöfe, das nennt sich „Stadtteilgärtner“, an dem Jung und Alt mitmachen können (Int. B). Die Ergebnisse der Sozialraumanalyse (vgl. Kap. 3.3) bestätigten sich in den Interviews: Das Reitbahnviertels solle für junge Menschen im Hinblick auf deren Bedürfnisse und Lebenswelt

mehr geöffnet werden. Dabei seien Mitspracherechte und eigene Gestaltungsspielräume wichtig. Bislang wird das Reitbahnviertel von Jugendlichen eher weniger genutzt, es gibt andere Plätze in Chemnitz, die für die Jugendlichen interessanter sind (Int. B).

4.2.2 LANDKREIS MITTELSACHSEN

Im Folgenden möchten wir die Situation der Jugendarbeit in Mittelsachsen anhand unserer Recherchen beschreiben.

In den Klein- und Mittelstädten des Landkreises gibt es in der Jugendarbeit das Angebot von Jugendtreffs bzw. Jugendklubs, die auch sozialpädagogisch betreut werden. Allerdings sind die Jugendhäuser in hohem Maße von Freiwilligenarbeit abhängig. Wenn beispielsweise die beiden fest angestellten Sozialarbeiterinnen jeweils nur 17h in der Woche arbeiten, kann die derzeitige Angebotsstruktur nur mit Freiwilligenarbeit aufrecht erhalten werden. Allerdings stellen die angestellten Sozialarbeiterinnen einen festen Ankerpunkt dar, sie sind nicht nur für die Jugendlichen selbst Ansprechpartner, sondern ein bedeutender Teil ihrer Arbeit gilt der Koordinierung und Unterstützung der freiwillig Tätigen. So helfen heute nach wie vor Erwachsene, die schon zu ihrer Jugendzeit ins Jugendhaus gingen, mit. Nicht wenige Einrichtungen der Jugendarbeit – auch die hier befragte – verstehen sich als autonom. Neben dem offenen Treff der Jugendarbeit bieten sie auch häufig Veranstaltungen wie Konzerte, Lesungen und Diskussionsabende an, die sich an einen breiteren, meist auch älteren Adressatenkreis richten. Ferner gibt es im Jugendhaus die Möglichkeit zu klettern, zu skaten oder selbst Musik zu machen (Int. L). In erster Linie ist das Jugendhaus Anlaufstelle für Jugendliche im Alter von 15 bis 17 Jahren. Viele Jugendlichen kommen aus Familien mit geringen ökonomischen Mitteln. Wenn die Mobilität der Jugendlichen wächst, also etwa mit 18 Jahren, wird der Zulauf geringer. Die Funktion des Jugendhauses richtet sich also eher auf spezifische Zielgruppen, es ist keineswegs ein Treffpunkt für alle Jugendlichen in der Stadt.

Im ländlichen Raum gibt es in vielen – nicht in allen – Teilräumen des Landkreises die Mobile Jugendarbeit, die von der Sächsischen Landjugend organisiert wird. Insgesamt sind es 16 Jugendclubs und zwei Jugendtreffs. In einigen Gemeinden gibt es auch Jugendtreffs, die ausschließlich ehrenamtlich betreut werden. Auffällig ist, dass die Besucher der Jugendclubs größtenteils ‚überaltert‘ sind, es fehlt die Zwischengeneration der 16-17-Jährigen, die 12-15-Jährigen gehen jetzt in die Clubs. Dies zeigt, dass Wege gefunden werden müssen, die die beiden Generationen partiell verbinden, so z.B. über gemeinsame Projekte. Interessant ist auch, dass Mädchen ihre Freizeit meist außerhalb von

Clubs gestalten. Sie organisieren Veranstaltungen mit, sind aber flexibler als Jungs und verlassen die Dörfer eher. Die rückläufige Zahl der Jugendlichen stellt in den kleineren Gemeinden besondere Anforderungen an das Angebot von Jugendclubs, zumal oft keine (gemeinsamen) Schulen mehr vorhanden sind, die Mobilität der Jugendlichen sehr erschwert ist und somit die Jugendlichen in ihrer Alltagsgestaltung ‚zersplittet‘ sind.

Die Mobile Jugendarbeit im Landkreis Mittelsachsen ist so organisiert, dass die Jugendtreffs und -clubs größtenteils von den Jugendlichen selbst verwaltet werden. Es herrscht eine positive Konkurrenz unter den Clubs nach dem Motto: „Wer macht die beste Veranstaltung“. Die Gruppenstruktur liegt bei 15-20 Jugendlichen pro Gruppe. Die Mobile Jugendarbeit begleitet und unterstützt die Jugendlichen in ihrer Clubarbeit und ist Bindeglied zwischen den Jugendlichen und der betreffenden Gemeinde. Etwa 14-tägig findet ein ‚Besuch‘ der Jugendclubs durch die SozialarbeiterInnen statt. In der Betreuung geht es nicht nur um Fragen des Jugendclubs – z.B. Konflikte mit Anwohnern, Sanierungs- und Gestaltungsfragen, Rechtsextremismus – sondern vermehrt finden Einzelfallhilfen in Form von persönlichen Beratungen oder langen Telefonaten statt. Die Mobile Jugendarbeit ist ein niedrigschwelliges Angebot für Jugendliche, Unterstützung außerhalb der Familie und des Freundeskreises zu erhalten. Im Büro sind die MitarbeiterInnen zudem zu festen Zeiten ansprechbar. Über die Mobile Jugendarbeit wird im Landkreis ein bedeutender Teil der außerschulischen Bildungsarbeit (z.B. Gedenkstättenfahrten, Mädchencamp) und regionaler Kulturveranstaltungen (z.B. Konzerte) geleistet. Außerdem wird mit dem Umfeld der Jugendlichen gearbeitet – durch die Vernetzung von Jugendeinrichtungen, Gesprächen mit den Bürgermeistern und Einwohnersprechstunden, bei denen in den Gemeinden über das Thema Jugendliche gesprochen wird. Die Zusammenarbeit mit und in den Gemeinden ist ausgesprochen wichtig, nicht nur weil diese die Jugendarbeit mit finanzieren müssen, sondern weil sie auf die Akzeptanz und die Unterstützung vor Ort angewiesen ist. Allerdings machen die MitarbeiterInnen der Mobilen Jugendarbeit oft die Erfahrung, dass dies wenig genutzt wird, den Jugendlichen teilweise in der kommunalen Politik eine untergeordnete Bedeutung beigemessen wird, nicht zuletzt durch ihre abnehmende Zahl bedingt. Wenn ein Club nicht funktioniert steht die Gemeinde meist nicht dahinter. „Man merkt in ganz vielen Gemeinden, dass da überhaupt kein Verständnis herrscht, was Jugendarbeit ist, was sie kann, was sie macht, sondern eigentlich nur, dass die zu bezahlen ist – das möchte man eigentlich nicht“ (Int. K). Viele Gemeinden wollen keine Gelder für die Jugendarbeit ausgeben. „Die Bürgermeisterin von L. hat zum Beispiel gesagt: ‘Unsere Jugendlichen sind alle über 18 Jahre, wenn die Mist bauen kriegen sie eben eine Anzeige!’“ (Int. K).

Die Kürzungsdiskussion betrifft die Jugendarbeit im Landkreis Mittelsachsen unmittelbar. Neben der guten Zusammenarbeit mit vielen Bürgermeistern, wurde uns auch gespürte Nichtachtung der Jugendarbeit durch die Kürzungspolitik und einige Politiker geschildert. Von Landrat Volker Uhlig wurde betont: „Wir müssen uns dem Thema [Anm.: Jugendarbeit] mit gebotener Realität stellen und gemeinsam mit den Freien Trägern ein Lösung finden“.⁹ Der kommunale Sozialverband Sachsen bewilligte für 2010 dem Landkreis Mittelsachsen eine Jugendpauschale in Höhe von 817. 523 Euro (Basiswert 10,10 Euro), das bedeutete für den Landkreis Mittelsachsen einen Ausfall von Landesmitteln in Höhe von rund 300. 000 Euro. Der Landkreis Mittelsachsen kürzte die im Haushalt eingestellten Mittel in Höhe von 1,5 Millionen Euro zur Förderung der freien Jugendhilfe nicht (LKM 2010). Insbesondere für die kleinen Vereine, die die Jugendarbeit in Mittelsachsen maßgeblich tragen, ist die Lage sehr ernst: „...fast alle Einrichtungen werden diese Kürzungen nicht überstehen und am Ende wird nur noch eine Anlaufstelle für Jugendliche vor Ort sein“ (Int. I). Einsparungen durch die Kürzung der Jugendpauschale haben im Landkreis bereits stattgefunden, die zu Stellenkürzungen geführt haben (Int. K, Int. J).

In der Auseinandersetzung um die zukünftige Verteilung der Mittel für die Jugendarbeit spielt deren Organisation in der Fläche eine große Rolle. Den Beschlussentwurf zur Jugendhilfeplanung kommentierte das Mitglied des Jugendhilfeausschusses Henning Homann (SPD) folgendermaßen: „Nach einer intensiven Diskussion im gestrigen Jugendhilfeausschuss, wurde die Jugendhilfeplanung zur erneuten Überarbeitung zurückgewiesen. Der Landkreis soll zusätzliche Mittel für das Frauenzentrum und die mobile Jugendarbeit zur Verfügung stellen. Die Landkreisverwaltung hat ein klares Votum erhalten. Nicht nur beim Mädchentreff in Döbeln, sondern auch in der mobilen Jugendarbeit muss nachgebessert werden. Es ist fachlich nicht vertretbar, dass Kinder und Jugendliche aus Gemeinden unter 5.000 Einwohnern schlechtere Chancen auf ein pädagogisch hochwertiges Angebot haben sollen, als Jugendliche aus größeren Städten. Das betrifft schließlich ein Drittel der rund 75.000 Kinder und Jugendlichen in Mittelsachsen“.¹⁰ Er führt weiter an, dass politisch Prioritäten gesetzt werden müssten: „Jugendhilfe ist eine wichtige Investition in die Zukunft junger Menschen. Jeden Euro den wir heute bei präventiven Angeboten zu viel einsparen, müssen wir morgen doppelt für Drogenberatungen, Sozialleistungen oder Gerichtskosten drauflegen.“ Bei seiner Argumentation zur altersmäßigen Begrenzung der Fallpauschale soll der Landrat auf der gleichen Sitzung gesagt haben: „Herr Uhlig sagte, das zitiere ich jetzt: ‘Naja, wenn sie einen 25-jährigen haben, der sein Leben noch immer nicht auf die Reihe bekommen hat, dann können sie da auch nichts mehr machen’. Also von daher ist es schön zu

⁹ <http://www.landkreis-mittelsachsen.de/5966.htm>, verfügbar am 16.10.2010.

¹⁰ Henning Hohmann Auf der am 30. August 2010 stattgefundenen Sitzung des Jugendhilfeausschusses Mittelsachsen, äußerte sich am nächsten Tag auf seiner Homepage (<http://www.jusos-mittelsachsen.de>, verfügbar am 31.8.10)

sehen, wie auch Jugend als Lebensalter und als Teil einer Biografie wahrgenommen wird. Er sagt, 'Da können sie nichts mehr machen'. Also im Prinzip schreibt er Leute mit Problemen ab und das ist schlecht" (Int. K). Hier ist deutlich zu spüren, dass inhaltliche Fragen und Standards der Jugendarbeit Kürzungsaspekten unterworfen werden, sowie die Mitarbeiter der Jugendarbeit sich in ihrer Arbeit unverstanden und nicht wertgeschätzt fühlen. Im Folgenden soll deshalb ausführlicher das Bild von Kommunalpolitikern auf Jugendliche und die Jugendarbeit untersucht werden.

4. 3 JUGENDLICHE UND KOMMUNALPOLITIKER

4.3.1 DAS DORF

Im Folgenden sollen anhand von zwei Interviews mit Kommunalpolitikern in einer Kleinstadt und einem Dorf die Sichtweisen auf Jugend und Jugendarbeit herausgearbeitet werden.

Herr H. ist bereits seit mehreren Jahrzehnten Bürgermeister in einer mittelgroßen Landgemeinde S., in der er praktisch für alles zuständig ist. Er wirkte während des gesamten Interviews sehr aufgeschlossen und erzählte meiner Einschätzung nach ehrlich, wie die Situation der Jugend aus seiner Sicht in S. aussieht. Es entstand der Eindruck, als wäre er auch selbst stolz auf die Zusammenarbeit mit den Jugendlichen im Ort. Herr H. sagte, dass es „schon immer“¹¹ eine gute Zusammenarbeit und Beteiligung der Jugendlichen im Ort gab. So waren in seiner gesamten Amtszeit Jugendclubs vorhanden, in denen regelmäßig Veranstaltungen organisiert wurden, an denen neben den Jugendlichen auch andere Gemeindebewohner teilnehmen konnten. Obwohl es aufgrund der demographischen Entwicklung heute weniger Jugendliche im Ort als früher gibt, besteht der Jugendclub als eigener Raum für die jungen Leute fort. Die Verwaltung des Clubs liegt in der Hand der Jugendlichen, welche auch das Hausrecht haben und damit die Befugnis, Anderen den Zutritt zu verweigern bzw. unerwünschte Gäste zu verweisen. Uns drängt sich hierbei die Frage auf, ob manchmal oder gar regelmäßig andere Jugendliche ausgeschlossen werden? Der Jugendclub existiert als verhältnismäßig autonomer Raum der Freizeitgestaltung.

Darüber hinaus ist der Sportclub von großer Bedeutung für die Jugendlichen in S. Dieser ist generationenübergreifend organisiert und damit werden die unterschiedlichen Altersklassen im Ort zusam-

¹¹ Alle Aussagen sind dem Interview H entnommen.

menführt. Bei Festen und Veranstaltungen in der Gemeinde sind die Jugendlichen direkt involviert – sowohl in der Planung und Organisation als auch in der Ausführung. Dies scheint uns in den meisten kleineren Gemeinden ein sehr wichtiges Feld der Teilhabe am öffentlichen Leben zu sein. Als weitere Möglichkeit sich zu beteiligen, nannte Herr H. die Freiwillige Feuerwehr und den Schützenverein des Orts, die aber momentan keine jugendlichen Mitglieder haben: „Wer den Wunsch hat in S. etwas zu unternehmen, kann auch Angebote wahrnehmen.“ Um den Jugendlichen – neben dem Jugendclub – in der Gemeinde die Möglichkeit zur Partizipation und Selbstbestimmung zu geben, sitzt im Ausschuss für Kultur und Soziales ein Mitglied des Clubs in beratender Funktion. Damit werden den Jugendlichen ein Informationsrecht und ein gewisses Mitspracherecht bei den Entscheidungen in der Gemeindepolitik eingeräumt. Darüber hinaus wurde im Gemeinderat eine Verbindungsperson benannt, die sich konkret mit der örtlichen Jugend befasst und der erste Ansprechpartner für diese ist. Der Jugendclub stellt inzwischen ein eigenes Mitglied zur Gemeinderatswahl.

Auf die Frage, wie sich Herr H. eine Partizipation von vorstelle, machte er die Feststellung, dass es sehr gut wäre, dass die Jugendlichen überhaupt erstmal im Ort bleiben. Mit den Jugendlichen im Ort klappe die Zusammenarbeit so gut, dass man sich kaum etwas Besseres vorstellen kann: „Ich bin fast wunschlos glücklich.“ Die Jugendlichen nehmen aktiv am Leben in der Gemeinde teil und wenn die Jugendlichen nicht teilnehmen können oder auch schlicht nicht wollen, wird Verständnis dafür aufgebracht. Herr H. sagte sinngemäß, dass man es der Jugend zugestehen müsse, auch mal keine Lust auf die Gemeinschaft zu haben. Deutlich wird der Spagat zwischen Autonomie und Integration auch in der folgenden Äußerung: „Und wenn man mal selbst etwas will von den Jugendlichen, sollte man die Idee über einen Dritten in die Jugendgruppe hereintragen, dann wird die Idee viel besser angenommen und ein Erfolgserlebnis, welches motiviert, initiiert wenn die Idee in die Tat umgesetzt wird.“

In allen Aussagen wird deutlich, dass in S. seit mehreren Jahrzehnten auf eine aktive Beteiligung der Jugendlichen in der Gemeinde Wert gelegt wird. Dass dies geschieht „ohne die jungen Leute zu gängeln“, zeigt wie Herr H. mit den Jugendlichen umgeht: Er legt großen Wert darauf, keine Zwänge aufzuerlegen, die Eigenständigkeit der Jugendlichen zu achten und gleichzeitig Mitspracherechte in Entscheidungen einzuräumen. Auf Nachfrage kam er zu dem Schluss, dass Partizipation in kleineren Gemeinden wesentlich besser und direkter funktioniert als in Größeren. Als Beispiel für die gute Zusammenarbeit mit der Jugend des Orts führt Herr H. die freiwillige Beteiligung der Jugendlichen bei der Organisation seines letztjährigen Geburtsages auf: Ohne Aufforderung erklärten sich die Jugendlichen bereit zu kellnern und kamen im Anzug zur Veranstaltung. An diesem Beispiel wird unserer Meinung nach die Wertschätzung der Jugendlichen ihm gegenüber sehr gut ersichtlich.

Die Lebensqualität für die Jugendlichen in S. bewertet Herr H. wie folgt: „Im Freizeitbereich können sie [Anm., die Jugendlichen] tun und lassen was sie wollen.“ Damit ist gemeint, dass es einerseits keine direkten Einschränkungen oder Vorgaben durch die älteren Dorfbewohner gibt, andererseits viele Freiräume bestehen, selbst aktiv zu werden. Weil S. ein kleiner Ort ist, der wenig Möglichkeiten bietet, abends wegzugehen, hat sich die Mobilität der Jugend im Vergleich zu früher erhöht (durch Moped, Auto etc.). So fahren die Jugendlichen häufig nach Döbeln, Roßwein oder in andere Jugendeinrichtungen. Die Gemeinde hat in den letzten Jahren viel getan, um die Lebensqualität für ihre Bewohner zu verbessern, was sich in relativ stabilen Bevölkerungszahlen widerspiegelt. Trotzdem wirkt sich dies kaum auf den Trend geringer Geburtenzahlen und der Abwanderung von Jugendlichen aus. Dem ist nur ironisch zu begegnen, dass nämlich der Gemeinderat festgelegt habe, „dass in manchen Ortsteilen die Pille verboten wird und Kondome gelocht werden“. Hier sind die Grenzen des kommunalpolitischen Handelns spürbar. Nicht auf die zurückgehende Zahl der Jugendlichen fixiert, betont Herr H., wenn Jugendliche da sind, wird es auch Angebote geben.

Jugendarbeit im klassischen ‚sozialarbeiterischen‘ Sinne gibt es im Ort Niederstrießig nicht. Nach Aussage von Herrn H. ist der Bedarf hierfür nicht vorhanden, die Jugendlichen möchten lieber unabhängig sein. Wenn Interesse an solcher Arbeit bestünde, könnte man das aber einrichten. Jedoch gibt Herr H. zu bedenken, dass bei einer so kleinen Gruppe (ca. 20 Personen) der Bedarf im Prinzip nicht gegeben ist. Des Weiteren erwähnt er, dass sich die jungen Leute ab Beginn der Lehre weit vom Ort entfernen und somit als Zielgruppe solcher Angebote ausfallen. Als einen Unterschied zur Vorwendezeit macht Herr H. geltend, dass es damals mehr Gelder als heute gab und die Finanzierung auf sichereren Beinen stand. Wie sich jedoch im Verlauf des Gesprächs herausstellte, ist die Jugendarbeit in S. nicht nur vom Geld abhängig. Sie wird geleistet, auch wenn nur wenige Jugendliche davon profitieren. Generell lässt sich sagen, dass durch die gute Zusammenarbeit der Gemeinderäte mit dem Bürgermeister auch die Interessen der Jugendlichen gut verhandelt werden. Die Kürzung der Jugendpauschale wirkt sich in S. nicht negativ aus, weil die Angebote für die Jugendlichen überwiegend ehrenamtlich und durch die Jugendlichen selbst erfolgen.

Im Allgemeinen ist man in S. der Ansicht, soweit die Möglichkeiten bestehen, auch Angebote zu schaffen, muss man sie auch ausschöpfen, aber die ‚Leute‘ müssen immer mit einbezogen werden. Am Ende des Interviews sagte Herr H.: „Wenn die geplante Zusammenlegung der Gemeinden von statten geht, wird R. weitere Jugendliche aus S. bekommen, und diese mit eigenen Angeboten, etwa im Jugendclub auffangen.“ Wir sind uns nicht sicher, ob dies so wie geplant gelingen wird, denn Vieles in der Gemeinde S. hängt von der Person des Herrn H. ab.

4.3.2 DIE KLEINSTADT

Herrn G. ist seit zehn Jahren Bürgermeister der Kleinstadt N., in der er bereits seit seiner Jugendzeit lebt. Während des gesamten Interviews hatte ich den Eindruck Herrn G. sei uns sehr aufgeschlossen und würde ehrlich über seine gewonnenen Erfahrungen und Sichtweisen sprechen.

Die Bilanz von Herrn G. am Beginn des Interviews erschreckte uns sehr, da wir mit einer ganz anderen Antwort gerechnet hatten. Er schilderte sehr genau, dass es keinen Zugang zu den Jugendlichen in Roßwein gibt ("in den letzten zehn Jahren, ich mich nicht daran erinnern kann, dass ein Jugendlicher oder eine Gruppe zu mir kamen")¹². Im Vergleich zu seiner eigenen Jugendzeit sieht er bei den Jugendlichen eine geringere Initiative. Er bedauert es sehr, dass es ihm nicht gelungen ist, eine Brücke zwischen den Jugendlichen und der Verwaltung zu bauen. Im weiteren Verlauf des Interviews wurde immer wieder deutlich, dass Herr G. eine fragende Position einnahm. Er konnte, die Situation des „Wegbleibens“ nicht einordnen oder erklären. Die Folge ist, dass „man einfach nicht richtig weiß, was die Jugendlichen denn überhaupt wollen“. Auf Grund des fehlenden Kontaktes blieben Herrn G. nur Spekulationen: Ein Gedanken, den er äußerte, war, ob die Jugendlichen vielleicht zufrieden in und mit Roßwein sind? Oder das „Wegbleiben“ dadurch begründet ist, dass die Jugendlichen Angst haben („Angst, allein durch die Größe Gebäudes oder Angst vorm Amt“)?

Herr G. zeigte sich zwar sehr offen und bereit für Wünsche oder Anregungen, zeigte aber auch eine fordernde Haltung gegenüber den Jugendlichen und setzte ein gewisses Engagement voraus. Er erwartete „Nicht nur Fordern seitens der Jugendlichen, sondern gemeinsam gestalten“. Da von seiner Seite mehrfach solche Versuche gestartet wurden, haben sich die Fehlschläge zu einer negativen Erfahrung verfestigt. Exemplarisch erklärte er uns, dass ein leerstehendes Verwaltungsgebäude „vollkommen frei zu gestalten [sei], jungfräulich in seiner Art und Weise“ dasteht und auf eine „Zukunftsgeschichte“ wartet. Das „Mit-Mach-Projekt“ wurde als öffentliches Projekt ausgerufen, „so dass sich dort jeder mit seinen Ideen hätte einbringen können“. Das ausbleibende Engagement bei den Jugendlichen lässt erahnen wie schwierig sich die Situation seitens beider Parteien gestaltet. Herr G. reflektiert aus Gesprächen mit Amtskollegen durchaus, „was man mit Jugendlichen, auf Grund deren Wünsche in Stand setzen kann“. Er könne sich gut vorstellen, mehr in Richtung Partizipation und Jugendpolitik zu unternehmen, aber er hat den Eindruck, er stünde auf verlorenen Boden: „Ich würde sagen, dass sich in die kommunale Politik kein Jugendlicher einbringt“. Hier greift er auf Erfahrungen am Anfang seiner Amtszeit zurück und schildert, dass es eine Art Jugendstadtrat gab, welche unter Regie der Mittelschule lief und die damaligen 8. und 9. Klassen betraf. Nach anfänglichem Interesse

¹² Alle Aussagen sind dem Interview G entnommen.

wuchsen die beteiligten Schüler heraus und der Jugendstadtrat ging verloren („selbst nach öffentlichen Aufrufen nicht, also Null Interesse“). Desweiteren eröffnete Herr G. die Idee, ein Gremium mit Hilfe der Mittelschule zu ermöglichen, womit man „mit staatlicher Unterstützung mal ein bisschen Politik inszenieren könnte“. Etwas irritierend wirkt der Begriff „inszenieren“. Damit kann gemeint sein: Zum einen Politik In-Szene-setzen, d.h. sie für Jugendliche erlebbar zu machen, zum anderen Politik als Spiel, d.h. sie gleicht einem Theaterstück für die Jugendlichen. Letzteres mag keineswegs so gemeint sein, aber in beiden Bedeutungen schwingt als wichtige Frage mit, inwieweit in der Kommunalpolitik wirklich spürbare und greifbare Veränderungen mit und durch Jugendliche erwünscht sind.

Weiter erzählte Herr G., dass er einmal im Jahr als Bürgermeister vor die 9. Klassen der Mittelschule tritt, um dort als Ansprechpartner zu agieren und um jungen Heranwachsenden die Kommunalpolitik näher bringen. Auch dort verfestigt sich bei Herrn G. der Eindruck, dass die Jugendlichen sich nicht motivieren lassen und auch die Schule kaum Initiative zeigt, dass sich die Schüler in der Kommunalpolitik mehr wiederfinden und aktiv zeigen. Als Partizipationsmöglichkeiten für Jugendliche in N. erwähnte Herr G. das Jugendhaus, verschiedene Sportvereine und die Mittelschule. Damit existiert zwar für die Jugendlichen ein relativ breites Spektrum an Angeboten in der Kleinstadt, die auch von der Kommunalverwaltung unterstützt werden. Trotzdem scheinen sie in das kommunale Geschehen wenig involviert zu sein und nur wenig autonomen Raum zur Freizeitgestaltung zu haben. Resümierend meint Herr G., die „gemachte Politik, also das was wir für Jugendliche versuchen bereit zu stellen, finanziell oder überhaupt Politik mit zu gestalten, könnte man mit einer zwei bewerten“.

Die Lebenslagen der Jugendlichen in N. werden von Herrn G. detailliert, als problematisch beschrieben. Die Vorteile einer kleineren Stadt liegen darin, „dass man viele Elternhäuser kennt“. Wer lange in dem Ort lebt, kennt viele Familien, sicher bleiben für bestimmte Angelegenheiten die Türen verschlossen, aber er kennt sie, „im Großen und Ganzen, ob Armut oder Mittelstand - im Reichtum badet Keiner“. Herr G. berichtet über den stetig steigenden Bedarf und Nutzung der Tafel oder der Kleiderkammer. Bildlich gesprochen verwendet Herr G. die „Schere“, welche sich immer weiter voneinander entfernt und die Kluft innerhalb der Bevölkerung spürbar größer werden lässt. Er beschreibt N. als eine Stadt mit sozialen Brennpunkten, aufgrund der Entwicklung der Stadt und den steigenden Arbeitslosenzahlen.

Hinsichtlich der Jugendarbeit in N. hebt er ihre Wichtigkeit hervor und äußert sich dankbar für die Arbeit, welche im Jugendhaus stattfindet, denn dort wird „Sozialproblematik“ abgefedert. Nach seinem Empfinden „dümpelt [die Jugendarbeit] ein Stück vor sich hin, weil keiner so richtig weiß, was gewünscht wird“. Inwieweit es sich um konkrete Erfahrungen oder eher Vermutungen handelt, wurde im Interview nicht sichtbar. Die Kürzungen der Jugendpauschale von 30% beurteilt Herr G. als

„eine Katastrophe für die Jugendarbeit generell und für die Entwicklung der Kinder“. Er begründet dies wiederum mit einem zunehmenden Bedarf im Bereich der Soziale Arbeit.

4.3.3 DIE GROßSTADT

Die Interviewpartnerin Frau C. ist Mitglied des Jugendhilfeausschusses der Großstadt C. Gleichzeitig ist sie im Jugendforum und in vielen Projekten in C. beteiligt.

Frau C. findet es sehr schade, dass viele Projekte wegen der Kürzung der Jugendhilfepauschale nicht mehr existieren. An der Stelle, wo sie erläutert, dass sie „als Stadt in Widerspruch gegangen sind, [gegen das Land] aber wo leider gesagt wurde, [dass es] kein Geld gibt“¹³, wurde sie zunehmend lauter. Dies spiegelt unserer Ansicht nach wider, dass es sie frustriert. Sie möchte gehört werden und lässt somit ihrem Ärger freien Lauf. Auch im Bereich der mobilen Jugendarbeit sollte es in C. zu drastischen Kürzungen kommen, die aber verhindert werden konnten. Sie bemängelt „[das] Entwicklungs- und Konsolidierungskonzept, [denn] von Entwicklung ist [ihrer Meinung nach] keine Rede, [es] ist auch wieder angedacht die Jugendarbeit zum großen Teil zu streichen. Dies ist einfach kontraproduktiv, denn wenn man da streicht, kann es sein, dass die Hilfen zur Hilfe zur Erziehung gerade da noch mehr in die Höhe schießen“. Unsere Frage nach den Lebenslagen der jungen Menschen in C. fiel ihr schwer zu beantworten. Für uns lässt sich vermuten, dass sie entweder nicht nah genug an den Jugendlichen ist oder dass es ihr schwer fällt, diese zu schildern. Wir nehmen an, dass es für Frau C. schwer ist, alle Jugendlichen aus C. mit ein paar Worten zusammen zu fassen. Die Lebenslagen der Jugendlichen seien sehr unterschiedlich in C. „Wir haben wirklich diese Problemfälle auf der einen Seite und auf der anderen situierte Söhne und Töchter, welche dann auch meistens weg ziehen. Viele Jugendliche, welche gut ausgebildet sind, verlassen in den meisten Fällen auch dann die Stadt, während die, welche keinen Ausbildungsplatz bekommen haben bzw. in der Arbeitslosigkeit sind, ganz einfach auch hier bleiben.“

Bei der Partizipation der Jugendlichen in C. sieht es anders aus: „Die Jugendlichen [haben] immer wieder die Möglichkeiten, selbst ihre Projekte fortzuführen. Anzufangen ist meistens schwieriger, denn es kommt öfters zu Problemen wie z.B. im Reitbahnviertel mit der Reba 84.“ Ihr Fazit zur Partizipation ist, dass die Jugendlichen Interesse an der Beteiligung haben, Projekte jedoch schwer durchführbar sind auf Grund der mangelnden finanziellen Mittel. Eine Vielzahl von Jugendlichen interessiert sich nicht für Politik, was für Frau C. offensichtlich nicht ganz nachvollziehbar ist, zumal sie sich als Jugendliche sehr engagiert verhielt (z.B. im Jugendforum und in Projekten). Ihre Begeisterung

¹³ Alle Aussagen sind Interview C entnommen.

zeigte sie, als sie von den Mutigen sprach, welche sich engagierten, „und dann gibt es auch sehr viele Jugendlichen in C., welche sich für Politik interessieren, welche auch aktiv mit dran teilnehmen. Von vielen Parteien gibt es Jugendorganisationen“. Obwohl damit sicherlich eine wichtige Partizipationsform angesprochen ist, ist davon auszugehen, dass es vielen Jugendlichen schwerfällt, sich für Parteipolitik zu entscheiden, weil sie (noch) ganz andere Interessen besitzen. Das zeigt sich dann, wenn es zu einer Gefährdung ihrer Interessen kommt, so „organisieren sich viele von ihnen auch auf Demonstrationen“.

Eine wichtige Partizipationsform stellt das Jugendforum dar, das 2007 aus einem Projekt entstand und „von sehr engagierte[n] Schüler[n] aus dem Gymnasium A“ geleitet wurde. Das Jugendforum hat Ähnlichkeiten mit einem Jugendparlament, aber es war von Anfang an geplant, dass es nicht zu festgefahrene Strukturen gibt. Viele verschiedene Projekte entstanden über das Forum.

Hinsichtlich der Angebote für Jugendliche im Rahmen der Jugendarbeit bemerkt Frau C. in den letzten Jahren einen spürbaren Wandel, „dass viele Jugendlichen jetzt eher in Kneipen oder bei MC Donalds anzutreffen sind, als in Jugendclubs. Die Jugend organisiert sich jetzt mehr selber und geht den eigenen Interessen nach“. Sie leitet daraus nicht ab, dass sich Jugendarbeit erübrigen, wohl aber in ihren Zielgruppen verschieben würde: „Aber ich sag mal so, das Angebot erst einmal überhaupt zu machen empfinde ich schon als wichtig, da wir ja auch die Probleme mit der Armut haben, welche immer wieder durch die Presse gehen. Wenn die betroffenen Jugendlichen in solche Einrichtungen gehen, dann bekommen sie dort auch Hilfe. Leider ist es ja auch mittlerweile so, dass Spaß kostet und nicht Jeder hat das Geld dafür“.

Trotzdem fällt es ihr – auf unsere Nachfrage hin – schwer, die Notwendigkeit von Jugendarbeit zu begründen. „Jugendarbeit bedeutet [für mich] Förderung von Jugendlichen [sowie] das Auffangen von Jugendlichen.“. Persönlich fällt es ihr deutlich leichter, den Stellenwert der Jugendarbeit aus ihrer eigenen Arbeit abzuleiten, sie empfindet sie als „wichtig, da es [meinen] Themenbereich sehr betrifft“.

4.4 PARTIZIPATION VON JUGENDLICHEN AUS SICHT DER TRÄGER DER JUGENDARBEIT

Im Folgenden versuchen wir exemplarisch die Partizipation der Jugendlichen aus Sicht der Träger der Jugendarbeit in Chemnitz und im Landkreis Mittelsachsen darzulegen. Darüber hinaus zeigen wir anhand der geführten Interviews einige Strategien der Träger im Hinblick auf die Zukunft der Jugendarbeit auf. Die von uns interviewten Träger der Jugendarbeit sehen die Partizipation von Jugendlichen als ein wichtiges Ziel ihrer Arbeit. Der Sächsische Landjugend e.V. versteht sich als der Fachverband für die Vertretung der Interessen der Jugendlichen in den ländlichen Regionen Sachsens, der sich mit seiner Lobbyarbeit für eine reale Durchsetzung der Hilfe zur Selbsthilfe für die Jugendlichen einsetzt.

Ziel des Projektes „**Kontraste – Mobile Jugendarbeit in Mittelsachsen**“ (vgl. Kap. 4.2) ist es, die Jugendarbeit im ländlichen Raum weiterzuentwickeln, Selbsthilfepotentiale der Jugendgruppen zu mobilisieren, Beteiligung von Jugendlichen zu ermöglichen, Kooperation mit den Gemeinden, Ansprechpartner für Jugendliche zu sein, das Demokratieverständnis zu fördern, u.v.m. Nach Aussagen der Mitarbeiterinnen sind die Partizipationsmöglichkeiten für Jugendliche im Landkreis sehr unterschiedlich gegeben: „Also für die Stadt Freiberg z.B. gibt es ein Jugendparlament. Und dann haben die Jugendlichen in einigen Gemeinden, die bei uns im Jugendclub zu Gast sind, die Möglichkeit in Ortschaftsräten mitzumachen. Da können sie soweit es nun möglich ist die Politik in ihrem Ort mitbestimmen. Z.B. [gibt es] die 48-Stunden Aktion, wo sich Jugendliche in ihrer Gemeinde ein Projekt aussuchen können, wo sie mitmachen wollen. Das kann ganz Verschiedenes sein. Z.B. wurden in einem Kindergarten Hochbeete gebaut, Geländer gestrichen, die durch das ganze Dorf gingen und so Sachen, wo sich die Jugendlichen in ihrem Ort mehr oder weniger verewigen können und etwas Schönes für die Gemeinde machen können (Gemeinwesenarbeit). Ausgestaltung der Feste in ihren Ortschaften. In Dorfchemnitz organisieren die Jugendlichen immer den Weihnachtsmarkt mit. Machen Discos um das kulturelle Angebot auch auf Jugendliche auszurichten. Und sind an einem von drei Abenden Ausrichter des Dorffestes – mit jugendgerechterer Musik. Ansonsten ist es glaub' ich eher begrenzt. Es kommt ja auch immer darauf an, was man überhaupt will als Jugendlicher“ (Int. K). Neben der weitgehend selbstbestimmten Nutzung ihrer Jugendklubs und -treffs, unterstützen die Mitarbeiterinnen die Partizipation in den Gemeinden, indem sie moderierend in den Gemeinden tätig werden und Aktivitäten von Jugendlichen unterstützen. Ob Jugendliche überhaupt partizipieren wollen, wurde uns mit folgender Aussage beantwortet: „Es waren auch schon Jugendliche mit uns zum Jugendhilfeausschuss oder zu Demos gewesen, wo es ja z.B. um die Kürzungen ging. Da gibt es

auf jeden Fall – also in fast jedem Jugendclub welche, die sich für solche Aktionen interessieren. [Es ist aber] tendenziell eher die Minderheit, die dann wirklich aktiv wird“ (Int. K).

Das befragte **Jugendhaus** wurde 1995 als gemeinnütziger Verein gegründet. Die Grundintentionen des Projektes haben sich zwar immer an die aktuelle gesellschaftliche Lage angepasst, bleiben in ihren Prinzipien jedoch bestehen: „Nach wie vor geht es uns darum, in und um R. Bedingungen zu schaffen und zu erhalten, die dazu geeignet sind, Jugendlichen ihr Recht auf Förderung ihrer Entwicklung zu einer eigenverantwortlichen Persönlichkeit im Gemeinwesen zu sichern. Jugendlichen muss das Recht auf Selbstbestimmung und -gestaltung eingeräumt werden. Jeder Jugendliche kann und soll darin eine Chance sehen, seine Lebensumwelt nach eigenen Ideen aktiv und schöpferisch zu gestalten“ (Int. L).

Der **Jugendring Westsachsen** ist in erster Linie eine Interessenvertretung der Mitglieder, Träger der Jugendarbeit und Jugendhilfe in regionalen und überregionalen Gremien sowie Fachausschüssen und setzt sich intensiv für eine funktionierende Kinder- und Jugendhilfe ein. Um dies sicher zustellen, finden regelmäßige Kontakte zu seinen Mitgliedern sowie den Vereinen und Einrichtungen statt. Partizipation von den jungen Menschen ist insoweit möglich, dass der Jugendring als sogenanntes „Sprachrohr“ für diese agiert. Um dies alles zu erreichen ist es wichtig, dass so nah wie möglich mit den Kindern und Jugendlichen zusammen gearbeitet werden muss. Auf die Frage nach der Möglichkeit der Partizipation von Jugendlichen, antwortete unsere Interviewpartnerin, dass es für sie immer eine Grundlage war, Kinder und Jugendliche einzubeziehen. Jugendliche haben immer die Chance an allem teilzunehmen, z.B. findet im Herbst eine Jugendfragestunde im Jugendhilfeausschuss statt, eine Bildungsreise in den Landtag ist geplant und sie sind immer mit an Protesten engagiert. Wenn Jugendliche Interesse an Projekten haben und diese selbst auf die Beine stellen wollen, so ist eine Unterstützung von ihrer Seite möglich. Ihrer Meinung nach beginnen die Beteiligung und der Wunsch nach Veränderung nicht auf politischer Ebene, sondern in der sachlichen Auseinandersetzung (Int. J).

Die Situation und Entwicklung der Jugendarbeit spielt für die befragten Träger eine sehr zentrale Rolle. Aufgrund der Einsparungen bei der Jugendpauschale ging das das Mobile Projekt "SAEXTANT" des Pi-Haus e.V. in F. zum 1.6.2010 mit verringerter MitarbeiterInnenzahl ebenfalls in die Trägerschaft des Projektes "KONTRAST - Mobile Jugendarbeit in Mittelsachsen" des SLJ e.V. Die Tendenz der nächsten Jahre, wird vor allem deshalb kritisch gesehen, weil offensichtlich die politische Bereitschaft sinkt, Jugendarbeit zu unterstützen. „Der Landkreis Mittelsachsen, der hat für das Jahr 2010 seine Förderung soweit beibehalten, wie 2009. Da wurde bei uns jetzt noch nichts gekürzt. Also wir haben dieses Jahr genauso viel bewilligt bekommen, wie wir auch in dem vergangenen Jahr beantragt hatten [2009, Anm.]. Tendenzuell sieht es danach aus, dass es 2011 auch beim Landkreis weniger wird, aber das wissen wir noch nicht genau. [Es] ist schon erkennbar, was die Politiker für eine

Meinung zu Bildung und Soziales haben. Auch in den letzten Wochen sind total viele Eindrücke auf uns eingedrungen, so z.B. bei diesen Demos in Dresden. Da wurde jemand von der FDP zitiert, der sagte: 'Sie wollen nicht auf die Bühne kommen, weil die Leute, die da unten stehen, die bringen nichts für die Wirtschaft, sondern die Kosten nur!' Da ist schon erkennbar, was die Politiker für eine Meinung zu Bildung und Soziales haben. Das ist auch deprimierend und es ist traurig, dass sich keiner so wirklich dafür interessiert und dass da auch nur auf dieses schnelle Einsparen geguckt wird und nicht darauf, dass man damit langfristig auch Sachen zerstört, wenn man so holterdiepolter Gelder runterfährt. Es gibt nun schon manche Gebiete, wo keine Jugendarbeit mehr stattfindet, weil sie ja nicht finanziert wird, wo Leute von der NPD gut arbeiten können. Denn, wo es keine Alternativen gibt ist es relativ einfach, sich anderweitig breit zu machen und die Jugendarbeit von der NPD kostet z.B. kein Geld" (Int. K).

Diese Aussage zeigt, dass die Argumentationsweisen geprägt sind von einer Art Verteidigungshaltung der Jugendarbeiter. Es wird im Gespräch weniger reflektiert, warum die Jugendarbeit notwendig ist. Die Strategie der Verteidigung zeigt sich besonders bei dem Argument, „wo Jugendarbeit wegfällt, macht sich die NPD breit“. Bei den Gesprächen mit den Bürgermeistern wird zwar für Jugendarbeit geworben, dennoch ist die Notwendigkeit scheinbar für einige Bürgermeister nicht deutlich genug erkennbar. Dies zeigen Äußerungen von Bürgermeistern wie: „Naja der Kulturverein und der Heimatverein die brauchen eigentlich auch Geld – hm, nein für die Jugendarbeit kann jetzt nichts gezahlt werden“ (Int. K). Entsprechend kommt der Jugendarbeit in der kommunalen Politik ein untergeordneter Stellenwert zu: „Man merkt in ganz vielen Gemeinden, dass da überhaupt kein Verständnis herrscht, was Jugendarbeit ist, was sie kann, was sie macht, sondern eigentlich nur, dass die zu bezahlen ist – das möchte man eigentlich nicht“ (Int. K).

In den Altkreisen Döbeln, Freiberg und Mittweida galten bis dieses Jahr unterschiedliche Richtlinien zur Finanzierung der Jugendarbeit. In Freiberg war es so, dass die Kommunen über Jahre nie etwas hinzu bezahlen mussten. Die mussten nicht sagen: „Wir wollen jetzt Jugendarbeit haben und geben jetzt dafür Geld aus.“ Die Finanzierung erfolgte dort über Kreisumlagen. Mit der Kreisreform kam die einheitliche Richtlinie, die am Mittweida-Modell orientiert war, bei dem die Gemeinden direkt einen Eigenbeitrag zur Finanzierung leisten. Von ehemals 21 Kommunen haben sich daraufhin zwölf aus der Mobilen Jugendarbeit ausgeklinkt (Int. K). „Also es hat uns schon dort getroffen. Und die dritte Stelle, also die von unserem Kollegen ist im Februar weggefallen, weil die Sache mit der Jugendpau-schale vor der Tür stand. Der Chef hat gesagt, es wird nicht besser, entscheidet euch mal ob ihr nicht geht – da ist der Kollege auch im Februar gegangen. Im März/April hat unser ehemaliger Chef dann gesagt: 'Für euer ganzes Projekt sieht es eigentlich nicht gut aus.' Wir machen deshalb Ende September zu, weil das Geld nicht reicht.“ Dass sie bei der Sächsischen Landjugend ‚aufgenommen‘ wurden

erwies sich als Glücksfall: Der Träger arbeitet betriebswirtschaftlich gut, ist sehr transparent, positioniert sich politisch für die Jugendarbeit und sorgt für die Qualifikation von JugendarbeiterInnen, SozialarbeiterInnen und ehrenamtlich tätigen Jugendlichen. Aber auch hier kam es zu Einschränkungen des Seminarangebotes, denn das Land Sachsen hat dem Verein keinerlei Fördergelder für Bildungsmaßnahmen bewilligt.

Aus Sicht eines weiteren Trägers der Jugendarbeit ist die Kürzung der Jugendhilfepauschale nicht hinnehmbar – gerade vor dem Hintergrund, dass die Einrichtung schon vor den Kürzungen Schwierigkeiten hatte, die Angebote und Öffnungszeiten aufrecht- bzw. einzuhalten. Vor allem seien Ausflüge bedroht, da die Einrichtung die Kinder nun nicht mehr bezuschussen könne. Vor allem die Kinder aus ökonomisch schwächeren Haushalten sind betroffen, denn ohne Zuschüsse können sich diese Jugendlichen keine Ausflüge, wie etwa einen letztjährigen Besuch in einem Kletterwald, finanzieren. Es besteht die Befürchtung, dass noch weiter gekürzt wird, und damit noch mehr an Angeboten abgebaut wird. Die Förderung des Ehrenamtes dürfe nicht dazu führen, Lohnkosten zu sparen, und die Qualität der Angebote zu vermindern. Dadurch kann der Berufsstand der Sozialarbeiter entwertet werden. Oftmals werde auch übersehen, dass auch Ehrenamtliche durch Sozialarbeiter angeleitet werden müssen. Weil die Mitarbeiter immer mehr in ihre Arbeit eingebunden sind, da sie mit weniger bezahlter Arbeit trotzdem die Angebote halten wollen bzw. müssen, fehlt ihnen die Kraft sich darüber hinaus berufspolitisch zu engagieren.

Zwar wird das Jugendhaus auch zukünftig trotz der Kürzungen bestehen bleiben, aber die Qualität der Arbeit höchstwahrscheinlich abnehmen und die Angebotsstruktur (noch) mehr in Richtung Konzerte gehen. Die eigentlichen Ziele der Jugendarbeit können aufgrund der strukturellen Gegebenheiten immer weniger erreicht werden und durch die Kürzungen spitzt sich die Lage weiter zu (Int. L).

In anderer Weise formuliert die Mitarbeiterin des Jugendringes die Situation der Jugendarbeit: Welchen Stellenwert nun Jugendarbeit direkt für Sie hat, erläutert Sie, dass die Jugend als möglicher Wirtschaftsnachwuchs gesehen wird bzw. als Problem. Es ist nicht mehr so, dass Jugendarbeit als etwas sehr Notweniges gesehen wird und dies wichtig als Präventionsaspekt ist. Es ist mittlerweile vielmehr so, dass die Jugend nicht mehr als Lebensphase anerkannt wird. Sie hat es nicht direkt auf sich bezogen, sondern viel mehr allgemeiner auf den Staat und dessen Bürger. Demzufolge gibt es zwei Perspektiven für sie: die des Staates und die der Bürger (Int. J).

Bei den anderen befragten Trägern der Jugendarbeit überwog das Gefühl, in der Politik nur gering vertreten zu sein. Die Kürzungen der Jugendpauschale hinterlassen einen negativen Eindruck und werden die Auswirkungen spürbar sein, auch wenn zum damaligen Zeitpunkt noch keine genaue Aussage gemacht werden kann. Bei größeren Trägern bestehen offensichtlich Möglichkeiten, die die Kürzungen in verschiedenen Abteilungen der Offenen Jugendarbeit aufzuteilen und umzuschichten. Dazu wird „kreatives Umdenken und Gestalten von Personal- und Sachmittelverteilung notwendig“ (Int. E). Dies ist aber nicht der Fall, wenn große Träger projektgebunden agieren und einzelne Projekte der Jugendarbeit weniger profilbildend für die Gesamtarbeit des Trägers sind. Hier sind bei den Kürzungen die Existenz der Projekte stark gefährdet (Int. F).

4.5 ZUSAMMENFASSUNG

Jugendarbeit spielt in den verschiedenen Sozialräumen eine unterschiedliche Rolle. Vereinfacht kann man sagen, dass im untersuchten großstädtischen Raum C. ein sehr vielfältiges und differenziertes, zumeist hauptberuflich organisiertes Angebot besteht. Allerdings sind hier teilräumlich erhebliche Unterschiede auszumachen, wie im Kapitel 3 am Beispiel des Reitbahnviertels gezeigt. Fehlende Angebote im Wohn- oder Schulgebiet können durch Mobilität verhältnismäßig gut ausgeglichen werden. In Mittelsachsen muss zwischen der Jugendarbeit in den Kleinstädten und den Dörfern unterschieden werden, wobei die Übergänge fließend sind. In den Kleinstädten werden ein oder zwei Jugendklubs hauptberuflich organisiert, allerdings unterstützt von viel freiwilligem Engagement. Im ländlichen Raum dominieren ehrenamtlich betriebene Jugendklubs und -treffs, die teilweise hauptberuflich durch die Mobile Jugendarbeit betreut werden. Existenz und Qualität der Jugendarbeit sind in der Fläche sehr unterschiedlich ausgeprägt und hängen sehr von dem Engagement vor Ort ab. Während sich in den groß- und auch in den kleinstädtischen Räumen die Jugendarbeit immer stärker auf ökonomisch benachteiligte Jugendliche ausrichtet, ist dies in den Dörfern nicht so stark ausgeprägt. Jugendarbeit in den städtischen Räumen konkurriert sehr viel mehr mit anderen – marktorientierten – Freizeitangeboten, die in den Dörfern kaum vorhanden sind. Der Vergleich zeigt, dass Jugendarbeit in Chemnitz wie im Landkreis Mittelsachsen vor allem in Jugendclubs, durch Projekte und Einzelfallhilfen geleistet wird. Aber Jugendarbeit findet nicht nur in Jugendklubs und -treffs, sondern ebenfalls in Sport- und Kulturvereinen statt. Die Zahl der Jugendlichen war in den letzten Jahren in C.

rückläufig. Tendenziell wird sie jedoch wieder ansteigen. Das heißt, dass wieder verhältnismäßig mehr Stellen für die Jugendarbeit geschaffen bzw. erhalten werden müssten.

Eine zentrale Frage war in diesem Kapitel, wie Jugendliche – aus Sicht der Politiker und der Träger – in ihrem Sozialraum partizipieren können. Unser Ziel war es, die Argumente und Denkweisen der Politiker bezüglich der Partizipation von Jugendlichen sowie deren Stellenwert herauszufinden. Weiterhin wollten wir erforschen, ob es unterschiedliche Meinungen bezüglich der Jugend, Jugendarbeit und Partizipation von Jugendlichen gibt. Dies bestätigte sich während der Auswertungen:

Es gab Kommunalpolitiker, welche sich deutlich für die Jugend und ihr ‚Recht‘ auf Partizipation aussprachen. Sie zeigten ein Verantwortungsgefühl für ‚ihre‘ Jugendlichen und schätzten die Phase der Jugend realistisch und ihre Bedeutung als hoch ein. Andere dagegen, wirkten eher distanziert. Sie versuchten zwar Engagement zu zeigen, gingen dabei jedoch nicht wirklich auf die Jugendlichen zu. Barrieren und Hemmschwellen wurden nicht erkannt und es war offensichtlich gleich, ob diese für die Jugend existieren. Es schien als fiele es diesen Politikern sehr schwer, einen Zugang zu den Jugendlichen zu finden. In dem untersuchten Dorf gab es gegenläufige Ergebnisse: Herr H. konnte sich über fehlende Kontakte nicht beschweren, es war eine gute und funktionierende Zusammenarbeit zwischen den Jugendlichen und dem Bürgermeister vorhanden.

Die Träger der Jugendarbeit betonten, dass sie versuchen, den Jugendlichen Freiräume zu lassen und somit Raum für Partizipation geben. Sie sehen es explizit als ihren Auftrag an, Jugendlichen die Freiräume zu ermöglichen, die sie selbst gestalten können. Allerdings schien uns das Vertrauen unterschiedlich ausgeprägt, dass Jugendliche und welche Jugendliche dies können. Bei den meisten interviewten Kommunalpolitikern, teilweise auch bei den Trägern konnte die Frage nicht vollständig geklärt werden, wie viel und welche Partizipation von Jugendlichen eigentlich erwartet wird. Niemand stellte sich gegen sie. Wenn aber jemand nur inszenieren möchte, dann werden Veränderungen zu einer Illusion. Lässt sich denn daraus vermuten, dass er im Grunde zufrieden ist? Wenn konstatiert wird, dass sich die Jugendlichen gar nicht richtig beteiligen wollen, schiebt man dann nicht die Verantwortung von sich weg? Ganz anders sieht es aus, wenn die Jugendlichen ihre Gestaltung selber in die Hand nehmen und unter Selbstverwaltung ihren Jugendclub organisieren dürfen. Hier scheint uns die Strategie auf zu gehen und eine erfolgreiche, generationsübergreifende Zusammenarbeit stattzufinden. Wichtig ist offensichtlich in diesem Zusammenhang, dass die Jugendlichen sowohl ihre eigenen Räume besitzen als auch in den kommunalen Sozialraum integriert sind und ebenfalls mitgestalten.

Ein zweites Thema unserer Untersuchung war, welchen Stellenwert Jugendarbeit in den Kommunen besitzt. Die Situation der Jugendarbeit und der Träger von Jugendarbeit kann insgesamt als prekär

beschrieben werden. Es wird erwartet, dass bei ohnehin knappen Ressourcen durch die Kürzungen der Jugendpauschale des Freistaates Sachsen und durch die zu erwartenden Kürzungen in den Kommunen das Leistungsangebot nicht mehr in der erforderlichen Qualität und Umfang erhalten werden kann. Dies wird vor allem diejenigen Jugendlichen treffen, die sich – vor allem aus ökonomischen Gründen – andere Freizeitangebote nicht erschließen können. Die negativen Folgen fehlender Präventionsarbeit wurden in mehreren Interviews betont. Deutlich wurde in den Interviews, dass die Kürzungen sehr eng mit dem Stellenwert von Jugendarbeit in den Gemeinden zusammenhängen. Sie sind mit der Frage verbunden, welche Rolle einerseits die Lebenssituation der Jugendlichen spielt und ob Jugendarbeit darauf reagieren kann. Insgesamt herrscht eine eher negativ getrübbte Stimmung. Die Träger machen sich kaum Hoffnung auf Besserung, da die Vergangenheit bereits oft gezeigt hat, dass bei Jugend und Soziales zuerst gekürzt wird.

Besieht man sich die (angekündigten) Reaktionen der Träger, so lassen sich folgende Strategien ausmachen: Die meisten Träger vernetzen sich mit der Politik, eine aktive Teilnahme an Gremien wird verstärkt und forciert, um die Jugendarbeit in den Kommunen zu verankern. Gleichzeitig werden die beruflichen Tätigkeiten in den Einrichtungen im Wesentlichen dem neuen Finanzierungsrahmen angepasst. Dies führt zur Einschränkung des Leistungsangebotes, teilweise ist auch die Existenz der Einrichtungen gefährdet. Darüber hinaus wird versucht, einen Teil der Kürzungen zu kompensieren: Größere Träger haben teilweise die Möglichkeit, Umschichtungen vorzunehmen. Durch ehrenamtliches Engagement wird versucht, eine konstruktive Verbindung zwischen professionellen und ehrenamtlichen Mitarbeitern einzugehen und damit trotzdem qualitativ hohe Angebote zu schaffen. Deutlich wurde allerdings, dass dem Grenzen gesetzt sind.

Die Konsequenzen der Kürzungen werden sich in städtischen und ländlichen Räumen unterschiedlich zeigen: Stehen in den Städten bei Schließung einzelner Jugendklubs noch andere Klubs und Freizeiteinrichtungen zur Verfügung, gibt es im zentrumsfernen städtischen und den ländlichen Gebieten keine Alternativen. Das – vor allem in den späten Nachmittags- und Abendstunden – eingeschränkte Angebot an öffentlichen Verkehrsmitteln macht die Jugendlichen zwischen 12 und 18 Jahren faktisch immobil.

5. PARTIZIPATION IN JUGENDGRUPPEN

(MATTHIAS GROßE, PAUL-CHRISTIAN LIST, SUSAN LOHSE, MARTINA LÜCK, MARIA TÖRPE, TINO ULLMANN)

5.1 METHODISCHE HERANGEHENSWEISE

Die Grundfrage des Projektes beschäftigt sich mit dem Partizipationsverhalten von Jugendlichen. Um sich mit diesem adäquat auseinandersetzen zu können, war es unabdingbar, mit Jugendlichen selbst zu sprechen. Die Methodik der Gruppendiskussion, unter Einbeziehung eines leitfadengestützten Interviews, war geeignet, mit Jugendlichen ins Gespräch zu kommen, um zu erfahren, wie einzelne Jugendliche partizipieren, welche angebotenen Möglichkeiten sie nutzen und ob Jugendliche überhaupt partizipieren wollen.

Ein Augenmerk des Projektes liegt auf dem Vergleich des Partizipationsverhaltens zwischen Jugendlichen des urbanen Gebietes, Chemnitzer Reitbahnviertel und Jugendlichen im ländlichen Raum, am Beispiel Roßwein. Um einerseits eine Vergleichbarkeit zwischen Stadt und Land zu ermöglichen und andererseits eine möglichst heterogene Gruppe von Jugendlichen zu erreichen, werden Jugendliche verschiedenen Geschlechts und Alters an unterschiedlichen Treffpunkten angesprochen. Hierbei wird zwischen informellen und formellen Treffpunkten unterschieden. Wir wählten Plätze aus, an denen sich Jugendliche aufhalten und ggf. Möglichkeiten nutzen, um ihr Leben innerhalb der Gesellschaft mitzugestalten.

Mindestens zwei StudentInnen suchten sich Orte in den zu untersuchenden Sozialräumen, an welchen sie Jugendliche erwarteten. So fanden sich in Roßwein die Orte Jugendhaus und Mittelschule als formelle Treffpunkte und der Pavillon als informeller Treffpunkt. In Chemnitz entschieden wir uns ebenfalls für eine Mittelschule im Reitbahnviertel sowie für die dortige Jugendkirche als formellen- und den unweit entfernten Parkplatz als informellen Treffpunkt.

Ziele, theoretisches Wissen über die Thematiken Institution, Gruppendiskussion, Gendergedanke und Jugendliche mit Migrationshintergrund wurden in einem Konzeptpapier formuliert und dienten uns als Orientierungshilfe für die Interfragen. Bevor die Projektgruppe aktiv mit den Jugendlichen in Kontakt treten konnte, teilten wir uns in Teilgruppen, so dass jeweils mindestens zwei StudentInnen die geplanten Interviews durchführten. Das Gesagte wurde jeweils mit einem Tonband aufgenommen und transkribiert. Unmittelbar nach dem Interview hielten die StudentInnen ihre Eindrücke schriftlich

fest und reflektierten diese. Die schriftlich fixierten Gruppendiskussionen wurden von uns in Anlehnung an die dokumentarische Methode analysiert (vgl. Bohnsack, Przyborski 2007, Bestmann, Häsel 2009).

5.2 JUGENDGRUPPEN IM LÄNDLICHEN RAUM

5.2.1 INFORMELLER TREFFPUNKT PAVILLON

Der Pavillon befindet sich in Roßwein direkt neben einem Spielplatz und einem Fuß- bzw. Basketballplatz. In unmittelbarer Nähe eines Spazierweges entlang der Mulde gelegen, ist dieser ein beliebter Treffpunkt aller Generationen und Gruppen (vgl. Kapitel 3.2). Bei schlechter Wetterlage ist dieser Pavillon der einzige überdachte Platz im näheren Umfeld, wobei er durch die komplett offene Bauweise keinen Schutz vor Sturm oder starken Unwetter bieten kann. Es befinden sich innerhalb des Rondells zwei Holzbänke, welche insgesamt für ca. 6 bis 8 Personen Platz bieten. Bereits vor der Projektlaufzeit stellten wir oft fest, dass sich dort Gruppen von Jugendlichen aufhalten. Den Treffpunkt hatten wir vom Studentenwohnheim fast täglich im Blick und so konnten wir einen, für ein Interview geeigneten Zeitpunkt abwarten, bis wir nämlich am Pavillon eine hohe Frequentierung des Platzes wahrnahmen.

Es befanden sich insgesamt acht Jugendliche (J.1 bis J.8), darunter ein Mädchen (M) am Pavillon, die größtenteils auf den zwei vorhandenen Bänken saßen.¹⁴ Die Jugendlichen waren zwischen 14 und 24 Jahre alt und bildeten keine homogene Gruppe. Trotzdem stellte sich der Jugendliche J.1 von Anfang an als Wortführer im Gespräch dar, was auch von allen akzeptiert wurde.

Wir sprachen die Jugendlichen an, indem wir uns in den Pavillon begaben. Der Platz selbst ist sehr spartanisch eingerichtet, zwei Holzbänke, ein Dach und ein Mülleimer, mehr ist nicht zu finden. Für eine Gesprächssituation, die auf Augenhöhe stattfinden sollte, befanden wir uns in einem schwierigen Setting. Aufgrund des Platzmangels, innerhalb des Pavillons, standen wir als Interviewer das ge-

¹⁴ Die Interviewer sind mit einem I gekennzeichnet und die Interviewten jeweils mit einem „M“ für die Mädchen und mit einem J für die Jungs, dabei habe wir versucht, diese zu nummerieren, um die unterschiedlichen Aussagen einer Person zuzuordnen. Findet sich keine Ziffer, sprachen mehrere bzw. war die Stimme nicht näher zu erkennen. Getuschel steht für zahlreiche Aussagen, die nicht zu verstehen waren bzw. Unruhe, die das Verständnis unmöglich machten. Wie bereits bekannt, stehen die Punkte für die Pausen. Kurze Sprechpausen werden mit einem Punkt . und längere entsprechend mit (..) gekennzeichnet. Parasprachliche Informationen sind in Klammern und kursiv gesetzt.

samte Gespräch, während der größte Teil der zu Interviewenden auf den Bänken oder auf einem, den Jugendlichen gehörenden, Moped saßen. Um einen guten und einfachen Start in Gespräch zu finden, fragten wir die Jugendlichen nach den Aktivitäten während ihrer Freizeit.

- I.1: Seid ihr alle aus Roßwein (?)
J.(mehrere): Ja Ja
I.1: Gut ähm ähm, wie verbringt ihr die meiste Zeit. so äh Freizeit (?)
J. (mehrere): Saufen (..) Ficken
J.1: Arbeiten würd ich mal mehn und nachmittags wenn schönes Wetter is hier oder bei schlechten Wetter bei Kumpels
I.1: Ja
J.1: Rumsitzen. oder wie seht ihr das (?)

Jugendlicher J.1 macht deutlich, dass sein Leben nicht nur aus Freizeit besteht, sondern zu einem großen Teil einer gewissen Ernsthaftigkeit unterliegt. Er geht einer Arbeit nach, lässt aber offen, welche Tätigkeit er ausübt. Seine Freizeit verbringt er am Pavillon oder bei Freunden. Auffallend ist, dass sich beide Aussagen auf *Orte* und nicht auf Aktivitäten in der Freizeit beziehen. Die Verbindung zu den anderen Jugendlichen, ist die gemeinsame Freizeit *am Pavillon*. Welche Jugendlichen das sind, ob die hier Anwesenden oder Andere, bleibt offen. Was sie am Pavillon machen, scheint ebenfalls eine untergeordnete Rolle zu spielen. Die Aussage, sie würden nur rumsitzen, lässt er sich durch Rückfrage von den anderen bestätigen. Dies verstärkt die Vermutung, dass J.1 eine „Schlüsselrolle“ in der Gruppe innehat, wobei es sich nicht um eine feste Gruppe handelt. Die Bezogenheit der einzelnen Jugendlichen zum Ort und nicht zwangsläufig zur Gruppe, spiegelt sich in mehreren Aussagen wieder, wobei die Funktionalität des Ortes deutlich wird.

- I.1: Ok. und wie seid ihr auf den Pavillon gekomm. als Treffpunkt also
J.3: Weils hier und'n drunner trocken is
J.1: Ne. ich sag mal so den hatten wir damals gebaut. dort stand hier eigentlich uner Grill. noja da hammer halt öfter
J.3: Krill (!!)
J.1: O mal gegrillt
J.4: Die Frauen eher
J.2: Sonst sitz mer eigentlich immer vorne und ne hier
J.2: Das kommt halt aufs Wetter drauf an. ich sag mal wenns nass is. auf die nasen Eisenbänke sitzen dis is ne so scheen. da is es hier schon e bissl genehmer

Der Pavillon ist ein Ort, an dem die Jugendlichen nicht nur vor Wetter geschützt sitzen können, sondern an welchem in früheren Zeiten ein Grill stand. Das gemeinsame Grillen ist allen Jugendlichen im Gedächtnis und scheint eine verbindende und gruppenstärkende Aktivität gewesen zu sein, bei der sich die Jugendlichen wohl fühlten und womit sie viel Spaß und Freude verbinden. Dies lässt sich aus dem deutlichen Bekenntnisruf „Krill“ interpretieren. Das Grillen in der Gemeinschaft wird anders erlebt und bewertet als die bloße Zugehörigkeit zu einem – Treffpunkt. Mit dem Thema Grill, verbinden sie positive Erinnerungen, aber auch negative Erfahrungen. Aufgrund des Grillens wurde der

Platz durch Abfälle und Müll immer dreckiger und unordentlicher, dies hatte zur Konsequenz, dass die Stadtverwaltung den massiven Grill abbaute.

- J. (viele): Ham bloß mal ´nen Grill nei gebaut. und dann ham´se alles neu gemacht
J.1: Die hatten mal ´nen richtig massiven hierher gestellt wo se das hier neu gebaut hatten
I.1-2: Ja
J.1: Der stand aber maximal ne Woche. ens zwe Wochen stand der. weil se dann halt hier (..) gefeiert hatten. und muss wohl. wes ich ne. sah dann halt immer aus wie Sau. da ham´ses halt wieder weggenomm
I.2: Ja
I.1: Und würdet ihr den gern wieder haben. sozusagen, also den Grill (?)
J. (viele): Ja
M: Ja zum draußen sitzen und grillen

Ob eine Kommunikation, zwischen der Stadtverwaltung und den Jugendlichen vor dem Abbau des Grills stattgefunden hat, wissen wir nicht. Eingriffe durch die Stadt haben diese Jugendlichen schon öfters erlebt, zum Beispiel am Abbau des Feuerkübels, und erleben dies permanent durch die Drohung, den Pavillon abzusperren, insofern sich die Jugendlichen nicht benehmen. Dieses Benehmen bezieht sich, aus Sicht der Stadtverwaltung, vermutlich auf das Ritzen in die Holzbänke und das Bemalen dieser, sowie das Vermüllen des Platzes. Wie die Jugendlichen angesprochen wurden und wie diese Androhung verbalisiert wurde, lässt sich nur vermuten. Wir können uns vorstellen, dass Beamte des Ordnungsamtes bei ihren sogenannten Kontrollrunden die Jugendlichen angewiesen haben, den Platz ordentlich zu halten und bei Nichteinhaltung mit einer Absperrung des Pavillons gedroht haben. Sie haben die Jugendlichen gegebenenfalls nicht auf gleicher Augenhöhe angesprochen oder Dinge ausgehandelt.

- I.1: Und und habt ihr hier eure Ruh oder werdet ihr öfter mal. komm hier Leute die sagen so, wie sieht´s hier aus. so Erwachsene
J.4: Ja es is
J.2: Wenn´s nich grade aussieht wie jetzt schon wieder. dann
J.1. wenn dann die freilofend sind das warn die. die davor hier warn. ja das is schon beachtlich was für´n. manche könn sich ja net benehm. wieso ich wieder. na du du hier. manchmal sagen se dann och hier wird´s abgesperrt. so in der Art. dann is oh wieder Pumpe. weil vorne hier an dem Eisenbänken vorne da hat´s oh mal ´nen Feuerkübel am Anfang. ham´se hingestellt
I.1: Ja
J.1: Aber da ham´se oh bloß Mist gemacht damit und. da ham´ses glei wieder weggestellt

Erwachsene begegnen diesen Jugendlichen als Kontroll-, Macht-, und Sanktionsinstanz, welche in Erscheinung treten, wenn diese aus der Erwachsenenensicht, Fehler machen und gegen Regeln verstoßen. Eine offene Frage nach ihren Wünschen und Bedürfnissen, wurde ihnen von städtischer Seite noch nicht gestellt. Der formelle Weg, seine Bedürfnisse und Wünsche anzumelden, scheint den Jugendlichen bewusst zu sein, hier kommen sie schnell auf den Bürgermeister zu sprechen, den sie als

Instanz zur Hilfestellung bei der Umsetzung wahrnehmen. Sie haben unserer Ansicht nach versucht, mit diesem Kontakt aufzunehmen, sind aber gescheitert. Ihr Wunsch nach einem eigenen Ort wurde mit der Begründung, es gäbe das Jugendhaus als ein bestehendes Angebot für einen Treffpunkt für Jugendliche, zurückgewiesen. Die Tatsache, dass dieses Angebot für die Jugendlichen nicht akzeptabel ist, wurde ignoriert. Diese Erfahrung, nicht ernst genommen zu werden, lässt die Jugendlichen mit den angedrohten Sanktionen, der Sperrung des Treffpunktes Pavillon, resigniert umgehen.

- I.1: Und könnt ihr euch vorstellen, an wen man sich da wenden muss (?)
 J. (viele): Bürgermeister
 Ja
 Stadt denk ich mal
 der Mister Herr Bürgermeister
(lachen; durcheinander Gerede) gehört das alles zu mir
 I.2: Und hattet ihr das schon mal versucht. das zu machen (?)
 J.1: Ja na. wir hatten ja oh mal. zum Männertag hatt'n wir ja von dir e Grill der stand eigentlich oh ne Weile. da lach er bloß irchendwo
 I.2: Ne aber da direkt mal zur Stadt zu gehen (?)
 J.1: Na ja. der der Bürgermeister jetzt. der geht zwar. sachsch mal. den den wer vorher hatten. der hat so
 I.1-2: Ja
 J.1: Da wo wir jetzt für uns eigentlich mal nen Treffpunkt ham wollten. da heests dann wieder. na es Jugendhaus. und ich sach mal es geht nich jeder gern ins Jugendhaus

Das Gefühl nicht ernst genommen zu werden, spiegelt sich auch im folgenden Dialog wieder. Der jetzige Bürgermeister scheint sich, aus Sicht der Jugendlichen, aktiver für die Belange von Kindern und Jugendlichen einzusetzen, als der davor amtierende, indem er Spielplätze schafft. Aber Freiräume für die Jugendlichen oder Plätze für Aktivitäten Jugendlicher fördert auch er nicht. Dadurch entwickeln die Jugendlichen, die sich als nicht wahrgenommen fühlen, Wut und Ärger über ihre Lage und empfinden, dass sie nicht einbezogen werden.

- I.2: Gut. und mit dem jetzigen Bürgermeister hatteste gesagt seid ihr mehr zufrieden. oder (?)
 J.4: Nee, eigentlich (...)
 J.1: Na gut. der kümmert sich schon en Stückel mehr sag ich mal so
 J.3: Ich sach mal für de Jugend so
 J.4: Man merkt bloß nicht (!)
 J.2: Aber man sieht nicht das irgendwie was gemacht is. gut die ganzen Spielplätze hier
 J. (viele): Ja (!)
 J.2: In [der] Stadt wurden ja oh welche gemacht
 J.4: Na trotzdem der Spielplatz is hier. is Scheiße
 J.3: Echt was bringt dir die Spielplätze hier (!)

Von den Jugendlichen wird im Gespräch deutlich formuliert, dass ihnen ein Ort zum Treffen fehlt und sie darüber hinaus auch Freizeitangebote vermissen. Die bestehenden Angebote entsprechen nicht ihren Anforderungen, was sie zur Langeweile und zum Rumsitzen zwingt.

- I.1: Wie fühlt ihr euch dann hier in Roßwein so (?)
J.4: Verarscht (!)
J.4: Also ich fühl mich hier verarscht eigentlich. weil hier haste nichts zu machen. hier sitzt ´e bloß rum und
J.3: Es fehlen halt die Angebote. wie in Kino oder ein anständiges Stadtbad (..) großer Turm

Die Jugendlichen bringen nicht einfach nur einen Mangel an Angeboten zum Ausdruck, sondern das Gefühl „verarscht“ zu werden. Dies kann heißen, dass sie sich der Optionen beraubt sehen, die anderswo vorhanden sind. Sie sehen sich in der Rolle der Benachteiligten. Es können aber auch konkrete Erfahrungen des „verarscht“-Werdens, durch beispielsweise nicht eingehaltene Versprechen von Politikern, vorhanden sein. Die genaue Benennung, was ihnen eigentlich fehlt, fällt den Jugendlichen schwer und wirkt sehr diffus. Sie sprechen von fehlenden Angeboten in der Stadt Roßwein und bringen zum Ausdruck, dass bestehende Angebote nicht ihren Bedürfnissen entsprechen. Im weiteren Verlauf des Interviews wird deutlich, dass sie zudem von bestehenden Angeboten, aufgrund ihrer rechten Gesinnung ausgegrenzt werden und sich selbst ausgrenzen.

- I.1: Wieso, denkst du, dass die Leute euch nich nach eurer Meinung fragen (?)
J.4: Weil das so is. na. wenn ehner sacht. na ich bin Nazi. da hests glei hier. ne mit dir will ich nichts zu tun ham. oder so
J.3: Na. mir geht nie so. na ich erzähl ´s oh keen

Die Jugendlichen sind teilweise politisch sehr interessiert, wobei wir darunter nicht nur die rechte Einstellung der Jugendlichen zählen, sondern auch das allgemeine Interesse am politischen Tagesgeschehen. Sie lesen Zeitung und tauschen sich über die darin enthaltenen Informationen aus. Die Ausgrenzung der Jugendlichen wird beim Thema Jugendhaus verbalisiert. Sie nehmen Teile der Angebote und die Aktivitäten des Jugendhauses durchaus wahr, aber nehmen nicht daran teil, beziehungsweise dürfen nicht daran teilnehmen. Es wird deutlich, dass ein direktes Hausverbot für die Jugendlichen nicht besteht. Es scheint zwischen einzelnen Jugendlichen der Gruppe und den Betreibern des Jugendhauses Spannungen gegeben zu haben und zu geben. Die anderen Jugendlichen der Gruppe solidarisieren mit ihnen und meiden nach eigener Auskunft auch das Jugendhaus.

- I.1: Habt ihr Hausverbot (?)
J.?: Nee. nich direkt . na ich nich. das hat mit ner gewissen Meinungsverschiedenheit zu tun. ja ja
J.4: Na eigentlich is es ein Jugendhaus wo jeder Jugendliche rein darf
J.4: Da dürfen nur de Linken reeiin
J.4: De Rechten ne. worum oh immer

J.4: Im Jugendhaus die kriegen hier en Tonstudio gespendet und wir sitzen da und dürfen ne rein

Die Jugendlichen hätten gern eigene Räumlichkeiten, in denen sie sich treffen und Musik hören können. Die Möglichkeiten, einen eigenen Raum zu bekommen, nehmen sie aber aufgrund der Erfahrung mit dem Bürgermeister als sehr begrenzt wahr. Sie wissen, dass sie sich an den Bürgermeister wenden können, sehen aber gleichzeitig das Problem der Finanzierung einer Räumlichkeit aufgrund der leeren Stadtkassen voraus. Auch wird ihre rechte Gesinnung erneut problematisiert.

J.4: Na entweder das is so. wir kriegen nen Raum. aber dann is halt so. naja ob das und das. die Meinung. da krieg. da kriegt ihrs ne

I.1: Du meinst jetzt die rechte Meinung (?)

J.3: Ja

I.1: Ok und deswegen kriegst du das nich

J.4: Wegen Polizei un so, das ja

J.1: Na ja. ja die informieren sich ja dann (...) die sin oh schon übelst strafauffällig geworden. dann sagen se oh dann ne das geht nie. na weil's dann einfach wieder zu viel Angst haben das wieder irgendwas passiert

Die rechte Gesinnung ist unterschiedlich stark unter den Mitgliedern der Gruppe ausgeprägt, wobei wir der Meinung sind, dass nicht vorwiegend die rechten Tendenzen, sondern die Ausgrenzungserfahrungen, an sich, die Basis für diese, doch ansonsten stark heterogene Gruppe sind. Bis auf zwei Jugendliche, die sich in unserem Gespräch als Nazis definierten, stimmten die anderen Jugendlichen hier nicht, durch irgendwelche Gestiken oder Bekenntnisse der radikalen Sicht zu. Wir vermuten, dass in der Gruppe ein gewisser Alltagsrassismus herrscht, die radikalen Tendenzen aber nicht bei allen ausgeprägt oder vorhanden sind. Einen Jugendlichen (J.4) haben wir als sehr offensiv erlebt, er bekannte sich ein Nazi zu sein. Diese Aussage in unserem Gespräch galt der Provokation und dem Austesten, wie wir Interviewer als Personen, mit dieser Provokation umgehen. Ein anderer Jugendlicher (J.3) bekannte sich ebenfalls dazu, Nazi zu sein, sah sich aber von der Ausgrenzung nicht so stark betroffen, da er seine radikale Ansicht nicht provokativ zur Schau stellte. Er formulierte somit einen Zusammenhang zwischen rechtradikalen Einstellung und gesellschaftlicher Ausgrenzung.

Zusammenfassend können wir sagen, dass wir sehr überrascht waren, über das positive und recht offene Verhalten der Gruppe uns gegenüber. Die Jugendlichen ließen sich auf das Gespräch ein und haben sich unserer Ansicht nach sehr darüber gefreut, nach ihrer Meinung gefragt zu werden. Bis dato haben sie damit keine Erfahrungen gemacht.

Von Partizipationsverhalten im eigentlichen Sinne ist aus dem Interview wenig zu entnehmen. Die Jugendlichen besetzen Räume wie den Pavillon, teilen sich diesen aber mit vielen anderen Jugendlichen aus Roßwein. Den Ort des Pavillons mussten sie sich auch nicht erkämpfen, sondern dieser war städtebaulich vorhanden. Eine Kennzeichnung als *ihren* Ort erfolgt durch Ritzen und Bemalen der

Flächen der Holzbänke, was einen Kampf um einen hochfrequentierten Ort darstellen könnte. Diese Bänke werden immer wieder durch die Stadt saniert beziehungsweise erneuert, was zu wiederum zu Spannungen zwischen den Personen des Ordnungsamtes, der kommunalen Haushaltskasse und den Jugendlichen führt. Andere Wege, ihre Ansprüche zu vertreten, werden nicht benannt bzw. bleiben diffus. Möglichkeiten der Partizipation in der Kommunalpolitik werden nicht erwogen und vielleicht möchten sie diese aufgrund ihrer rechten antidemokratischen Meinung auch nicht annehmen. Gleichzeitig sind wir der Meinung, dass die demokratischen Mittel der Mitbestimmung den Jugendlichen nicht aufgezeigt werden und wurden. Es ist auch schwierig für die Jugendlichen zu partizipieren, da eine erfolgreiche Partizipation eine Kommunikation unter den Beteiligten voraussetzt. Diese Kommunikation zwischen Erwachsenen und Jugendlichen ist jedoch aus den verschiedensten Gründen – beispielsweise der unterschiedlichen Sprache, unterschiedlichen Interessen, der Ausgrenzung aufgrund der rechtsradikalen Tendenzen und einer Kommunikation auf unterschiedlicher Augenhöhe, nicht gegeben.

Die Jugendlichen stellten sich, nach unserer Wahrnehmung, in der Rolle der Opfer dar, welche Ausgrenzung erfahren. Wir sind der Meinung, dass die Jugendlichen im Alltag zu wenig Aufmerksamkeit als Person erhalten und auch die Erfahrung gemacht haben, nicht ernst genommen zu werden in ihren Bedürfnissen. Diese selbst wahrgenommenen Ausgrenzungen aufgrund ihrer rechten Meinung waren neben dem fehlenden Treffpunkt das Hauptthema des Gespräches. An diesem Punkt stellt sich die Frage wie Gesellschaft und Soziale Arbeit mit Jugendlichen mit rechten Tendenzen umgehen soll und ob das seit vielen Jahren praktizierte Konzept der Ausgrenzung wirklich profitabel für die Zukunft der Gesellschaft ist.

5.2.2 FORMELLER TREFFPUNKT IM LÄNDLICHEN RAUM – JUGENDHAUS

Das Jugendhaus ist der einzige offizielle Anlaufpunkt für Jugendliche in Roßwein. Bevor auf das Gespräch eingegangen wird, soll die Institution näher vorgestellt werden. Das Jugendhaus befindet sich etwas abgelegen vom Stadtzentrum in einer ruhigen Lage, kann aber trotzdem gut erreicht werden. Im Jugendhaus von Roßwein können sich Kinder und Jugendliche verschiedenen Alters treffen und eine Vielzahl von Angeboten wahrnehmen. Neben einer großen Kletterwand, Tischkicken, Billardtisch, Tischtennisplatte, Computern mit Internetzugang, einem Fotolabor und einer Kinderecke, befinden sich im Außenbereich eine Skaterbahn und ein Streetballplatz. Die Kinder und Jugendlichen werden die Woche über Montag, Donnerstag und Freitag 14.00 Uhr bis 22.00 Uhr, Mittwoch 10.00 Uhr bis 20.00 Uhr und Samstag 14.00 Uhr bis 19.00 Uhr von zwei SozialarbeiterInnen betreut, wäh-

rend am Wochenende häufig verschiedene Veranstaltungen für Jugendliche, wie z.B. Konzerte stattfinden.

Das Jugendhaus hat in der Stadt Roßwein nach eigenen Aussagen keinen leichten Stand und scheint ständig um sein Bestehen kämpfen zu müssen. Ein Problem für die konzeptionelle Arbeit des Jugendhauses liegt darin, dass es vor allem als Treffpunkt und Proberaum für Musik der älteren Jugendlichen über 20 Jahre fungiert. Durch deren lange Bindung an die Einrichtung und vor allem das Mitgestalten der Angebote und Räume, fällt es dieser Jugendgeneration schwer, sich vom Jugendhaus zu „trennen“ und einen neuen Ort zu erschließen, um es für die Nächsten „frei“ zu machen. Man könnte behaupten, dass die jungen Erwachsenen sogar eine Art Besitzanspruch auf das Jugendhaus erheben, sie entscheiden was damit passiert und wer hinein darf. Durch diese Bedingungen fällt es jüngeren Jugendlichen schwer im Jugendhaus zu partizipieren bzw. in dieses „aufgenommen“ zu werden. Es ist nicht ganz klar, wer genau die Richtung vorgibt im Jugendhaus sind es die Mitarbeiter, der Vorstand oder die Älteren? Dass hat zur Folge, dass sich zu diesem Angebot eher ältere Jugendliche und junge Erwachsene einfinden um gemeinsam zu essen. Desweiteren nimmt die Organisation und Durchführung von Konzerten in der Arbeit und in der Außenwahrnehmung einen herausgehobenen Stellenwert ein.

Ein weiteres Indiz dafür, dass sich die Angebote des Jugendhauses eher auf ältere Jugendliche beziehen, ist der Fakt, dass im Jugendhaus alkoholische Getränke, vor allem Bier, unter Beachtung des Jugendschutzgesetzes erworben werden kann. Die Konzerte am Wochenende können die Jüngeren z.B. gar nicht besuchen bzw. nur beschränkt, da diese erst spät in der Nacht stattfinden. Durch die älteren Jugendlichen ist das Jugendhaus sozusagen besetzt und für die nachfolgende Jugendgeneration, scheinen der Zugang eher schwer und das Angebot nicht attraktiv genug zu sein. Dagegen gelingt die Arbeit des Jugendhauses mit Klein- und Schulkindern offensichtlich viel besser, denn diese besuchen das Jugendhaus mehrmals die Woche und nehmen Angebote wahr.

Im vorangegangenen Kapitel wurde bereits behandelt, dass die Jugendlichen vom „Pavillon“ Hausverbot im Jugendhaus haben. Dies scheint ebenfalls zur Folge zu haben, dass eine größere Zahl von Jugendlichen über 14 Jahren dem Jugendhaus fern bleibt. Hierbei rückt nun auch die Zugänglichkeit des Jugendhauses in das Blickfeld. Durch die angesprochenen Konzerte hat sich das Roßweiner Jugendhaus mit der Zeit einen ziemlich eindeutigen Ruf als „Links“ eingebracht. Dies macht es für viele Jugendliche auch schwer, diese Einrichtung zu besuchen, da sie nicht in diese Ecke geschoben werden wollen, bzw. sich damit nicht identifizieren. Um die Lage des Jugendhauses besser verstehen zu können, muss man aber auch bedenken, dass dem Jugendhaus mit seinen zwei Arbeitskräften, welche sich eine Stelle teilen, einfach die Zeit und Mittel fehlen um mehr, bzw. spezifischere Angebote, für

die verschiedenen Zielgruppen zu gestalten. Der schier endlose Kampf des Jugendhauses um Anerkennung und Existenz "frisst" bei den MitarbeiterInnen viel Energie, die anderswo fehlt.

Schlussfolgernd kann man sagen, dass dem Jugendhaus die Generation der heute 14- bis 19-Jährigen als „Besucher“ weggebrochen ist. Auch wir benötigten vier Anläufe, bis wir im Jugendhaus im Zuge unseres Projektes auf drei männliche Jugendliche im Alter von 12, 13 und 15 Jahren trafen, die wir interviewen konnten. Die Jugendlichen schienen anfangs etwas verwirrt bzw. hatten wir den Eindruck, dass sie sich vor uns verstecken wollten. Nachdem wir geparkt hatten, sind die Jugendlichen, die vorher noch geskated hatten, plötzlich ins Innere des Jugendhauses gerannt und waren auch nicht so leicht auffindbar. Wir brauchten einige Zeit, um diese in den vielen Räumen der Einrichtung zu finden, was den Eindruck des ‚Versteckens‘ noch verstärkte. Desweiteren hatte es den Anschein, dass wir sie bei irgendetwas gestört hatten. Diese Annahme, des Verstecken und Erwischen, bestätigte sich dann auch im Interviewe durch J1: „Und die N. hat gesagt wir sind hier?“ Es klingt so, als wolle er wissen, ob die Mitarbeiterin N. sie verpetzt hatte. Im weiteren Verlauf des Interviews stellte sich heraus, dass die interviewten Jugendlichen, im Jugendhaus partizipieren und sich auch mit und über das Jugendhaus identifizieren. Sie gehen jeden Tag ins Jugendhaus, sofern es auf hat und nehmen auch an allen Angeboten teil.

- I1: Aber ihr anderen beeden seit och öfters hier oder was (?)
J2: Joar
J3: Ja
J1: Ich bin naja
J3: Ich bin jeden Tag hier wenn das Jugendhaus auf hat

Laut ihren Aussagen kann man daraus schließen, dass sie sich auch auf die Angebote freuen und diese auch mitgestalten. Sie fragen nach, ob sie an bestimmten Angeboten teilnehmen dürfen, woraus sich schließen lässt, dass sie auch mit machen wollen. Wir waren als Interviewer verblüfft, dass die Jugendlichen an den Angeboten selbst mitwirken und sogar nachfragen, wo sie mithelfen können. Das lässt erkennen, dass sie sich für das Geschehen im Jugendhaus verantwortlich fühlen.

- I: Ja und habt ihr, nehmt ihr noch andere Angebote hier war. irgendwie das Breakdance (?)
J3: Na also wenn was ist. machen wir eigentlich fast überall mit sag ich mal
I: Ja z.B. (?)
J3: Z.B. wenn jetzt hier kochn oder sowas ist oder
J1: Kochen wir mit
J2: Oder Disko
J3: Jor. Disko oder wenn hier och sonst was ist. wie Kinderfest oder so. sind da wir da immer
J1: Helfen wir mit
I: Ach da helft ihr richtig mit (?) das ist ja cool (..) also. also werd ihr da och gefragt ob ihr da mitmach also wollt oder fragt ihr von euch aus (?)
J1: Wir fragen selber

Im Verlauf der Gruppendiskussion haben die Jugendlichen das Jugendhaus mehrfach verteidigt. Dass sie der Ansicht sind, dass das Jugendhaus besser als das Café Courage in Döbeln sei („halt dort och meistens langweilig“), unterstreicht ihre Identifikation mit dem vertrauten Ort. Dass relativ wenige Jugendliche das Jugendhaus besuchen, scheint ihnen regelrecht zugute zu kommen, da es so zu kaum bis wenigen Platzkämpfen kommt. Ab und zu sind auch mal andere Skater da, welche ihnen die Bahn streitig machen („Manchmal gibt’s Zoff“), dies scheint aber nicht so oft der Fall zu sein. Aus dem Gespräch kann man aber gut erkennen, dass diese anderen Skater eine rivalisierende Gruppe sind, welche mit ihnen um die Skaterbahn streitet. Auf solche Revierkämpfe lassen sich die Drei aber eher nicht ein, bzw. ziehen sie wohl meistens den Kürzeren und müssen den Platz räumen. Diese Unterordnung ist ein Problem, weil es keine Regelung der gemeinsamen Nutzung gibt, die anderen bleiben, solange sie wollen. Ihre einzige Reaktionsmöglichkeit ist es, sie beim Skaten zu stören. Die im Anschluss an die folgende Passage ausführliche Erzählung des Störmanövers ist ihnen wichtig, sie konnten sich zwar nicht durchsetzen, aber demonstrierten ihren Anspruch.

- J1: Bloß die nerven. die. wenn die skaten. dann skaten die lange
 I: Hmm
 J1: Das is besetzt weil. die weil weil die keen Platz haben
 J3: Enmal hats Schlägerei gegeben weil ich Eier runter geworfen hab (..) aus de Küche
 J1-2: (*schmunzeln*)
 J3: (*lacht*)
 J1: (*hustet*) (..) Wir ham och manchmal was ausm Fenster geschrien. in der Küche und uns versteckt. z.B. wars

Während die Anderen die Skaterbahn nutzen, weil es keine andere gibt, fühlt sich die befragte Jugendgruppe dem Jugendhaus zugehörig. Für sie ist die Skaterhalle in Döbeln keine Alternative. Sie finden sie zwar sehr schön, aber ihnen sind zu viele Jugendliche dort und man komme selten zum Fahren. Es stellt sich auch die Frage, wie gut man als Jugendlicher sein soll, um dort zu skaten, ohne sich zu blamieren. Da scheint die Skaterbahn in Roßwein geeigneter zum Üben. Die Skaterbahn ist für die drei Jugendlichen auch das Non plus Ultra im Jugendhaus, weswegen sie wahrscheinlich auch am meisten kommen. Das Jugendhaus als Ort der Freizeitgestaltung ist unserer Meinung nach ein sehr wichtiger Anlaufpunkt für diese Jugendlichen. Wenn das Jugendhaus einmal nicht aufhat, wissen die Befragten kaum alternative Beschäftigungen oder Anlaufpunkte. Sie nutzen die Stadt zum Skateboard fahren („Also sind Unterwegs“). Sie verwiesen zudem auf das Schwimmbad, die Innenstadt und darauf, Zuhause abzuhängen. Wenn sie „Zuhause abhängen“ schauen sie auch viele Skaterfilme.

- I: Also gibts im Endeffekt nichts anderes in Roßwein als das Jugendhaus (?)
 J (alle): Ja
 J1: Neeeeein (*macht unverständliche Geräusche um das Nein hin zu ziehen*)
 J2: (*macht kurz mit und lacht*)
 J3: Roßwein is ne hässliche Stadt

Insgesamt scheinen sie mit in Roßwein eher unzufrieden zu sein. Das Jugendhaus ist ihre wichtigste Anlaufstelle, ansonsten sehen sie für sich wenige andere Angebote. Die Abwertung von Roßwein wirkt sehr pauschal, so als ob es das gesamte Lebensgefühl widerspiegelt. An späterer Stelle wissen sie das Leben in Roßwein gegenüber Döbeln und Leipzig durchaus zu schätzen. Sie genießen die Ruhe, dass sie machen können, was sie wollen („Also, hier haste och mehr so deine Ruhe und es ist nicht so überflutet“). Im Gegensatz zu anderen Orten können sie in Roßwein auf dem Bürgersteig skaten, in Großstädten würden die Leute zum Beispiel viel mehr meckern („in Döbeln oder so in Leipzig, da sagen die schon was“). Es ist allerdings unklar, ob sie dies wirklich gut finden oder ob sie sich einfach mit der Situation abgefunden haben. Zudem ist es fraglich, in wie weit sich die Drei überhaupt damit beschäftigt haben, in anderen Städten zu partizipieren, bzw. sich dort mit Angeboten zu beschäftigen, was auch daran liegt, dass sie nicht bzw. nur begrenzt mobil sind. Im frühen Jugendalter ist der Aktionsradius und die Suche nach einer anderen oder besseren Umgebung eingeschränkt, man „nimmt was man hat“. Auch mit den älteren Mitbürgern der Stadt Roßwein kommen sie gut zurecht, es gibt zwar ab und an Personen die meckern, dies scheint aber nicht zu überwiegen.

Ihre Dreier-Konstellation würde ohne das Jugendhaus kaum bestehen, da durch ihren Umgang und ihre Redensweisen zu vermuten ist, dass das Jugendhaus mit der Skaterbahn, ihre einzige Verbindung zu einander darstellt. Sie besitzen keinen gemeinsamen Freundeskreis und offenbar haben die Eltern von J2 und J1 sogar den Umgang untersagt („Ne, wir haben verschiedene Freunde. Unsere Eltern haben gesagt wir sollen garnet mit dem raus“). Das Verbindende ist nicht so sehr die gemeinsame Gruppe, sondern ihre Zugehörigkeit zum Jugendhaus und eine gewisse Außenseiterrolle gegenüber anderen Skatergruppen. Trotz dieser Zugehörigkeit sind sie mit den anderen Jugendlichen in Roßwein vernetzt. Die Differenzierung zwischen Nutzern und Nichtnutzern, links und rechts orientierten Jugendlichen wird von ihnen sogar stark relativiert.

- I1: Aber so mit mit Rechten oder so. habter damit Problem gehabt bis jetzt (?) weil es hieß ja. dass hier im Jugendhaus immer mehr so Linke sind und dass manche ausgeschlossen sind. dass manche gar nicht rein dürfen oder so (?)
- J1: Also ich bin mit Rechten und Linken befreundet. mir macht das eigentlich gar nichts aus
- I2: Hä he. Jo naja
- J3: Bin mit Rechten verwandt und mit Linken da kenn ich och viele Leute und (..)
- J1: Ich bin (..) ich hab (..)
- J3: Bin mit beeden was befreundet
- J1: Ich bin mehr mit normale Punks (..) (*nuscheln*) (..) naja he
- I2: Also gibt's keene Probleme (?)
- J (alle): Nee
- J1: Blos wenn eener Scheiße labert
- J3: Höchsten wenn die hier ma immer alle saufen und sich dann in de Wolle kriegen

Abschließend kann man sagen, dass die drei befragten Jugendlichen jedes Angebot vom Jugendhaus dankbar annehmen und sich auch gerne in diese integrieren. Für sie scheint das Jugendhaus der wichtigste Platz in Roßwein zu sein, wo sie partizipieren können. Die Besetzung des Jugendhauses durch die ältere Generation, scheint für die hier Befragten kein Problem darzustellen, zu mindestens ist dies im Interviewverlauf nicht deutlich geworden. Wir sind dennoch er Auffassung, dass der Besitzanspruch von Älteren vorhanden ist und viele jüngere Jugendliche abschreckt.

5.2.3 FORMELLER TREFFPUNKT MITTELSCHULE

Die Thematik Schule stellt insofern einen wichtigen Bestandteil des Projektes dar, als dass diese Institution, nach der Familie, wesentlich zur Sozialisation der Kinder und Jugendliche beiträgt bzw. beitragen sollte (vgl. Kapitel 2). Die Mittelschule in Roßwein ist neben der Grund- und Förderschule die einzige in der Kleinstadt. Der Einzugsbereich umfasst auch die umliegenden Dörfer.

Wir hatten die Möglichkeit mit neun SchülerInnen, fünf Jungs (J1 bis J5) und vier Mädchen (M), aus der Klasse 9 der Mittelschule Roßwein, zu sprechen. Die erste Kontaktaufnahme erfolgte telefonisch mit dem Direktor der Mittelschule, später fand ein persönliches Treffen statt.¹⁵ Nach den schwierigen Bemühungen um die Zusage durch die Agentur für Bildung und die Zustimmung der Eltern, musste alles sehr schnell gehen, denn die Ferien standen unmittelbar bevor. Es war der vorletzte Schultag, an dem wir schließlich die Möglichkeit erhielten mit den SchülerInnen zu sprechen. Der Lehrer führte uns in die Klasse und fragte nach denjenigen, die die Briefe ausgefüllt dabei hatten. Fünf männliche- und vier weibliche Jugendliche folgten uns schließlich in ein benachbartes Klassenzimmer, in dem sie es gewöhnt waren, Unterricht zu erleben.

Egal was wir versuchten, wir wurden immer in die Rolle des Frontalunterrichts gedrängt, obwohl wir bemüht waren, einen Kreis zu bilden, um ein Teil der Runde sein zu können. Die Gruppendiskussion war zu Beginn von Schüchternheit, Zurückhaltung und kurzen Antworten geprägt. Sie begann mit einem Frage- Antwort- Spiel, was sich teilweise durch die von uns gestellten Fragen und die gegenseitige Fremdheit erklären lässt. Ein weiterer Grund mag darin liegen, dass wir den Kontext Schule nicht richtig verlassen konnten, in dem Jugendlichen wohl selten der Raum gegeben wird, eigene Wünsche und Interessen zu formulieren. Als Einstieg wählten wir das Thema Freizeit mit dem Ziel, Interesse zu wecken, Vertrauen aufzubauen und ein wenig aus dem Kontext Schule zu treten. Weil wir annahmen, dass die Schule einen Zwangskontext bildet, in dem die SchülerInnen „gezwungen“ werden, mit-

¹⁵ Das vorgesehene Interview mit der Mittelschule Annenschule im Reitbahnviertel in Chemnitz konnte leider nicht realisiert werden, weil uns am Ende des Schuljahres nicht der notwendige Raum dafür bereitgestellt werden konnte.

einander zu verkehren, fragten wir nach Freundschaften im Klassengefüge. Existieren Freundschaften, so können Kräfte entstehen, die es ermöglichen, gemeinsam ein Ziel zu erreichen und soziale Kontakte auch außerhalb der Institution Schule schaffen.

- I.: Also. Freunde so innerhalb der Schule. ihr seid ja trotzdem sicherlich alle untereinander (...) nein (?) (..) sprech ich dich an. seid ihr untereinander befreundet (?)
- M1: Ja (!)
- I.: Freunde aus der Schule. trifft ihr also wohl weniger in der Freizeit (?)
- J1+2.: Na. ja (!)
- I.: Ab und an schon (?)
- J1.: Eigentlich ni
- J2.: Doch (!)

Die Frage nach Freundschaften stellten wir zunächst der gesamten Runde, ohne jemanden direkt anzusprechen. Dabei erteten wir ein gemeinsames Lachen, welches vor allem von den männlichen Jugendlichen forciert wurde. Es lässt sich vermuten, dass diese zunächst an eine Freundschaft mit den Mädchen dachten und diese nicht benennen wollten. Unsere Vermutung, dass außerhalb der Schule Freundschaften bestehen, führte zu Irritationen, da es teils zutraf, teils nicht. Als wir zwei Schülerinnen direkt ansprachen, bestätigten sie uns eine Freundschaft miteinander. Im weiteren Interviewverlauf wird deutlicher, dass für einen Teil der Klasse die sozialen Kontakte sich auf die Schule beschränken, für einen anderen sie darüber hinausreichen. Dies deckt sich zum Teil mit dem Verhältnis von Roßweibern und Auswärtigen in der Klasse.

Bei unserer Frage nach der Freizeitgestaltung wird zuerst das Klischee der Computer spielenden Jugend bedient, indem die Jugendlichen äußerten, dass sie gern Playstation und Computer spielen. Was jedoch auffällt, ist, dass diese Antwort von den Mädchen gegeben wurde.

- I.: Und was macht ihr so in Eurer Freizeit (?) (...) so allgemein (?) (*Lachen, Getuschel*) ich weiß nicht (...) Schlafen. Fernsehen (?) Fußball spielen
- M1+2: Playstation spielen. Computer
- J1: Arbeiten (!)
- I.: Arbeiten (?)
- M1: So wie Du. ist wieder keener (!)
- J/M(alle): (*Lachen*)
- J1: Na klar. was denkst du. hab genug rundherum zu tun (!)
- I.: Was arbeitest du (?)
- J/M (alle): (*Tuscheln und Flüstern*)
- J1: Direkt arbeiten. also
- M2: Kinderarbeit
- J1: No. z.B. Viehzeug holen. naja also

Als ein Junge äußerte, dass er in seiner Freizeit arbeiten geht, waren sowohl wir als auch die restlichen Jugendlichen sehr überrascht. Der Junge, der sich bis dahin scheinbar in der Rolle des Klassenclowns befindet, nimmt zu diesem Zeitpunkt einen sehr ernsten, selbstsicheren Standpunkt ein und

legt sein ‚lustiges‘ Wesen ab. Nicht er wird von den anderen ausgegrenzt, sondern die anderen selbst sind es, die sich in eine Außenseiterposition bringen. Für das Alter ist dies eine untypische Freizeitbeschäftigung. Gleichzeitig erkennen sie die Leistung des Jungen an und sehen ihn als ‚Vorbild‘. In weiteren Interviewpassagen erfahren wir, dass die Familie von J1 einen eigenen Hof besitzt und er daher seinen Eltern hilfreich zur Seite steht. Inwieweit er dies mit Begeisterung tut, wird nicht thematisiert, aber man erkennt Stolz, dass er sich dadurch von den anderen unterscheidet. Um die genannten Freizeitbeschäftigungen nicht zu übergehen, sprachen wir die Mädchen konkret nochmal an und formulierten unsere Fragen provozierend, um unserem Ziel, der Frage nach Partizipation näher zu kommen.

- I: Und Computer hattet Ihr gesagt. stimmt's (?)
M?: Hmm
I: Kann man ja jetzt nicht draußen machen. oder (?)
M2: Fotografieren
I: Ach schön (..) die Landschaft. oder
M2: alles Mögliche
I: Und Ihr macht das gemeinsam (?) ach du machst das so für dich allein (..) aber so Computer. oder Playstation (..) das zusammen (?)
M2: Das wiederum schon (*Lachen*)
I: O.K. Playstation zusammen. und was (?)
M: (*Lachen*)
I: Keine gute Frage
M1: Ne (!)
I: Und die Jungs so. was macht Ihr in Eurer Freizeit
J2: Was bauen
I: Was denn bauen (?)
J2: Moped
I: Ah. schrauben. o.k (..) und du (?)
J3: Ähm. Moped fahren. Moped bauen lassen

Die Jugendlichen blieben zunächst befangen im Zwangskontext Schule. Umso überraschter waren wir, als eines der Mädchen Fotografieren als Hobby äußerte: Begeistert fragen wir konkret nach, was die anderen Mitschüler wiederum in eine Abseitsposition bringt, da sie dieses Hobby nicht gemeinsam erleben. Die Antwort von M2 kann den Grund haben, dass die Motive wirklich vielfältig sind, aber auch ausweichend formuliert wird, weil persönliche Antworten sehr schwierig sind, da die Gruppe sofort darauf reagiert. Gemeinsame Aktivitäten in der Freizeit sind sowohl von den Mädchen, als auch von den Jungen nicht thematisiert worden, so bemühten wir uns, schließlich auch die Jungs einzubeziehen, um zu erfahren, ob sie sich einen Raum geschaffen haben, um eventuell gemeinsam Zeit außerhalb der Schule zu verbringen. Obwohl J2 und J3 aus unterschiedlichen Verkehrskreisen kommen, verbindet sie eine Gemeinsamkeit: Sie beschäftigen sich in ihrer Freizeit mit einer typischen Jungenaktivität, die sie außerdem mobil werden lässt, obgleich sie das nötige Alter dafür noch nicht erreicht haben. Die beiden männlichen Jugendlichen schaffen sich Räume außerhalb der elterlichen Reichweite. Bestehende Sportvereine, Clubs werden von den Jugendlichen nicht genutzt. Nach-

dem wir das Jugendhaus Roßwein in den Blick der Jugendlichen gebracht haben und auf die davor stehenden Rampen verwiesen, öffnet sich ein bis dato eher zurückhaltendes Mädchen und erzählt von ihrem Hobby, dem Skaten:

- M3: Jugendhaus. da sind Rampen
I: Gibt es sonst noch etwas anderes, außer die Rampen vor dem Jugendhaus (?)
M3: Na in Döbeln. die Skatehalle
I: O.K. wie kommt Ihr dahin (?)
M3: Mit dem Bus und dem Zug
I: Seid Ihr oft dort. ist ja eine ganz schöne Strecke
M3: Na im Winter. sind wir ähm dann das Wochenende meistens dort. ansonsten sind wir ebend hier in Roßwein

Um ihrem Hobby nachzugehen, ist M3 bereit die Stadt zu verlassen, d.h. andere Möglichkeiten außerhalb ihres gewohnten Terrains zu nutzen. Sie kennt die Gelegenheitsorte und uns ist wichtig, zu erfahren, wie der Weg dorthin gemeistert wird. Es wird deutlich, dass der Weg nach Döbeln vor allem im Winter ein Problem darstellt und dann auch nur am Wochenende die Skatehalle genutzt wird. Die meiste Zeit verbringt sie in Roßwein und das sehr gern. Des Weiteren erfahren wir, dass das Skaten für die Jugendlichen, im Alter zwischen 12 und 16 Jahren, eine wesentliche Rolle in Bezug auf ihre Freizeitbeschäftigung darstellt. Wir erhalten im Interviewverlauf zunehmend Einblick in die Lebenswelt der Jugendlichen: Sie erzählen über ihr Leben in Roßwein, das sie nicht bemängeln, sondern offensichtlich einfach akzeptieren. Sie äußern zunächst auch keine Veränderungsvorschläge, wie es anders sein könnte. Um unserem Ziel, Möglichkeiten der Partizipation von Jugendlichen zu erfahren, näher zu kommen, fragen wir konkreter nach:

- I: Und was wünscht ihr euch (?) ich weiß ja nicht. ne richtig große Halfpipe oder
M3: Wäre schon gut. da hätt man dann mehr Spaß und mehr Platz (..) bei uns. die is ja ziemlich kleen

Das erste Mal wird eine Gruppe erkennbar, indem sie von „uns“ spricht. Sie spricht im Zusammenhang mit dem Jugendhaus von einem Zugehörigkeitsgefühl. Das Mädchen äußert den Bedarf der Jugendlichen, nämlich eine größere Rampe:

- I: Warum gibt es das nicht (?)
J1: Die Stadt hat keen Geld
M1: Weil Roßwein lieber Geld für so ein sinnloses Wasserspiel auf dem Markt ausgibt (!)

Als es um die Unzulänglichkeiten der Stadtpolitik von Roßwein geht, positioniert sich demonstrativ und mit Nachdruck J1, der selbst nicht in Roßwein wohnt. Er präsentiert sich als jemand, der konkret an die praktische Umsetzbarkeit denkt. Es lässt sich vermuten, dass dies mit seiner Tätigkeit auf dem elterlichen Hof in Zusammenhang steht. Die Formulierung von M1 klingt so als ob jeder der Jugendlichen diesen Brunnen zu kennen scheint und sich fragt, warum die Stadt dafür bereit ist, Geld auszu-

geben. Im weiteren Verlauf zeigt sich, dass es ein gemeinsames Thema in der Klasse ist, über welches sie gern Auskunft geben:

- I: Und gibt es da irgendwie eine Möglichkeit, dass Ihr das jemanden sagen könnt, dass das Wasserspiel sinnlos ist (?)
- J2: Längst geschehen (!)
- J/M (?): Haben wir schon
- I: Ach, habt ihr schon
- M1: Ja, das hatten wir doch schon, wo der Bürgermeister hier war, da hat er ihm das gesagt, und da hat er gesagt, damit es was zum Angucken gibt (..) damit die Besucher hier was zu Angucken haben.
- M2: Ja ja (!)
- M1: Und dass die da denken, Roßwein ist schön (..) obwohl Roßwein ist totaler Müll
- I: Also Müll (!) warum (?)
- M1: Na langweilig hier, gibt ja nichts zu machen hier

Wir erfahren, dass die Jugendlichen ihren Ärger über den Bau des Brunnens Ausdruck verliehen haben als sie mit dem Bürgermeister sprachen. Es ist ein gemeinsames Erlebnis und somit teilen die Teilnehmer unserer Gruppendiskussion die Erfahrungen, was es heißt, die Meinung zu sagen. Sie äußern sich sehr bestimmt und nahezu aggressiv. Gleichzeitig sehen sie das Geschehene als eine abgeschlossene Tatsache an, an welcher sich nichts mehr ändern wird und für die es sich nicht mehr zu kämpfen lohnt. Womöglich war es genau das Erlebnis, welches den Jugendlichen den Mut nahm, Dinge verändern zu wollen: Das bringt sowieso nichts. Durch die dann folgende, sehr markante Bemerkung erfahren wir die politische Fehlleistung, die der Stadt Roßwein geschehen ist. Nicht die Jugendlichen entscheiden darüber, was Roßwein schön macht, sondern diejenigen, die die Macht haben zu entscheiden. Es ist nicht ‚ihr‘ Brunnen. Wir nutzen die Gelegenheit und fragen, wie sie sich ein besseres Roßwein vorstellen könnten?

- I: Was müsste sich ändern, dass es nicht mehr langweilig ist, für euch (?)
- M1: Na, irgendwelche Aktivitäten für Jugendliche halt, das mir (..) das ist einfach nur, da haste einen Laden, und da ist wieder och ne

Eine klare Benennung des Defizits erfolgt nicht. Das Gespräch innerhalb der Gruppe wird schwierig, das, was sie darüber sagen wollten, haben sie formuliert. So gehen wir wieder in Einzelgespräche über.

- I: Was möchtest du gern haben, wo möchtest du gern hingehen (?)
- M: Wir haben fünf Spielplätze und die sind wirklich, sinnlos

Das Thema Spielplätze scheint ein aktuelles zu sein, über welches die Jugendlichen schon häufig diskutiert haben. Nur mit Hilfe von detaillierter Beschreibung möglicher Spielplätze, äußern einige Jugendliche ihre Vorschläge:

- I: Für Größere halt, solche mit Seilen und Trampolin

- M1: Ja sowas wäre. cool
 M2: Wäre in Roßwein aber wieder in einer Woche kaputt

Die Jugendlichen wirken in ihren Äußerungen demotiviert, schieben mögliche Randalen auf Andere und personifizieren diese als diejenigen, die einen noch schwächeren Teil in der Gesellschaft darstellen, die FörderschülerInnen. Mit ihnen haben sie in ihrer Freizeit keinen Kontakt, so dass auch eine Äußerung in diese Richtung möglich ist:

- M1: Die ganzen Superschlaunen denken. die wären cool. wenn se das alles hier zerstören und alles mit Graffiti beschmieren (...) na und dann is es halt kaputt. hast dich ne Woche dran erfreut. und dann ist eben nicht mehr da
 M2: Wieder zur Tagesordnung

Gleichzeitig dominiert die Aussage, dass es in Roßwein nichts gibt, was für Jugendliche attraktiv ist. Wir erkennen die Gruppendynamik innerhalb der Klasse: Nicht alle SchülerInnen öffnen sich unseren Fragen, einige sagen das gesamte Interview kein Wort, selbst wenn wir sie direkt ansprechen. Es mag daran liegen, dass jeder der Jugendlichen innerhalb der Klasse eine bestimmte Rolle einnimmt. So bemühen sich einige TeilnehmerInnen ihre Position zu behaupten, öffnen sich nur soweit der Gruppe, wie diese sie kennt. Andere sprechen das gesamte Interview kein einziges Wort, wahren ihr Gesicht und geben nicht viel preis:

- I: Na also gibt es etwas, wo du hingehst in Roßwein (?)
 J3: Na. da heeme halt. ja

Die Gruppendiskussion fand statt, als in Roßwein das Schul- und Heimatfest gefeiert wurde. Der Rummel wurde als Beispiel angeführt, was an Roßwein schön sei. Auf unsere Nachfrage zu dem Fest, das alle fünf Jahre die gesamte Stadt erfasst, wird eine deutlich kritische Haltung sichtbar. An diesem Beispiel wird kenntlich, wie die eigenen Interessen (an erschwinglichen Rummelpreisen) mit Kommunalpolitik verbunden sind. Deren fiskalisches Interesse belastet – aus ihrer Sicht ungerechtfertigter Weise – den eigenen Vergnügungswunsch.

- M1: Aber es kommt ja halt keener mehr. die Standgebühren unten auf dem Spielplatz. das ist ja Wucher eigentlich. dafür dass das ganze Ding nur aus Flutgeldern gebaut worden ist
 I: Welcher Spielplatz. welche Standgebühren
 M1: Na da unten. wo der Rummel stand. das Ding ist doch aus Flutgeldern gebaut und die verlangen sonst etwas für hohe Gelder. dass die sich dort noch hinstellen dürfen. da guckt och keener (!)

Während bislang eher resignative Stimmung herrscht, ist es noch einmal J1, der einen anderen Akzent setzt. Er macht uns darauf aufmerksam, dass der Bürgermeister den Wunsch äußerte, Jugendliche in die Verantwortung zu nehmen. Er formuliert jedoch noch im gleichen Satz seinen Zweifel an den Versprechen des Bürgermeisters:

- J1: Der Bürgermeister will ja direkt, dass Leute, vor allem junge Leute zu ihm gehen und, mit ihm reden und Vorschläge machen, aber ob er das dann auch verwirklicht
- M1: Der sucht ja auch noch welche für einen Jugendstadtrat irgendwie, aber melden tut sich niemand
- I: Und warum meldet sich da niemand (?)
- M1: Wahrscheinlich wegen den Anforderungen, oder so

Sprechen wir über Partizipationsmöglichkeiten von Jugendlichen, so wird dieses Thema häufig mit dem Begriff des Jugendparlamentes intensiviert. Und auch in Roßwein, so erfahren wir, gäbe es die Möglichkeit für junge Menschen, das gesellschaftliche Leben im Rahmen eines Jugendstadtrates mitzugestalten. Es stellt sich die Frage, warum dies nicht wahrgenommen wird? Wie wurden die Aufgaben und Anforderungen an die Einzelnen transportiert. Fühlten sich die Jugendlichen überfordert? Wir wollen mehr darüber erfahren und bemühen uns den Grund herauszufinden, warum sich keiner der Jugendlichen tatsächlich an den Bürgermeister wendet, wenn er es schon anbietet und seine Türen für die Jugendlichen offen stehen:

- J1: Also ich hab mir bloß so, also ich hab das Denken ähm, wenn das der Bürgermeister verlangt, dass das so aussieht ähm damit die Stadt jugendfreundlich ist, is aber, also nach meiner Ansicht is se das nicht, das war ja mal in der Rede, so wie ich es gehört habe, das Jugendhaus soll geschlossen werden, und ja, ähm was haben dann die anderen davon, ähm auf dem Spielplatz rumzusitzen, nee glaub ich nicht

Und wieder ist es J1, der nicht in Roßwein wohnt und der diese Stadt kritisiert. Das Thema Jugendstadtrat wird hier scheinbar abrupt abgebrochen und die Gruppe wird unruhiger. Wir nehmen ein neues Thema auf und richten unsere Frage an einen Jungen, der bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht an der Diskussion teilgenommen hat:

- I: Was hättest du gern, wenn du dir etwas frei wünschen könntest, worauf hättest du Lust (?)
- J4: Ne Tierhandlung, oder sowas ähnliches
- M2: Ham wir doch

J4 hat ist ein zurückhaltender Junge, der sich scheinbar in der Außenseiterposition innerhalb der Klasse befindet, seitdem er nach Roßwein gezogen ist. Wir erkennen, dass M2 den geäußerten Wunsch als einen Angriff gegen ihre „Heimat“ auffasst und sie möchte den Jungen möglicherweise auf seine angestammte Rolle verweisen, dass er sich nicht auskennt. Und doch ist es offenkundig die erste Gelegenheit für die SchülerInnen mit dem Neuen in Kontakt zu treten. Sie fragen nach, zeigen Interesse und treten als Klassengefüge in Erscheinung. Fehlt ihnen möglicherweise der Ort in der Schule, an dem sie Gemeinsamkeiten entwickeln können? In einem weiteren Schritt versuchten wir, den Jugendlichen sinnbildlich einen Raum zur Verfügung zu stellen, auf dem sie die Möglichkeit haben sollten, ihre Wünsche frei zu realisieren.

- I: Könntet ihre euch vorstellen. jetzt. es käme jetzt jemand und er sagt. hier oben gibt es eine Wiese. die schenken wir euch. die stellen wir euch zur Verfügung mit dem Hintergrund. dass ihr auch darauf achtet. dass da nichts Schlimmes passiert. würdet ihr da sagen. ja Klasse
- M: Ja
- I: Was würde auf der Wiese stehen oder was würdet ihr hin bauen (?)
- M1: Wie groß ist die Wiese

Der Vorschlag wird aufgenommen, obgleich eine konkrete Antwort ausbleibt. Die Nachfrage zur Größe dieser Örtlichkeit könnte eine erste Auseinandersetzung mit einer Idee sein. Weder die Mädchen noch die Jungs gehen auf den Input ein, die Gruppe verstummt. Es wird an dieser Stelle klar, dass Ideen und Vorschläge nicht einfach abzufragen sind, sondern entwickelt werden müssen. Und dennoch greifen die Mädchen das Thema Örtlichkeit erneut auf, aber einen Ort, den nicht wir ihnen auferlegten, sondern den sie sich selbst wählten und ausmalten, der für sie bereits konkret vorhanden ist:

- M2: Aber das genauso mit der Alten Post
- M1: Ja. mit der Alten Post. da ham se och schon gesagt. da könnt ihr in so einem Raum was machen. aber jetzt. da wollten wir auch schreiben. haben wir auch bloß. ist dann irgendwie nicht an den Bürgermeister gekommen

Die Mädchen hatten die Idee, eine Art Jugendcafe zu eröffnen. Und doch scheiterten sie an den bürokratischen Hürden. Ein Brief, der wohl schon verfasst wurde, erreichte nie den Bürgermeister. Es macht den Anschein, dass sich die Mädchen ihrer eigenen „Schuld“ bewusst sind, da sie es waren, die den Brief nicht abschickten. Des Weiteren „entschuldigen“ sich die Mädchen mit dem Kostenargument, wobei der Eindruck entsteht, dass die Finanzierungsfrage derartiger Projekte schon oft thematisiert wurde. Es lässt sich vermuten, dass zum einen durch die Äußerungen der Politik, in dem Fall durch den Bürgermeister, zum anderen aber auch durch das Elternhaus, diese Schranke in den Köpfen der Mädchen manifestiert wurde.

- M1: Na ja. aber mit den Kosten ist och eh bissl blöd. weil da müssen wir bestimmt och viel dazu geben

Noch immer versuchten wir herauszufinden, ob ein gemeinsamer Raum überhaupt gesucht wird. Wie sollte beispielsweise ein Jugendcafé aussehen? Sollte dies ein Treffpunkt für alle Jugendlichen werden oder eher ein intimer Raum für bestimmte Gruppen. Wir werden darauf verwiesen, dass es bereits das Jugendhaus als Treffpunkt für Jugendliche gibt. Auf Nachfrage negieren sie allerdings den Besuch dieses Hauses. Wiederum wird die ‚Schere‘ im Kopf deutlich, sich an den Gegebenheiten zu orientieren, ohne sich wirklich mit ihnen zu identifizieren. Wir fragten deshalb die Jugendlichen, inwieweit sie überhaupt die Erfahrung machen, nach ihrer Meinung gefragt zu werden, auch am Lernort Schule.

- I: Habt ihr so das Gefühl dass ihr bei Entscheidungen. immer nach eurer Meinung gefragt werdet. also jetzt auch Schule (?)
- M?: Nein (!)

Ein lautes deutliches „Nein“, seitens der Mädchen, gibt uns Antwort auf eine Frage, die das eigentliche Dilemma der Schule beschreibt. Partizipation gehört zu dem wesentlichen Bildungs- und Erziehungsauftrag innerhalb der Schule. Und doch findet diese scheinbar nicht statt.

- I: Das ging schnell. wer sollte euch eurer Meinung nach fragen und wann solltet ihr gefragt werden. bei welchen Prozessen oder (?)
- M1: Also wenn es jetzt z.B. darum geht in der Schule. wir jetzt einen freien Tag haben und was machen. dann kann es nicht sein. dass unser Lehrer sagt. und ja. da sagt ihr was. bringt eure Ideen ein. und dann heißt es gleich ja wir machen ins Freibad. und damit hat sich die Sache (..) und es eh kalt draußen. das Wasser ist wieder kalt (..) da werden wir wieder alle krank und so

Die SchülerInnen sehen ihre Chance in der Mitgestaltung freier Schultage. Dies wird ihnen zu mindestens so offeriert. Die Realität gestaltet sich anders: Es fehlt an Transparenz durch die Lehrkräfte, die bereits im Vorfeld ihre Entscheidungen getroffen haben und diese schließlich den SchülerInnen auferlegen. Die SchülerInnen erleben, dass einige von ihnen bevorzugt werden und andere wiederum nie an Entscheidungen beteiligt werden. Dies hat zur Folge, dass das Selbstbewusstsein der Betroffenen gehemmt wird. Desweiteren verhindert dies, Schule als einen qualitativ wertvollen Ort zu gestalten.

- I: Also wenn ihr Einspruch erhebt. wird das dann sozusagen ignoriert
- M?: Genau (!)

Es handelt sich um ein Thema, was die gesamte Gruppe anspricht. Das Gefühl, nicht gehört zu werden, wenn es um die eigene Meinung geht, verbindet die SchülerInnen und erinnert an das Erlebnis mit dem ungeliebten Brunnen in der Stadt. Sie wünschen sich Mitsprache, gerade wenn es um Plätze geht, die sie nutzen.

- I: Was noch. wo denkt ihr noch. sollte man euch fragen (?)
- J4: Wenn neue Spielplätze gebaut werden und so

Anders als gedacht, sind Spielplätze tatsächlich gewünschte Treffpunkte für Jugendliche. Das Aussehen und die Nutzungsmöglichkeiten spielen dabei eine wesentliche Rolle. Ein Spielplatz muss dem Alter der Besucher angepasst sein und dies geht nur, wenn die Wünsche dieser gehört werden.

- J4: Das meiste wird eben durch irgendwelche Idioten kaputt gemacht. Roßwein kann eigentlich nie eine Jugendstadt werden. also dass die Jugendlichen hier was Ordentliches machen können. weil es hier eben immer wieder Idioten gibt. die alles kaputt machen

Auch hier spürt man den Pessimismus der Jugendlichen, die Demotivation, dass es keinen Sinn mache, etwas neu zu gestalten. Immer wieder fällt auf, dass sich die Jugendlichen mit bereits existieren-

den Freizeitaktivitäten auseinandersetzen und dies als Gelegenheit nutzen, um Defizite der Stadt offenzulegen. Eigene, neue Ideen werden nur schwer sichtbar, was die Vermutung nahe legt, dass einfach die Gelegenheiten dazu nicht ausreichend sind.

- I: Auf den Jugendstadtrat zurückkommen. was braucht ihr. um daran teilzunehmen (?)
M1: Das der uns erst mal erzählt. was wir da überhaupt machen müssen

Die Schüler kommen auf das Gespräch mit dem Bürgermeister zurück. „Wir brauchen Leute zum Mitentscheiden!“, so soll er sein Anliegen innerhalb der Klasse vorgetragen haben. Die Schüler aber vermissten konkrete Schritte und Formen, wie es geschehen kann. Die Jugendlichen hatten keine Gelegenheit, ihre Vorbehalte aus dem Weg zu räumen. Neue Aufgaben, Übernahme von Verantwortung erzeugen auch Unsicherheit und diese konnte nicht beseitigt werden. Es blieb aus ihrer Sicht keine Zeit für Fragen oder Diskussionen, denn der Bürgermeister sprach selbst die gesamte Unterrichtsstunde. Die Erwartungen, die die Schülerinnen in das Gespräch legten, wurden massiv enttäuscht.

- J1: Ja wir hatten den mal eingeladen. weil. die Lehrerin hatte das vorgeschlagen und die meente. wir könnten ja mal den Bürgermeister einladen. damit wir unsere Fragen stellen können. ja und das waren 45 min
M1: Und hatte dann keene Zeit mehr für uns
J1: Ja und da konnten wir ja nichts einbringen

Unwissenheit führt häufig zu Ablehnung und dem Glauben, nichts verändern zu können. Die Vorstellung, Erwachsene würden allemal entscheiden, hat sich in den Gedanken der SchülerInnen stark manifestiert. Auch der Schulalltag ist geprägt von Hierarchie und subjektiven Verhaltensmuster, seitens der LehrerInnen.

Abschließend soll eine Sequenz ausführlicher behandelt werden, in der J1 einen Weg aufzeigt, wie Jugendliche selbst ihre Orte gestalten können. Inwieweit man hierbei von Partizipation sprechen kann, ist eine Frage der Deutung. Zu Beginn trafen sich die Jugendlichen an einem „illegalen“ Ort und grillten. Sie nutzen eigene Materialien, Teamgeist und das notwendige Selbstvertrauen, um einen Grillplatz zu realisieren. Bei der Legalisierung nahm der Bürgermeister das Zepter in die Hand und wies einen Ort aus, an dem sich die Jugendlichen treffen können.

- J1: Nehmen wir jetzt z.B. die Jugendlichen schlagen vor. ja. was machen wir. wir bauen einen Grillplatz meinetwegen. ja und jetzt entscheiden die Erwachsenen drüber. ja für was denn. sinnlos und wir haben das Geld eh nicht dazu. obwohl da reichen auch nur ein paar Steine hin bauen und fertig. und. dann wird diese Idee beiseite geworfen und fertig. Und da brauchst du keine neuen Ideen
I: Meinst du echt, dass das so schnell geht. weil wenn du jetzt selber sagst. ein Grillplatz braucht nur ein paar Steine

- J1: Na ein Grillplatz. was ist denn das. im Dorf haben wir einen Grillplatz. einen normalen Grillplatz für alle. das haben wir zwar selber gebaut. aber mit Erlaubnis. mit Hilfe vom Bürgermeister. ähm. wir haben einfach die Ziegelsteine genommen. übereinander gestapelt. so wie ein Ofen gemacht. oben drüber ein Rost und fertig
- I: Da seid ihr zum Bürgermeister hin und habt gefragt
- J1: Nee das war erst eine Idee von Jugendlichen. das haben die erst illegal im Wald gebaut und. da kam aber so viele hin. und da kam der Bürgermeister mal zufällig vorbei und da hat er gesagt. ob das was bringen würde. ob wir das auch irgendwo. wo es nicht so gefährlich ist. Aufzubauen. ob wir da Lust haben. na klar. macht doch hier Spaß. na und (...) ja
- I: Und warum denkst du. dass es hier in Roßwein nicht so funktionieren würde
- J1: Na ja. schon alleine die. was ich mir überlege. dass das mit dem Geld schon nicht hinhaut. mit den Finanzen
- I: Du hast doch gesagt. man nimmt ein paar Steine. Grillrost
- J1: Also brauchst du die Genehmigung. na die Genehmigung kostet ja schon wieder Geld und. ja. na in Roßwein. da. ja da wo komm die Steine her. in so ner Stadt. na ja. gab`s bei uns eben ne (!) da haben wir gesagt. wir bringen jeder was mit und fertig. so
- I: Aber das könnte doch vielleicht auch hier funktionieren
- J1: Glaub ich eher ne (!)
- I: Also mich hättest du jetzt überzeugt. indem du gesagt hast. sind doch nur ein paar Steine und fertig. und wenn alle Jugendliche. die daran teilnehmen wollen. alle etwas mitbringen. dann klappt das. und ich denke. dass würden auch einige machen. und wäre ich jetzt. wie du sagtest eine Erwachsene und müsste darüber entscheiden. ob ein Grillplatz oder nicht. da hättest du mich jetzt überzeugt
- J1: Ja aber. das ist ja auch die zweite Frage. dann komm dann wieder Leute. weil das geht ja dann auch bis spät in die Nacht. wenn wir dort abends dann sitzen. das geht ja dann bis spät in die Nacht und. dann kommt dann jemand und sagt. Ja. das ist zu laut und regt sich dann und geht dann zum Bürgermeister
- M1: Ordnungsamt (!)
- J1: Und dann wird das wieder verboten. das is. einfach nur sinnlos (!)

Die Sequenz ist deshalb interessant, weil der Umgang mit Gegebenheiten in zweierlei Weise dargestellt wird. In der Erzählung vom Dorf werden die Einwände des Brandschutzes akzeptiert und die Umsetzung des neuen Grills von Bürgermeister, Eltern und Jugendlichen gemeinsam realisiert. In der Übertragung auf Roßwein sieht J1 keine Möglichkeit, ein derartiges Vorhaben zu realisieren. Deutlich wird, dass das Thema Finanzierung mit kommunalpolitischen Entscheidungen in Zusammenhang gebracht wird, die für sie als Jugendliche kaum transparent und beeinflussbar ist. J1 geht davon aus, dass es in der Kleinstadt keine Möglichkeit einer gemeinsamen und unkonventionellen Lösung gibt. Die zweite Schwierigkeit sieht er für Roßwein in der Nutzung, denn offensichtlich gibt es weniger Freiräume für Jugendliche und die Konflikte werden formalisiert. Seine Mitschülerinnen äußerten sich nicht zu dieser Thematik. Sie verstehen sich nicht als Gruppe, für die ein solcher Ort interessant wäre. Dass M1 aber das Ordnungsamt präzisiert, lässt vermuten, dass die Argumente von J1 durchaus den Erfahrungen entsprechen. Wir schenken der Geschichte sehr viel Aufmerksamkeit, weil sie

uns vermittelte, wie Jugendliche Gelegenheiten ergreifen, aber auch Blockaden von vornherein aufbauen können. Neue Dinge zu forcieren und vor allem die Kraft, diese zu formulieren, bedarf ein großes Maß an Vertrauen und Zugkraft innerhalb der Klasse bzw. im Freundeskreis, der hier, in der Schule, nicht unbedingt gegeben ist.

Betrachtet man zusammenfassend das gesamte Interview und bringt dieses mit dem Thema der Partizipation in Verbindung, so lässt sich Folgendes als Fazit formulieren: Kinder und Jugendliche wollen sich politisch beteiligen. Sie reagieren jedoch mit Frustration und Rückzug, wenn sie das Gefühl haben, durch Erwachsene instrumentalisiert zu werden und ihre Mitwirkung ohne Erfolg bleibt. Fehlende Partizipationserfahrungen führen auch dazu, dass es ihnen schwerfällt, über mögliche Veränderungen und deren Umsetzungen zu sprechen. Die ‚Schere‘ beginnt bereits in den Köpfen, man arrangiert sich mit den Gegebenheiten. Jugendliche werden häufig aus einer Defizitperspektive betrachtet, was es schwer macht, diese als anerkannte, mitspracheberechtigte Bürger innerhalb der Gesellschaft zu sehen, die einen spezifischen Beitrag für das Gemeinwesen liefern können. Hinzu kommt in dem Interview, dass sich die Schüler nur teilweise als Gruppe erleben, die auch bestimmte Interessen hat.

5.3 JUGENDGRUPPEN IM STÄDTISCHEN RAUM

5.3.1 INFORMELLER TREFFPUNKT HALFPIPE

Die Interviewpartner (IP) der folgenden Gruppendiskussion waren zwei Jugendliche, die wir auf einer Halfpipe im Reitbahnviertel in Chemnitz antrafen. Die Halfpipe liegt neben einem Parkplatz, vorgelagert dem Park „Opfer des Faschismus“ (ODF) und unterhalb der dortigen Jugendkirche. Unsere IP sind männlich, Brüder und 13 bzw. 14 Jahre alt. Während des Gesprächs saßen beide IP oben auf der Halfpipe und die Interviewer standen vor dieser. Die Jugendlichen skateten gerade, als wir sie ansprachen. Sie ließen sich problemlos auf unser Anliegen ein und erklärten sich auch zur Aufzeichnung des Gesprächs bereit.

Der Einstieg ins Interview erfolgte durch lockere Fragen. Dadurch erfuhren wir, dass unsere IP nicht im Reitbahnviertel aufgewachsen sind. Insgesamt sind es drei Brüder, welche ihre Freizeit meist gemeinsam mit Skaten, Klettern, Fußball und Tischtennis verbringen. Ihr Sozialraum ist das Reitbahnviertel, in welchem scheinbar keine große Anzahl gleichaltriger Jugendlicher wohnt oder verkehrt.

- I1: Gibt's hier viele Kinder und Jugendliche (?)
J1: Nee nee. die kommen manchmal von wo anders her
I3: Aber auch zu dieser Halfpipe
J1: Ja. aber wir sind auch manchmal im Skater-Park. oder (?)

Die Aussage macht, unserer Ansicht nach, deutlich, dass sich viele Jugendliche im Skaterpark aufhalten und die Halfpipe am ODF Park nicht regelmäßig von anderen frequentiert wird. Der angesprochene Skaterpark liegt an der Reichsstraße in Chemnitz, gegenüber den ERMAFA-Passagen. Vom ODF bis dahin ist es ein Fußweg von einer guten halben Stunde. Die Jugendlichen deuten damit an, auch andere Freunde, neben ihren Brüdern, zu haben - Freundschaften, die interessengebunden sind. Wir schließen darauf, weil man in diesem Skater-Park nur fahren kann, wenn man ein gewisses Talent und ausreichend Fähigkeiten im Skaten hat. Dies ist auch immer mit Anerkennung und in Ausnahmen mit Bewunderung verbunden. Diese Suche nach Bestätigung macht sich bei den Jugendlichen in ihrem Verhalten, uns gegenüber, deutlich. Sie zeigten uns nach dem Interview Tricks auf der Halfpipe und bewiesen ihre Kletterkunst am Seilspielplatz. Auch nach dem Gespräch verlagerten sie ihre Aktivitäten in unser Sichtfeld, um weiterhin Beachtung zu finden. Es hat den Anschein, als ob sie diese Beachtung sehr wenig im Alltag zu spüren bekommen. Die direkte Frage, ob sie mehr nach ihrer Meinung gefragt werden wollen, beantworteten sie mit Ja.

- I1: Ja. und in welchen Bereich vor allem (?)
 J1: Ein bisschen mit am Klettern. da hätten wir mehr so Kletterfelsen. solche kleinen
 I1: Dass die sozusagen mit im Park existieren
 J1: Ja

Es existieren demnach mehr oder weniger klare Vorstellungen von der Gestaltung ihres Lebensraumes. Eine Möglichkeit diese Wünsche umzusetzen, sehen sie nur partiell. In der Schule beispielsweise haben sie ihre Direktorin direkt auf eine Minirampe angesprochen, diese wurde leider aufgrund eines schon bestehenden Spielgerätes in Form eines Trampolins abgelehnt.

- J1: Ich habe ja schon den Vorschlag in der Schule gemacht. dass wir so ne Art Minirampe kriegen. wir versuchen's schon
 I2: Ach so
 J1: Für's Schulfest bloß
 I1: Ach so. also nicht so für die Hofpause. oder so
 J1: Nee. da haben wir schon das Trampolin

Die Lösung, eine Minirampe für das Schulfest aufzustellen, scheint uns eine nicht recht befriedigende Lösung für J1 zu sein. Desweiteren scheint sich J1 von uns etwas angegriffen zu fühlen, da er deutlich darauf hinweist, dass er – wenn auch nur mit mäßigem Erfolg – seine Interessen vertritt. Drastisch formuliert, wird der Wille zur Partizipation in diesem Beispiel in der Schule schnell erstickt, zumal nicht nur eine Ablehnung hinter dem Misserfolg steckt, sondern diese durch die Direktorin selbst erfolgte. Eine Schulleiterin ist eine Respektperson für Jugendliche, sie strahlt Macht aus und allein das stellt bereits eine Hürde für die Jugendlichen dar. Autorität spielt auch bei dem nächsten Auszug aus dem Interview eine Rolle. Einer eventuellen Entfernung der Halfpipe, stehen sie ebenso machtlos gegenüber.

- J1: Die Rampe. ham se mal gesagt. dass wenn irgendwas passieren würde an der Rampe. Beispiel. dass so ein Holzpfahl hier an der Seite einfach rausgerissen würde. würde die Rampe einfach abgerissen und dann weg war se
 I1: Und wer hat das gesagt
 J1: Das ham die oben an der Gärtnerei gesagt. weil die machen das hier mit sauber und so

In dieser Sequenz ist zu sehen, dass anstelle der vor allem in diesem Alter erforderlichen Unterstützung durch Erwachsene eine doppelte Verunsicherung gegeben ist. Sie besitzen weder die Macht zu verhindern, dass durch andere Jugendliche etwas passiert noch den entstehenden Schaden zu beheben. Die beiden Jugendlichen fühlen sich allein nicht im Stande einzuschreiten, sind aber von den Konsequenzen unmittelbar betroffen. Dass der Wille zur Beteiligung und der Sicherung ihres Raumes besteht, ist deutlich. Wir befragten sie zusätzlich nach einem bekannten Skatepark in Chemnitz.

- I2: Habt ihr das gehört. dieser Concordiapark. da haben ja die Jugendlichen zusammen. äh diese Halfpipe ausgegraben und och für die BMXer. diese Dinger
 J1: Ja

I2: Das haben die sozusagen
 J1: Selber gemacht. ja
 I2: Ja. selber gemacht. könntet ihr das euch auch vorstellen och so'n Ding mal zu machen (?)
 J1: Oh. das wär geil (!)
 I2: Wäre geil. Ja (?)
 I3: Wisst ihr da. ob ihr diesen Wunsch äußern könnt
 J1: Also (...) hm
 I1: Wisst ihr das. wie die das gemacht haben
 J1: Na. mit Schaufeln natürlich
 I2: Na ich meine och dass die Idee hatten
 I1: Wisst ihr wem die da gefragt haben. dass man so was machen darf
 J1: Nee
 I1: Also könnt ihr euch vorstellen. wem man da fragt
 J1: Bestimmt nur den Bürgermeister. oder so. ja bestimmt
 I3: Würdest du das mal machen (?) mal einfach zum Bürgermeister hin
 J2: Ja

Die Befragten zeigen wiederum eine sehr große Bereitschaft zur Partizipation. Anders als bei der Erzählung über die Schulrampe, geht es ihnen nicht darum, uns ihre Aktivitäten zu präsentieren, sondern sie sind in dem Wortwechsel richtig ‚dabei‘. Es ist davon auszugehen, dass sie ihrer Motivation nachgehen würden, wenn sie in ähnlicher Form angesprochen und Unterstützung erfahren würden. Ohne dies würden sie sicherlich nicht mit dieser Begeisterung aktiv werden, zumindest in ihrem jetzigen Alter.

Wir haben festgestellt, dass sich beide Gesprächspartner sehr über unser Interesse an ihnen als Person gefreut haben. Sie konnten sich zwar - sicherlich auch aufgrund des Altersunterschiedes zwischen Interviewern und Interviewten - nicht vollkommen auf die Gesprächssituation einlassen, fühlten sich aber dennoch herausgefordert und ernst genommen. Beide präsentierten sich als sehr aktive und sportliche Jugendliche, die ihre Freizeit gern außerhalb der elterlichen Wohnung verbringen, wobei Sie durch ihre eingeschränkten finanziellen Mittel auf Schwierigkeiten in ihrer Freizeitgestaltung stoßen. Dieser Mangel wird offensichtlich durch fehlende Angebote seitens der Eltern noch verstärkt. Sie fühlen sich mit dem Ort der Halfpipe verbunden und betrachten diesen als ihren Platz. Hier können sie kostenfrei und unter sich skaten. Das Reitbahnviertel bietet ihnen insgesamt einige Möglichkeiten zur Aktivität, wie den Kletterspielplatz. Dabei fehlt ihnen allerdings der Kontakt und Austausch zu anderen Jugendlichen. Sie verbringen ihre Freizeit größtenteils unter sich und investieren viel Zeit in Institutionen, z.B. ihrer Schule, welche sportliche Aktivitäten wie Tischtennis anbietet. Der Weg, eigene Ideen umzusetzen, ist ihnen durchaus bekannt, dies haben sie mit der Forderung nach einer Minirampe in der Schule deutlich gemacht. Im Großen und Ganzen sind sie mit den Gegebenheiten vor Ort zufrieden. Wie die Beiden, auf einen möglichen Wegfall der Halfpipe reagieren würden, ist nur zu vermuten. Wir denken, dass der Partizipationswille derzeitig, nicht stark genug ausgeprägt ist, um eine fehlende Halfpipe einzufordern oder für die Erneuerung der Bestehenden zu

kämpfen. Ein stärkeres Selbstbewusstsein, vor allem durch entstandene Erfolge, könnte dies verbessern. Wir erkennen den Willen zur Partizipation und ebenso die klare Vorstellung des Weges, den sie gehen müssten. Einzig und allein der Glaube an die komplette Umsetzung des Weges der Durchsetzung scheint nicht in jeglicher Hinsicht gegeben. Die Diskrepanz zwischen der Sprache der Erwachsenen und ihrer, ist sehr groß und der übergroße Respekt gegenüber Erwachsenen steht dem Eintreten für ihre Interessen im Wege. Es fehlt ein adäquates Erfolgserlebnis für eine gelungene Partizipation. Die Brüder trauen sich, unserer Meinung nach, nur Erwachsene anzusprechen, die Sie direkt auffordern, ihre Meinung und Wünsche zu äußern. Ungefragt würden sie dies wahrscheinlich nicht tun. Fremden Personen, wie dem Bürgermeister oder den Angestellten der Gärtnerei, treten sie doch eher schüchtern entgegen.

5.3.2 FORMELLER TREFFPUNKT JUGENDKIRCHE ST. JOHANNIS

Die Jugendkirche St. Johannis gehört zur Evangelischen Jugend Chemnitz und stellt in diesem Rahmen ein Angebot im Bereich der Offenen Sozialdiakonischen Kinder- und Jugendarbeit dar. Der Offene Treff in der Kirche ist, neben den Jugendgottesdiensten, ein wesentlicher Bestandteil des Angebotes. Hinzu kommen noch Veranstaltungen im und um den Jugendtreff, sowie Ausfahrten mit Kindern und Jugendlichen. Das Team der Jugendkirche besteht aus drei SozialpädagogInnen.

An dem Interview nahmen eine junge Frau im Alter von 20 Jahren und ein junger Mann im Alter von 24 Jahren teil. Der männliche Interviewpartner wurde von einem Mitarbeiter eingeladen und offensichtlich über das Thema informiert. Die weibliche Gesprächsteilnehmerin wurde von dem eingeladenen Teilnehmer, der ihr Bruder war, mehr oder weniger „überredet“, sich für das Interview bereit zu erklären und war unserer Meinung nach über den Inhalt nicht informiert.

Bei unserer Ankunft an der Jugendkirche gestaltete sich (bereits) der räumliche Zugang relativ schwer. Die Tür, die wir als Eingangstür ansahen, war verschlossen. Beim Blick auf die Öffnungszeitentafel neben der Tür stellten wir fest, dass der Jugendtreff geöffnet sein müsste. Erst bei dem Versuch, eine eher unscheinbare Tür an der Seite der Kirche zu öffnen, gelang es uns, die Kirche zu betreten. Die Zeit bis zum Eintreffen der geladenen Interviewpartner nutzten wir für eine Besichtigung der Einrichtung. Als der Mitarbeiter die Führung beendete, waren die Jugendlichen da und wir konnten beginnen. Wir saßen an einem Tisch im gläsernen Clubraum der Jugendkirche. Der ältere der beiden Interviewpartner nahm während des gesamten Interviews eine sehr gelassene Sitzhaltung mit verschränkten Armen ein. Seine Schwester beugte sich während des Interviews über ein Heft, um darin zu schreiben.

Die Einstiegsfrage bezog sich auf den Wohnort. Beide gaben an, im Umkreis von fünf Minuten Fußweg zu wohnen. Auf die Frage hin, ob sie noch andere Einrichtungen als die Jugendkirche in ihrer Freizeit besuchen würden, sagten sie, dass sie nur dieses Angebot nutzen würden. Der junge Mann (J) gab allerdings im Gegensatz zu der jungen Frau (M) an, dass er an bestimmten Tagen nicht hier sein könne, da er dann Darts-Training hätte. Als Grund, warum sie ausschließlich den Offenen Treff der St. Johannis- Kirche nutzen, sagten sie, dass sie schon „von Anfang an, seit’s das gibt“ in die Jugendkirche kommen würden und hier feste Freundschaften pflegten. Die Freizeit wird also - mit Ausnahme des Sportvereins - hauptsächlich im Jugendtreff zusammen mit anderen Jugendlichen verbracht. Die Partizipation beschränkt sich bei den beiden Interviewten auf eine bestimmte Einrichtung, aber dafür ist die Identifikation mit dieser sehr hoch, was im weiteren Verlauf des Interviews noch deutlicher wird. Die individuellen Interessen werden mit dem Gesamtinteresse der Einrichtung abgeglichen. Zum Beispiel macht J konkrete Angaben zur finanziellen Situation des Clubs und hält seinen Wunsch nach einem Darts-Automaten zurück, um die Jugendkirche nicht zu belasten.

- J: Also statt dem. statt dem Dartboard. hätt'ich gern nen Dartautomat hier drin stehen
- I2: Hast du das schon mal geäußert. den Wunsch
- J: Also das kann sich der Club ne leisten. denn so e Ding kost knapp 4000 Euro
- I3: Ach so
- I1: Ja
- J: `s wär aber für'n. für'n X und mich wär's gut. weil dadurch dass wir aktiv spielen. wir spielen nur auf Automat. also wir spielen ne auf so'n Board. das wär für's Training ganz gut aber (..) aber für'n Club is das wesentlich zu teuer. durch das kleene Budget. ich glaub die ham 15000 Euro im Jahr (..) was se ausgeben könn. da reiße schon in ganz schönes Loch rein mit so'n Automat

Direkt auf das Thema „Mitspracherecht“ angesprochen, versicherte uns J, dass es hierbei keinerlei Probleme gäbe. Er habe im Laufe der 13 Jahre, in denen er die Einrichtung regelmäßig besuchte, immer alles mitgestalten können und war an den Entscheidungen beteiligt. Die Antwort auf diese Frage kam sehr schnell und knapp, als wolle er keine Zweifel aufkommen lassen. Als wir fragten, ob sie auch woanders die Erfahrung gemacht hätten, dass sie nach ihrer Meinung gefragt wurden, verneinte dies M, und J warf ein, dass sie es „niemals drauf ankommen lassen“. Damit wollte er ausdrücken, dass sie von vornherein keine anderen Jugendclubs oder ähnliche Angebote genutzt haben, um dies herauszufinden. Sie vermitteln den Eindruck, dass die Erfahrungen in der Jugendkirche durchaus positiv sind und sie deshalb keine Alternativen suchen.

Die beiden Interviewpartner sagten aus, dass sie bereits seit 13 Jahren den „Club“, wie sie ihn nennen, besuchen. Sie gehören nach ihren Aussagen zum Club dazu. Das wird deutlich als J aufzählt, wen sie hier schon „Kommen und Gehen“ gesehen haben, so zum Beispiel Zivildienstleistende und PraktikantInnen. Die Leiterin der Jugendkirche würde sie bereits „von Anfang an“ kennen. Sie sehen sich

also selbst als eine Konstante in dieser Einrichtung. Zumindest von J hatten wir den Eindruck, dass er sich aufgrund dieser Tatsache einen gewissen Status und somit auch bestimmte Rechte innerhalb des Clubs zusprach. So machte er Aussagen, wer im Club erwünscht sei und wer nicht. Dabei benutzte er einige Male das Pronomen „Wir“. Er setzte sich also gleich mit dem Club und seinen Besuchern.

An einem späteren Zeitpunkt des Interviews erwähnt J, dass es meist Jugendliche aus dem näheren Umfeld der Jugendkirche wären, die den Club besuchten. Allerdings wäre dies nicht immer so gewesen. Vor etwa zehn Jahren, so M, hätten sich an der nahe gelegenen Halfpipe mehrere Jugendliche getroffen und wären auch „irgendwann ma alle hier einmarschiert“. Nach Aussagen von J waren diese Jugendlichen „völlliche Vollidioten“. Sie wurden aber dennoch von ihm geduldet, da sie dem Club „gut getan“ hätten. Er berichtete uns, dass jedes Jahr eine Art Kontrolle stattfände. Wer diese durchführe, konnte er uns nicht genau sagen, aber er hatte die Vermutung, dass es Vertreter des Jugendamtes wären. Bei diesen Kontrollen oder Besichtigungen wäre es schlecht für die Einrichtung, wenn keine Jugendlichen zugegen wären. Er teilte uns seine Befürchtung mit, dass der Club irgendwann einmal geschlossen werden müsse, wenn dies der Fall wäre.

M: Dis is aber schon fast zehn Jahre her jetzt

J: Naja aber (..) Unten an der Pipe ham sich immer Jugendliche versammelt. das warn zwar völlliche Vollidioten. aber die sin dann och irgendwann ma alle hier einmarschiert. das hat'n Club dann recht gut getan. und jedes Jahr da kommt dann immer ma eene vom Jugendamt oder was weeß ich was. die gucken sich den ganzen Spaß hier an und wenn da keene im Club da sin. dann geht das Ding hier irgendwann emal flöten

Diese Aussagen lassen vermuten, dass J den Jugendtreff nur für sich und ausgewählte andere Jugendliche, mit denen er schon seit langem den Club besucht, beansprucht und neue Besucher nur duldet, weil sie für das Ansehen der Jugendkirche förderlich sind. Diese Interpretation wird durch die Angst vor den Kontrollen und dem damit einhergehenden eventuellen Verlust des Treffs gestützt. In die gleiche Richtung weist seine Antwort auf die Frage, ob J jüngeren Besuchern das Darts-Spielen beibringen würde, wenn diese ihn darum bitten würden: „Kommt auf den Kleen an.“ Es soll der Eindruck geschaffen werden, dass der Club für alle Besucher offen steht. Faktisch wird aber von den langjährigen Besuchern eine Auswahl getroffen, wobei M und J die einzigen sind, die von ihnen noch anwesend sind. Wie bereits am Anfang des Interviews erwähnt, gestaltet sich selbst der räumliche Zugang für Besucher, die noch nie in der Einrichtung waren, als schwierig.

Die Partizipation ist entsprechend für Jugendliche, die noch nicht so lange dazu gehören, erheblich eingeschränkt, indem sie zwar geduldet aber nicht akzeptiert werden. Dies wirkt sich sichtlich auf die Situation im Club aus: „Wenn wir da stehen. dann lassen die uns in Ruhe. die machen ihr Ding.“ Die angesprochenen Kontrollen sollen eigentlich Transparenz erzeugen, verstärken aber tendenziell das Abschirmen nach außen. Dies erklärt vielleicht auch, warum J bei allen Fragen zur Partizipation nur

positive Aussagen trifft. Unsere Gruppe hatte während des Interviews das Gefühl, dass wir als Kontrolleure angesehen wurden, denen es zu beweisen gilt, dass alles gut im Club läuft. Hinsichtlich der Partizipationsmöglichkeiten in formellen bzw. institutionellen Kontexten wurde uns deutlich, dass sich diese in den Machtstrukturen innerhalb der Jugendgruppen widerspiegeln. J. identifiziert sich sehr stark mit dem Club, aber genauso wie er das Gespräch dominiert und lenkt, sieht er sich für den Club verantwortlich. Die Partizipation in der Jugendkirche wird durch das Verhalten der älteren Generation für neue BesucherInnen stark eingeschränkt, was dazu führt, dass sich der Zugang zum Jugendtreff schwierig gestaltet. Wir hatten nach dem Interview den Eindruck, an einer Werbeveranstaltung der Jugendkirche teilgenommen zu haben und waren insgesamt eher unzufrieden mit den Informationen, da wir meist knappe positive Antworten zu Fragen der Partizipation erhielten und andere Themen eher in den Vordergrund gerückt wurden.

5.4 FAZIT

Die Methode der Gruppendiskussion wählten wir, um die durch uns an ihren jeweiligen Plätzen aufgesuchten Jugendlichen vor allem selbst – quasi als Experten ihrer Lebenslage – zu Wort kommen zu lassen. Dabei gingen wir den Fragen nach, welche Formen der Partizipation sie sehen und nutzen, ob sie überhaupt partizipieren wollen und welche Möglichkeiten sie dafür in Betracht ziehen.

In unseren Interviews, insbesondere mit den Roßweiner Jugendlichen, ist uns eine gewisse Resignation und Verdrossenheit gegenüber bestehenden oder vorgeschlagenen Partizipationsmöglichkeiten deutlich geworden. Es wirkte oftmals so, als sehen sie keine Möglichkeit, zum einen in ihren Bedürfnissen gehört zu werden und zum anderen die Chance zu sehen, Partizipation als mögliche Aktion der gesellschaftlichen Teilhabe zu interpretieren. Sie vermeiden häufig, sich anbietende Wege zu bestreiten, aus Angst dann enttäuscht zu werden. So äußerten die Jugendlichen innerhalb des Schulinterviews, dass der Bürgermeister der Stadt Roßwein zwar in ihrer Schule gewesen sei, um sie zu ermuntern, Ideen und Wünsche im Rathaus einzubringen, er somit also Partizipationsmöglichkeiten in Aussicht stellte, aber zeitgleich sehr deutlich über die Geldprobleme der Stadt sprach. Scheinbar artikuliert der Bürgermeister sein Anliegen so, dass die Jugendlichen dies eher wie eine Absage und nicht als einen Anreiz zum Aktivwerden deuteten.

Durch Aussagen der befragten Jugendlichen sind wir ferner zu der Erkenntnis gelangt, dass Jugendliche untereinander und in kleineren Gruppen (z.B. Cliquen) durchaus partizipieren. Ob ein ausdrückli-

cher Wunsch nach gesellschaftlicher sowie politischer Partizipation besteht, können wir allerdings weder verneinen noch bestätigen. Doch lässt sich v.a. in der Schule erkennen, dass sich Jugendliche sehr wohl politisch beteiligen würden. Jedoch reagieren sie oftmals mit Frustration und Rückzug, wenn sie das Gefühl haben, durch Erwachsene instrumentalisiert zu werden und ihre Mitwirkung ohne Erfolg bleibt.

Des Weiteren ist auffällig, dass sich die Jugendlichen, ob in Roßwein oder in Chemnitz, zu einem großen Teil mit dem zufrieden geben, was sie an Angeboten in ihrem jeweiligen Aktionsradius vorfinden, sie kaum Wünsche formulieren, sich eigene Räume zu erobern oder zu gestalten. Natürlich haben die Jugendlichen Ideen und Träume, wenn sie konkret danach gefragt werden, was sie mit ihnen zur Verfügung stehenden Räumen und Mitteln machen würden. Jedoch scheint es so, als sehen sie keine Chancen etwas zu bewegen. Sie vermittelten uns überdies den Eindruck, dass ihnen der Weg dorthin nicht klar ist. Sie orientieren sich sehr an Personen, selbst in der Großstadt Chemnitz wurde der Bürgermeister als Ansprechpartner genannt, die zuständige Verwaltung und Interessenvertretungen von Jugendlichen wurden nicht erwähnt. Daher vermuten wir, dass das Wissen über die Möglichkeiten der Partizipation sowie das Entwickeln eigener Gedanken, im gesellschaftlichen Umfeld (Eltern, Schule, Jugendclub) der Jugendlichen angeregt und gefördert werden muss, um eigene Ideen auszuarbeiten, umzusetzen und dafür notwendige Kompetenzen zu erlernen.

Während der Auswertungen der Interviews ergab sich die Frage: Was beeinflusst die Authentizität der Jugendlichen uns gegenüber? In Institutionen, also formellen Umgebungen, wurde deutlich, dass die Gespräche eine andere Qualität haben als dort, wo Jugendliche sich ungezwungen treffen. In der Roßweiner Mittelschule herrschte eine Art institutionellen Zwangskontexts und so war ein ungezwungenes Diskussionssetting kaum realisierbar. Ein ähnliches Bild zeigte sich in der Jugendkirche im Reitbahnviertel in Chemnitz, in der wir den Eindruck gewannen, dass die Interviewpartner offensichtlich instrumentalisiert wurden, um die Legitimationsbasis dieser Einrichtung zu stabilisieren sowie uns ein, ihrer Meinung nach, korrektes Bild zu bieten. Auch hier war eine aufgeschlossene Atmosphäre nicht vorzufinden.

Ein Einblick in ihre tatsächliche Lebenswelt konnte in den institutionellen Kontexten schlecht erlangt werden. Möglicherweise weil innerhalb dieser Einrichtungen gewisse Erwartungen seitens der Institution, die von den Jugendlichen im Laufe der Zeit internalisiert wurden, vorherrschten, die eine authentische, transparente Kommunikation schwer zuließen. Erschwert wurde die Interviewsituation zusätzlich durch den öffentlichen Druck, der auf Einrichtungen der Jugendarbeit lastet und durch die Kürzungsdebatte noch verschärft wird (vgl. Kap. 4).

Unserer Erkenntnis nach bekommt der Prozess der Kommunikation, sowie der Rahmen der gruppen-internen Regeln und Normen einen anderen Charakter, sobald die Treffen der Jugendlichen informeller Art sind. Aufgrund dessen wirkte die Kommunikation innerhalb freiwillig gewählter Gruppen authentischer und offener. Die Jugendlichen waren positiv überrascht, dass sie von uns in informellen Kontexten angesprochen wurden und erwiderten unsere Offenheit.

Zwar wurde von uns ein Vergleich der beiden Sozialräume angestrebt, dieser ist aber nicht einfach, weil die jeweiligen Gruppenkontexte doch sehr unterschiedlich waren. Es bestätigte sich, dass die Angebote in der Kleinstadt Roßwein nicht so vielfältig sind wie die in einer Großstadt Chemnitz (vgl. Kap. 3). Ferner ist die Mobilität der Jugendlichen entscheidend, um an die jeweiligen interessanten Plätze zu gelangen oder eben das zu nutzen, was sich in ihrer Nähe befindet. Sowohl die großstädtischen wie kleinstädtischen befragten Jugendgruppen sind mit anderen vernetzt. Die sozialen Kreise letzterer scheinen enger zu sein, weniger exklusiv, d.h. es gibt keine klaren subkulturellen, politischen oder religiösen Trennlinien. Hinsichtlich der Partizipation waren die kleinstädtischen Jugendgruppen zwar näher an der Kommunalpolitik dran, nutzten aber dies kaum. Im ländlichen Raum, so wurde es in der Diskussion mit den Schülern deutlich, ist die Teilhabe am öffentlichen Leben und die Umsetzung eigener Interessen für die Jugendlichen offensichtlich leichter.

Des Weiteren stellten wir fest, dass sich sowohl das Roßweiner Jugendhaus als auch die Chemnitzer Jugendkirche, auf eine seit Jahren anwesende Klientel stützt. Demzufolge sind die Angebote für andere Jugendliche eingeschränkt. Sie bieten offensichtlich keine Partizipationsmöglichkeiten für eine breite Altersspanne an Jugendlichen. So sind Jugendliche im Alter von 13 – 18 Jahren, quasi in beiden Einrichtungen nicht anwesend. Beide, Jugendhaus und Jugendkirche waren in den anderen befragten Gruppen bekannt, jedoch nahmen unsere Interviewpartner sie als mögliche Anlaufstelle für sich nicht wahr bzw. stimmten diese nicht mit ihren Interessen überein.

Außer bei der verwandtschaftlich geprägten Halfpipe-Gruppe spielte der Ort des Treffens für die Identität der befragten Gruppen eine wichtige Rolle. Die Schule stellte einen erzwungen Aufenthalt dar, der auch die Gruppenbildung beeinflusst. Bei den anderen Gruppen herrschte stets Konkurrenz um den Ort. Bei dem Treffpunkt am Roßweiner Pavillon fiel auf, dass die Jugendlichen dort regelrecht ihr Gebiet markieren, vermutlich um sich von anderen Gruppen abzugrenzen sowie um zugehörige gruppeninterne Zeichen als Gemeinsamkeit herauszustellen. Durch Bemalen und Einritzen von Zeichen, Sprüchen oder Slogan identifizieren sie sich mit ihrer Gruppe und versuchen den Standort für sich in Anspruch zu nehmen. Diese Art des Raumeinnehmens in Roßwein ist kein einzigartiges Phänomen, sondern überall dort zu finden, wo Jugendliche für sich eigene Plätze erobern.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die jungen Menschen in Roßwein und im Chemnitzer Reitbahnviertel sehr wohl Ideen, Wünsche und Vorstellungen haben, wie Partizipation aussehen könnte, jedoch entweder keine Chancen sehen, diese umzusetzen oder aber scheinbar nicht wissen, wie dies realisiert werden könnte. Darüber hinaus wollen sie nicht ständig der Betreuung von Sozialarbeitern und Erwachsenen ausgesetzt sein. Institutionen bieten für Jugendliche offenbar nur bedingt oder gar keine Räume, Möglichkeiten und Chancen, sich einzubringen und erhört zu werden. Dies würde auch die Resignation der Interviewten begründen.

6. PARTIZIPATION VON JUGENDLICHEN IN BENACHTEILIGENDEN LEBENSLAGEN (SANDRA BÖTTCHER, PIA JÄNICH-BÄBLER, KRISTIN KIMMER, SUSAN LOHSE, MELANIE PLACKE)

6. 1 METHODISCHES VORGEHEN

Im Rahmen des Projektes *Jugend, Sozialraum, Partizipation* sollten die Partizipationschancen von Jugendlichen im städtischen und im ländlichen Raum Mittelsachsens untersucht werden. In diesem Kapitel haben wir uns gefragt, wie bewältigen oder wie erleben Jugendliche in benachteiligten Lebenslagen ihre individuellen gesellschaftlichen Optionen der Partizipation und Mitgestaltung? Sind diese überhaupt gegeben? Wir haben dazu Jugendliche mit Migrationshintergrund und mit einer körperlichen Behinderung ausgewählt. Wir sind der Auffassung, dass Partizipation für Jugendliche ohne körperliche Behinderung oder Migrationshintergrund schon enorm schwierig ist. Wie setzen dann Jugendliche, die aufgrund ihrer Behinderung oder ihres Migrationshintergrundes noch auf ganz andere Dinge achtgeben müssen, ihre Beteiligungsmöglichkeiten um?

Die Untersuchung der Lebenslagen Jugendlicher mit körperlicher Behinderung – die zunächst im Vordergrund stand – fand entsprechend der Gesamtkonzeption des Projektes in einem Chemnitzer Stadtviertel und im ländlichen Bereich im Landkreis Mittelsachsen statt. Eine erste inhaltliche Auseinandersetzung mit dem Thema erfolgte über Literatur zu den Lebenslagen von Menschen mit körperlicher Behinderung in Bezug auf Schule und Ausbildung und über persönliche Erfahrungsberichte. Dabei fiel uns bereits auf, dass Jugendliche mit einer körperlichen Behinderung nur geringe Chancen auf eine adäquate Schulbildung haben, weil nur wenige Schulen für diese Personengruppe existieren. In Sachsen bestehen derzeit drei eigens konzipierte Schulen für Kinder und Jugendliche mit körperlichen Behinderungen. Zum anderen ist uns vor allem durch die Erfahrungsberichte sehr deutlich geworden, welche wichtige Rolle der Selbstständigkeit im Zusammenhang mit diesem Thema beigemessen wird.

Ein erstes Gespräch mit einem Menschen mit körperlicher Behinderung erfolgte während des Seminars mit Herrn K., einem 28-jährigen jungen Mann, der aufgrund einer Querschnittslähmung seit seiner Geburt im Rollstuhl sitzt. Herr K. verlebte seine Kindheit und Jugend in Chemnitz und wohnt jetzt bei seinen Eltern, die in einem Dorf in der Nähe von Chemnitz leben.

Um den Zugang zu Jugendlichen mit körperlichen Behinderungen im ländlichen Raum Mittelsachsens zu finden, überlegten wir uns, wo sich diese Jugendliche aufhalten könnten. Die Werkstatt für Menschen mit Behinderungen in Roßwein schied aus, da dort derzeit keine Menschen mit ausschließlich körperlichen Behinderungen arbeiten, sondern vorrangig Menschen mit einer geistigen Behinderung. Auf einer Sitzung des Behindertenbeirates Roßwein erfuhren wir Einiges über die Aufgaben und Arbeitsweisen dieses Gremiums. Der Fokus ihrer Tätigkeit bezieht sich jedoch auf die Barrierefreiheit in Roßwein. Zudem arbeiten sie momentan an dem Projekt „Wir für Sachsen“, indem es darum geht, Schülern aus der Umgebung die Lebenswelten von Menschen mit Behinderungen näher zu bringen. Daher konnten sie uns nicht direkt eine Person unserer Zielgruppe vermitteln. Sie empfahlen uns, Kontakt zur Förderschule „Albert Schweizer“ in Roßwein, der Schule zur Lernförderung „Regenbogen“ in Döbeln oder zur Körperbehindertenschule in Chemnitz, aufzunehmen.

Erstaunlich war für uns, dass zum einen im Beirat keine Mitglieder im Jugendalter integriert sind und zum anderen Themen besprochen wurden, welche nicht direkt die Lebenswelten von Menschen mit Behinderungen beinhalten. Die meisten anwesenden Mitglieder beteiligten sich nicht aktiv in Bezug auf ihre Interessen und Vorstellungen, an der Sitzung.

Über den Beirat gelang uns der Kontakt zu einer Einrichtung im ländlichen Raum des Landkreises Mittelsachsen, wo wir ein Interview mit D., einem 19-jährigen Mann mit starker Sehschwäche realisieren konnten. Der Leiter des Wohnheims sagte uns für unser Vorhaben zu. Wir vereinbarten einen Termin und fuhren an diesem Tag zur Wohnstätte. Dort wurden wir durch das Pflegepersonal empfangen, welches verschlossen und überrascht zugleich war. Wir fanden heraus, dass das Personal über unser Kommen keine Information erhalten hatte. Daraufhin nahm das Personal telefonisch Rücksprache mit dem Heimleiter auf und eine Mitarbeiterin brachte uns zum Zimmer von D., wo wir sehr freundlich von ihm empfangen wurden.

Durch die Auskünfte des Behindertenbeirates erhielten wir die Information, dass Kinder und Jugendliche mit körperlichen Behinderungen im ländlichen Einzugsgebiet die Körperbehindertenschule in Chemnitz besuchen. Nach einer mündlichen und schriftlichen Darstellung unseres Anliegens teilte uns die Schulleitung mit, dass sie diesem Projekt wenig Erfolg beimisst, weil die Eltern eine Beteiligung ihrer Kinder verweigern würden. Die Schulleitung erwies sich als wenig kooperativ, unsere Idee einer direkten Ansprache der Eltern umzusetzen.

Wir hatten den Eindruck, dass unser Projektanliegen für sie einen großen Zeitaufwand bedeuten würde bzw. die Eltern und deren Kinder vor Fragen geschützt werden müssen. Wir haben es als sehr niederschmetternd und frustrierend erlebt, dass eine Kontaktaufnahme zu den Eltern und Jugendlichen in keiner Weise erfolgen konnte. Daraufhin nahmen wir Kontakt zur Förderschule in Roßwein

auf. Diese Schule fördert vorwiegend Schüler mit einer Lernschwäche, jedoch werden auch Kinder und Jugendliche mit einer körperlichen Behinderung aufgenommen. Zum Zeitpunkt der Kontaktaufnahme befanden sich zwei Schüler mit einer körperlichen Beeinträchtigung an dieser Schule. Zwar war die Schulleitung unserem Projekt sehr aufgeschlossen gegenüber, aber es erklärten sich keine Eltern bereit, an unserem Projekt mitzuwirken. Als Gründe hierfür wurden u. a. ihre berufliche Situation und auch regelmäßigen Therapiebesuche, welche generell immer sehr zeitaufwändig wären, angeführt. Im Gegensatz zur Förderschule in Chemnitz, hatten wir den Eindruck, dass diese Schule zur Lernförderung in Roßwein uns gegenüber aufgeschlossener und kooperativer war. In der Förderschule „Regenbogen“ Döbeln besuchen derzeit ausschließlich Kinder und Jugendliche mit Lernbeeinträchtigung die Einrichtung.

Unser letzter Zugang richtete sich auf einen jungen Mann aus L. im Landkreis Mittelsachsen, den wir über eine Verwandte vermittelt bekamen. Nach anfänglich positiver Aufnahme unseres Anliegens, sagte er uns jedoch für einen Termin, an dem wir das Interview führen wollten, aufgrund privater Feierlichkeiten per SMS wieder ab. Nachfolgende Versuche, einen neuen Termin zu vereinbaren, scheiterten.

Im großstädtischen Vergleichsraum Chemnitz hatten wir über die Sozialraumanalyse im Reitbahnviertel bereits Kontakt zum dortigen Quartiermanagement, das uns bei der Kontaktaufnahme zu einer Wohngruppe mit mehrfach-körperbehinderten Jugendlichen unterstützte. Dieser Kontakt zur Wohngruppe stellte sich ohne weitere größere Schwierigkeiten her, so dass wir einen Termin zu einem Gruppeninterview von der Wohnheimleitung erhielten und sich einige Betroffene zu diesem Interview bereit erklärten. Wider unsere Erwartungen wurden wir von der Wohnheimleitung und den Jugendlichen sehr offen empfangen. Wir konnten für das Gruppeninterview einen ruhigen separaten Raum in der Einrichtung nutzen, was wir als sehr angenehm empfanden. Außerdem war auch die Atmosphäre während unseres Besuches herzlich und aufgeschlossen. Zu Beginn des Interviews fiel uns gar nicht auf, dass die Heimleiterin während des Gesprächs anwesend war. Wir hatten das Gefühl, dass die befragten Bewohner trotz ihrer Anwesenheit kritische und individuelle Aussagen trafen. Zum Schluss der Gruppendiskussion durften wir sogar das Zimmer eines Interviewbeteiligten besichtigen und es wurde uns durch die Leiterin die Konzeption der Einrichtung ausgehändigt.

Fassen wir unsere verschiedenen Versuche, Zugang zu Jugendlichen mit körperlichen Behinderungen zu erhalten zusammen, so müssen wir feststellen, dass sich dieser – mit Ausnahme der vermittelten Wohngruppe – sehr schwierig gestaltete. Vor allem im ländlichen Raum fiel uns auf, dass diese Adressatengruppe nicht im öffentlichen Raum vertreten war. Hinzu kam, dass mit den Lebenslagen und Problemen sowohl von den Einrichtungen wie auch von den Eltern eher defensiv umgegangen

wurde. Sie stellten sich ‚schützend‘ zwischen uns und den Jugendlichen. Dies lässt vermuten, dass es (immer noch) eine Schwierigkeit darstellt, über körperliche Behinderungen zu sprechen.

Die Auseinandersetzung mit den Lebenslagen von Jugendlichen mit Migrationshintergrund war in der Forschungskonzeption nicht geplant, sondern ergab sich eher zufällig im Zuge der Gruppendiskussionen mit Jugendlichen. Während wir mit anderen Jugendlichen im Gespräch waren, ging einer unserer Interviewer zu drei, ca. 15 Meter entfernt stehenden jugendlichen Migranten und bat sie, die laute Musik in ihrem Autos leiser zu stellen, um eine bessere Qualität unserer Aufnahmen sicherzustellen. Dies machten sie bereitwillig und umgehend. Da sie nun auf uns aufmerksam geworden waren, kam einer von beiden zu uns hin, um zu ergründen, was wir machen. Daraufhin baten wir die zwei Jugendlichen, uns ein Interview zu unserem Thema zu geben, zu welchem sie ohne Zögern einwilligten. Anfangs war eine weitere Person, die Freundin eines der interviewten Jugendlichen dabei, die es jedoch vorzog, während des gesamten Interviews zu telefonieren, sodass sie keine Beteiligung zeige. Es schien jedoch nicht störend zu sein, dass sie etwa zehn Meter von uns entfernt stand. Die jungen Männer waren sehr auf unsere Fragen konzentriert. Das Interview ergab sich also spontan und erwies sich anschließend als höchst interessant. Weil der Aspekt von Benachteiligung thematisch sehr im Vordergrund stand, wagten wir den Vergleich mit der Lebenssituation von körperlich behinderten Jugendlichen, obwohl die Benachteiligungen sehr unterschiedlicher Art sind. Die befragten Jugendlichen mit Migrationshintergrund leben sowohl in einem ländlichen wie städtischen Umwelten, so dass beide Sozialräume mit dem Interview ‚abgedeckt‘ sind.

6.2 JUGENDLICHE MIT KÖRPERLICHER BEHINDERUNG IM LÄNDLICHEN RAUM MITTEL-SACHSENS

Da sich im Projektverlauf der Zugang zu Jugendlichen mit körperlicher Behinderung sehr schwierig gestaltete, erfolgt die Analyse nur auf der Grundlage des Interviews mit D.. Zusätzlich fließen Informationen aus dem Gespräch mit K. ein. Im Folgenden werden vier Schwerpunkte genauer beleuchtet und bearbeitet, die für die Nachvollziehbarkeit der Lebenswelt, in der sich der Jugendliche mit körperlicher Behinderung befindet relevant sind. Wir werden dabei auf die Selbstständigkeit in Hinblick auf Zwangskontexte eingehen, des Weiteren folgen eine Auseinandersetzung des Ineinandergreifens von Behinderung, Familie und Delinquenz, sowie die Abgrenzung zu Menschen mit einer geistigen Behinderung. Der vierte und letzte Punkt wird unsere Erfahrungen im Umgang mit den Institutionen beinhalten.

Wir begannen das Interview mit D. mit allgemeinen Fragen, wie zum Beispiel zum Alter, zur Behinderung und zu den Institutionen. Um dieses Themengebiet greifbarer zu machen, möchten wir mit Textausschnitten einsteigen, welche wir zusammenfassend wiedergeben möchten, um seine momentanen Möglichkeiten des autonomen Handelns zu verdeutlichen.

6.2.1 SELBSTSTÄNDIGKEIT UND BEHINDERUNG AN EINEM FALLBEISPIEL

D. wird jeden Morgen und Nachmittag mit dem Fahrdienst vom Wohnheim bis zu seiner Schule nach F. gebracht und wieder abgeholt. Er besuchte zum Zeitpunkt des Interviews eine Schule für Menschen mit geistiger Behinderung. Des Weiteren beschreibt er, dass er keine Jugendtreffs bzw. andere Einrichtungen zur Freizeitgestaltung in G. und Umgebung kennt, diese jedoch besuchen würde, sofern es welche gäbe und er länger als 18.00 Uhr Ausgang hätte. Unter anderem fügt er hinzu, dass ihm sein Handy entzogen wurde und er somit keine Möglichkeit habe, um mit seiner Freundin und seinen Freunden in irgendeiner Form Kontakt aufzunehmen. D. fühlt sich in der Wohnstätte sehr eingeschränkt. Dieses Gefühl wird besonders durch die vorgegebenen Ausgehzeiten und Angebote, die ihn in keinster Weise interessieren, bekräftigt.

D. wird in allen Tätigkeiten sehr stark kontrolliert, sodass er in seinen Kompetenzen, den Alltag selbstständig zu strukturieren und organisieren beraubt wird. Sein eigener Wille wird durch Maßregelungen gebrochen und ihm werden keinerlei Frei- und Rückzugsräume zugestanden, die für Jugendliche in seiner Altersgruppe aber ungeheuer wichtig wären. D. wird in wesentlichen Lebensbereichen quasi entmündigt, in der Freizeitgestaltung, in seiner Privatsphäre usw. Im Interview konnte nicht festgestellt werden, in welchen Bereichen des Alltages er die alleinige Verantwortung trägt.

Wir haben D. während des Interviews als einen jungen Mann erlebt, der sehr wohl großes Potential für eine eigenständige Lebensführung aufweist: Er ist in der Lage mit Geld umzugehen, sich zu reflektieren und sich zu orientieren versteht, sowie für sich Sorge zu tragen. Ebenso ist er im sportlichen Bereich sehr engagiert und interessiert sich für Autos und die Reparatur dieser. Dabei berichtet er, dass er in der Wohnstätte in F. deutlich mehr Möglichkeiten zur Freizeitgestaltung hatte und dort auch ein engerer Kontakte zu seinen Freunden bestand, als dies in G. der Fall ist.

D. ist nach unserer Ansicht ein Beispiel dafür, dass Potentiale von Seiten der Einrichtung nicht erkannt und Menschen ‚behindert gemacht‘ werden. D. werden keine Aufgaben übertragen, eine selbstbestimmte Lebensweise nicht eingeräumt, es erfolgt keine Förderung seines Potentials, z. B. im sportlichen Bereich, es werden ihm keine Freizeitaktivitäten aufgezeigt bzw. bewilligt und Kontakte zu Gleichaltrigen sind momentan nur in der Schule möglich. Im Gespräch wirkte D. so, als hätte er

resigniert und in diesem Wohnheim nur noch seine Zeit abzusitzen, weil er darauf wartet, bis er in die Außenwohngruppe kommt.

Wir haben uns nach dem Interview gefragt, warum das Personal dieses Potential nicht erkennt? Wir können uns vorstellen, dass das Personal meint, dass sich eine Auseinandersetzung mit D. nach seinen Interessen, Fähigkeiten und Fertigkeiten nicht lohne, da es sich nur um eine Art „Zwischenstopp“ handele und D. bald in eine Außenwohngruppe komme. Was wir jedoch auch für möglich halten, ist, dass das Personal D. aufgrund seiner geistigen Fähigkeiten als vergleichsweise selbstständig ansieht. Wir haben den Eindruck gewonnen, dass D. in erster Linie funktionieren und sich an seine Auflagen halten muss, er als Person mit seinen Problemen, Wünschen und Zielen nicht gehört wird. Er integriert sich somit nicht und resigniert in gewisser Hinsicht. Er unterliegt einem festen alltäglichen Ablaufplan, an welchen er sich strikt halten muss. Auch seine Zukunft ist vorprogrammiert, denn nach dem Besuch der Schule wird er in der Werkstatt für Menschen mit Behinderungen tätig werden. Diese Strukturen lassen ihm keinen Spielraum für eigene Interessen, die für seine Zukunft wichtig sind. Auch auf Gleichaltrige und Gleichgesinnte kann er in der Wohnstätte nur wenig zurückgreifen, sodass auch kein Austausch und Stärkung in der Clique möglich ist. Die Spannung zwischen eigener Autonomie und begrenzten Chancen wird in einer kurzen, prägnanten Sequenz sichtbar.

- I: Möchtest du gerne in eine eigene Wohnung ziehen (?)
D: Klar. könn wir machen (*lacht*)

In Bezug auf seine Selbstständigkeit und Autonomie deuten wir die Aussage, dass er definitiv bereit dazu wäre und er es sich auch zutrauen würde alleine sein Leben zu meistern. Wir würden dies so interpretieren, dass er damit anzeigen möchte, dass es nicht an ihm liegt auf eigenen Beinen zu stehen, sondern er aufgrund seines momentanen Umfeldes, in seinen eigenen Fähig- und Fertigkeiten beraubt und er behindert gemacht wird. Die Abgrenzung zu Menschen mit geistigen Behinderungen zieht sich als Thema durch das ganze Interview. Immer wieder finden wir Anhaltspunkte dafür, dass D. nicht nur nicht wahrgenommen wird, sondern er sich bewusst von seinen MitbewohnerInnen abgrenzt. Ganz deutlich und offensichtlich wird diese Abgrenzung in der folgenden Sequenz:

- I: Was machst du an deinen Wochenenden (?)
D: Die gehn immer spazieren und ich bleib hier und guck Fernseher
I: Fühlst du dich durch das Heim eingeschränkt (?)
D: Ja. ich will lieber allein was machen

Deutlich wird diese Abgrenzung auch, als wir ihn auf das Thema „Stadttraining“ ansprachen. Der Begriff „Stadttraining“ meint, dass jede Woche gemeinsam mit dem Personal in die Stadt gefahren wird, um dort einzukaufen und die Bewohner vorbereitet werden, sich in der Stadt allein orientieren zu können. Er wusste sofort was wir mit der Frage meinten und antwortete darauf: „Ohne mich, da bin ich in der Schule, ich kann mit Geld umgehen.“ Wir verstanden die Antwort so, als würde er uns zu

verstehen geben, dass seine MitbewohnerInnen das Training und die Unterstützung durch das Personal benötigen. Er benötigt diese Hilfe nicht, da er auf diesem Gebiet sehr selbstständig tätig werden kann. Das Gefühl, im Vergleich zu seinen Mitbewohnern selbstständig zu sein, kann auch zur Überschätzung seiner Fähigkeiten führen. Dass er wegen Diebstahl angezeigt wurde und auch die Tatsache, dass er kein Handy besitzen darf, kann dafür sprechen, dass der Umgang mit verfügbarem Geld auch trainiert werden muss, allerdings unter ganz anderen Aspekten.

Als wir am Anfang den Raum betraten, bemerkten wir, dass er noch einen Mitbewohner, einen älteren Mann, wahrscheinlich mit geistiger Behinderung, hat. Wir fragten D., ob er sich sein Zimmer teile und wie er diese Situation empfindet. Er antwortete: „Nicht gut, würde lieber alleine ein Zimmer haben.“ Es war ihm deutlich anzumerken, dass ihn diese Umstände nicht zufriedenstellen und er lieber für sich allein wäre. Schon der große Altersunterschied grenzt ihn zu seinem Mitbewohner ab und er antwortete auf eine nächste Frage, dass er der Jüngste in diesem Wohnheim sei. Aus diesem Grund verwundert es uns auch nicht, dass er an den Wochenendaktivitäten und auch am Stadttraining nicht teilnimmt.

- I: Was machst du gerne. hast du Hobbys (?)
D: Fußball spielen. hab auch Medaillen. fünf (...) Hier sind die (*zeigt sie uns ganz stolz*)
I: Toll. schön. wo spielst du Fußball und wo hast du die Medaillen gewonnen
D: In der Schule. da war Sportfest und ich geh in die Sport- AG
I: Bist du einer der Besten von deiner Schule (?)
D: Ja. bin ich (*lacht*)

Beim Thema Hobby demonstriert er uns ganz stolz seine Erfolge. Sie deuten wir auch als Stärke und vermuten, dass das Fußballspielen für ihn etwas ganz Besonderes ist und er sich von den anderen, also seinen MitschülerInnen abzeichnen kann, weil er diese Sportart sehr gut beherrscht. Einen ähnlichen Überraschungseffekt produzierte D. bei uns, als er die Freizeitaktivitäten bei seinen Eltern benannte.

- I: Was machst du bei deinen Eltern in deiner Freizeit (?)
D: Am Auto rum bauen. macht mir Spaß
I: Du kannst also Autos reparieren
D: Klar. kann ich

Wir stellen uns die Frage, warum D. als Jugendlicher mit einer körperlichen Behinderung in einem Heim für Menschen mit geistigen Behinderungen lebt. Am Anfang unseres Interviews befragten wir D. nach der Form seiner körperlichen Behinderung. Mit dieser Frage wollten wir das Thema Behinderung enttabuisieren. Er antwortete uns sehr knapp, dass er eine Sehbehinderung hat, konnte uns aber nicht genau das Ausmaß benennen. Dies kann als ein Zeichen von Desinteresse an dieser Problematik interpretiert werden, sie kann aber auch darauf deuten, dass er uns keine Antwort geben

möchte, weil für ihn weniger die Kategorisierung der Sehschwäche das Problem ist, sondern vielmehr die Folgen aus dem Ineinandergreifen von Behinderung, Institutionalisierung, Familienhintergrund und delinquenten Verhalten.

Die Frage, ob er sich durch seine Sehbehinderung ausgegrenzt fühlt, beantwortete er sehr schnell mit „Nee“. Im Verlauf des Interviews zeigt sich, dass er über verschiedene Kompensationsmöglichkeiten verfügt, bei denen das soziale Netz aus MitschülerInnen, MitbewohnerInnen und Familie eine wichtige Rolle spielt. Er hat in der Schule drei enge Freunde, im Wohnheim stehen ihm auch drei MitbewohnerInnen zur Seite und er sieht seine Familie alle zwei Wochen. Meist besucht er sie zuhause, nur selten kommt die Familie ihn im Wohnheim besuchen. Er erzählte uns, dass er, bevor er in das Heim in G. kam, in einem Heim in F. lebte. Dort hatte er viele Freunde, die er durch den Umzug in das Heim nach G. verloren hat und sich auch deshalb nicht gut in der neuen Umgebung fühlt.

- I: Wie fühlst du dich hier im Wohnheim (?)
D: Nich gut. hab alle Freunde verloren. die ich im alten Heim hatte
I: Dort hattest du also Freunde. was habt ihr in eurer Freizeit gemacht (?)
D: Saufen und Scheiße bauen

Die Aussage hat uns für einen kurzen Moment erschüttert, da sie so nüchtern und resigniert gesagt wurde. Für uns steht die Frage, warum er so offen und schnell antwortete? Wir können mehrere Anhaltspunkte zur Interpretation nutzen: Erstens wird durch diese Aussage auf den Grund verwiesen, weshalb er sich in dem neuen Heim befindet. Er wurde gewissermaßen strafversetzt und seines sozialen Umfeldes beraubt. Zweitens ist es ein Hinweis, dass er sehr aktiv in seiner Freizeit war, auch wenn dabei eventuell Langeweile übergangen wurde. Er macht uns aufmerksam auf die Probleme, die hinter den Aktivitäten stehen. Drittens wollte er uns möglicherweise in diesem Moment nur provozieren und sehen wie wir auf diese Antwort reagieren. Viertens drückt die Antwort aus, dass er zwar delinquentes Verhalten gezeigt hat, aber sein Leben in der Vergangenheit auch „Spaß“ bedeutete.

Wie wir schon erwähnt haben, hat D. regelmäßig Kontakt zu seiner Familie. Wir fragten ihn, ob er auch Geschwister hat und er reagierte sofort, indem er ein Foto von seinen Geschwistern aus seiner Nachttischschublade holte und es uns ganz stolz zeigte. Er antwortete: „Hier, ich hab drei, der eine ist auch im Heim.“ Diese Antwort zeigt, dass das Heimaufenthalt eine Normalität für die Familie bedeutet und er nicht der Einzige aus der Familie ist, welcher in einem Wohnheim lebt. Wir fragten ihn danach, ob es Probleme in seiner Familie gab, um herauszufinden, warum er im Wohnheim lebt. Doch er antwortete nur sehr kurz: „Gibt keine Probleme.“ Dass die Antwort in der Gegenwartsform gesprochen wurde, kann bedeuten, dass es die familiären Beziehungen in der gegenwärtigen Konstellation in Ordnung ist. Zum anderen kann diese Antwort auch signalisieren, dass er vor allem die Behinderung als Grund für den Heimaufenthalt, nicht die soziale und familiäre Situation. Wir fragten

ihn letztendlich explizit, warum er in diesem Heim untergekommen ist. Er antwortete: „Hab Scheiße gebaut.“ Obgleich sie ähnlich dem "Saufen und Scheiße bauen" klingt, gab er diese Antwort eher verschämt. Wir vermuten, dass ihm genau bewusst ist, was er für Schaden angerichtet hat und dass er zu dieser Tat, die er begangen hat stehen muss. Er wirkte eher verzweifelt, als würde er bereuen, was er getan hat. „Scheiße bauen“ mit Freunden verweist auf einen anderen Kontext, es drückte Aktivität, auch den Zusammenhalt und den Mut in der Clique aus. „Hab Scheiße gebaut“ beinhaltet, dass er die Konsequenzen tragen muss, für Dinge die er verschuldet hat. Wir vermuten, dass er nicht damit gerechnet hat, wegen seines delinquenten Verhaltens in ein anderes Wohnheim umzuziehen zu müssen. Daraufhin fragten wir ihn, ob er die Chance jetzt nutzen würde, wenn er sie bekommen könnte oder ob er wieder „Scheiße bauen“ würde. Er antwortet: „Nee, würd ich nich mehr, würde Chance nutzen.“

Zum Schluss unseres Interviews fragten wir ihn, ob er eine Freundin hat. Er zeigte uns sofort ein Foto von ihr und berichtete, dass sie in der Werkstatt für Menschen mit Behinderungen arbeitet. Wir fragten ihn zudem, ob sie sich sehen können und er antwortete: „Na dann in Sommerferien und dann in der Werkstatt.“ Auf die Frage, ob sie miteinander telefonieren antwortet er: „Ohne Handy geht's schlecht.“ Er wirkte in diesem Moment sehr wütend und aufgebracht, was noch einmal sichtbar macht, wie sehr er sich einer selbstständigen Lebensführung beraubt sieht.

Zusammenfassend stellen wir fest, dass es eine enge Verbindung zwischen der Behinderung von D., seiner familiären Situation und seinem delinquenten Verhalten gibt. Wir vermuten, dass durch die instabilen Familienverhältnisse, die D. schilderte zu erwarten war, dass D. sich seine Aufmerksamkeit anderweitig suchte. Durch den Diebstahl und das „Scheiße bauen“ fühlte er sich in der Gruppe integriert und der Fokus lag auf ihm. Er fühlte sich wahrscheinlich durch seine Freunde anerkannt und wurde auch gleichberechtigt behandelt.

Behinderung und Delinquenz greifen ineinandergreifen. Forschungsergebnisse weisen darauf hin, dass Jugendliche, die straffällig geworden sind mit dem Besuch der Schule für Lernbehinderte in Verbindung stehen. Damit geht in der Regel keine erfolgreiche Entwicklung einher. In der Jugendphase müssen sich Jugendliche Anforderungen stellen, die innere Zerrissenheit und Überlastungen hervorrufen. Es treten oft Reibungen mit den Eltern und anderen Bezugspersonen auf. Gerade Jugendliche mit Behinderung benötigen in dieser Entwicklungsphase besondere Unterstützung, da sie noch größeren Anforderungen, wie beispielsweise Stigmatisierung durch die Gesellschaft gegenüberstehen. Wir wissen nicht, inwieweit D. die nötige Unterstützung seitens der Eltern und der Institutionen (Wohnheime und Schule) bekam. Wir vermuten, dass D. durch sein Verhalten in der Clique zeigen wollte, dass auch er in gewisser Weise ‚erfolgreich‘ sein kann. Gegenwärtig sind die Umstände, unter denen D. lebt, aber keineswegs dazu geeignet, dass er lernt für sein Leben Verantwortung zu über-

nehmen und dabei Unterstützung zu erfahren. D. besitzt unserer Meinung nach Ressourcen, die für seinen weiteren Weg ausgebaut und gefördert werden müssen. Jedoch werden diese ihm entzogen und er wird, wie wir schon erwähnten ‚behindert gemacht‘ und muss mit dieser gesellschaftlichen Stigmatisierung leben.

6.2.2 BEHINDERUNG UND SOZIALRÄUMLICHE BEDINGUNGEN

Die gegenwärtige Schulsituation der Kinder und Jugendlichen mit einer körperlichen Behinderung, welche im ländlichen Raum Mittelsachsens wohnen, ist jene: Es gibt drei eigens, für die Bedürfnisse von Menschen mit körperlicher Behinderung, angepasste Schulen. Die Schüler müssen, je nach Einzugsgebiet, entweder die Körperbehindertenschule in Chemnitz, Leipzig oder Dresden besuchen. Als Alternativen, um den Schulweg näher zu gestalten, kommen in Sachsen nur andere Schulformen infrage, z.B. Schulen zur Lernförderung, für Erziehungshilfe, Sprachheilschulen, Schulen für hörgeschädigte oder gehörlose bzw. sehbehinderte oder blinde Kinder und Jugendliche bzw. Schulen für Menschen mit geistigen Behinderungen. Insgesamt gilt es dabei zu berücksichtigen, dass dies häufig mit langen Wegstrecken oder Internatsaufenthalten verbunden ist. Relevante Themen für Menschen mit einer körperlichen Behinderung sind häufig Mobilität, Flexibilität und möglichst den Erhalt von Selbstständigkeit und einer selbstbestimmten Lebensgestaltung. Schulen zur Lernförderung oder für Menschen mit geistiger Behinderung haben nur in seltenen Fällen ein barrierefreies Leben, wodurch sie immer auf Hilfe oder andere Formen der Unterstützung angewiesen sind.

Darüber hinaus sei kritisch anzumerken, dass sich somit das Schließen von Freundschaften schwierig gestalten kann. Die große Bedeutung der Peers oder die Zugehörigkeit zu einer Peergroup sind ein Hauptcharakteristikum im Jugendalter. Die Peers sind wichtig, um Einsamkeit zu vermeiden, Sicherheit bzw. Orientierung zu geben, Unterstützung in Belastungssituationen zu gewährleisten, Rückhalt bei der Ablösung vom Elternhaus zu spenden und zur Identitätsfindung bzw. zu der Entwicklung eines realistischen Selbstbildes beizutragen (vgl. Stangl o. J, 1). Wir vermuten, gestützt auf die Aussagen von D., dass ein Jugendlicher mit körperlicher Behinderung unter Schülern mit Lernschwierigkeiten oder geistiger Behinderung nur schwer Anschluss findet und eher in eine Außenposition gerät. Die Themen von Jugendlichen mit körperlichen Behinderungen sind andere als jene von Jugendlichen mit Lernschwierigkeiten. Außerdem erfolgen Interaktionen auf unterschiedlichen Ebenen der geistigen und/oder physischen Fähig- und Fertigkeiten.

Wie oben bereits beschrieben (vgl. Kap. 6.1), versuchten wir mit Hilfe der Institutionen einen Kontakt zu Menschen mit körperlicher Behinderung herzustellen. Wir mussten dabei feststellen, dass wir

diesbezüglich auf institutionelle Barrieren trafen. Besonders in den Schulen stießen wir auf Vorbehalte gegenüber unserem Projekt. Oft wurde für die Eltern gesprochen, dass sie einem Interview mit ihrem Kind definitiv nicht zustimmen würden. Wir fragten uns, warum ausgerechnet Schulen große Vorbehalte haben, dass Außenstehende sich mit der Lebenssituation 'ihrer' Schüler befassen. Aufgrund unserer Erfahrungen können wir uns vorstellen, dass sich die Schule als eine Institution sieht, in der Fähig- und Fertigkeiten in Vorbereitung auf das Erwachsenenalter erworben werden sollen und deshalb ein schützenswerter Rahmen sichergestellt werden sollte, um diesen Prozess und Auftrag zu gewährleisten. Wir können uns vorstellen, dass die Schulen unter enormen Druck stehen, einerseits durch den staatlichen, andererseits durch den elterlichen Auftrag. Zweifelsohne hätten wir 'geschickter' auf die Schulen und Einrichtungen zugehen können. Aber es herrscht höchstwahrscheinlich immer noch eine Tabuisierung bzw. eher ein defensiver Umgang von und mit Behinderung. Dies haben wir nicht in den Schulen, sondern auch im Wohnheim erfahren müssen. Besonders im ländlichen Raum scheinen das Thema Behinderung und dessen Abschottung noch in den Köpfen zu sein. Dies könnte aus zwei Gegebenheiten rühren. Zum einen sind Menschen mit Behinderungen stark von ihrer Familie abhängig, da sich im ländlichen Raum weniger soziale Netzwerke befinden, als in Städten und in einem Dorf oder Kleinstadt jeder jeden kennt. Das Schamgefühl ist vermutlich zu groß bzw. die Familienangehörigen wollen das Familienmitglied mit Behinderung vor Anfeindungen oder Spott schützen. Durch den Mangel von sozialen Netzwerken und der starken Abhängigkeit vom Elternhaus, liegt die Vermutung nahe, dass dadurch die Ablösung im familiären Kontext, wie sie im Jugendalter wichtig ist, nur schwer gelingen kann. Zum anderen geht generell aus der geschichtlichen Betrachtung hervor, dass Menschen mit Behinderungen weder integriert waren noch Ansprüche auf z. B. Persönlichkeitsrechte hatten, wie wir sie heute kennen. Sie wurden immer schon als eine gesonderte Gruppe angesehen.

Barrierefreiheit war ein zentrales Thema in unseren verschiedenen Zugängen wie dem Gespräch mit K., dem Interview mit D. und in der Behindertenbeiratssitzung. Herr K., der im ländlichen Umland von Chemnitz lebt, kritisierte unter anderem, dass öffentliche Verkehrsmittel zum größten Teil nicht behindertengerecht seien (Regionalbusse und Überlandbusse meist mit Treppe), einen schlechten Winterdienst, so dass Gehwege zugeschoben oder zu schmal geräumt werden und dies kein Durchkommen mit dem Rollstuhl ermöglicht. Herr K. besitzt zwar einen Führerschein, aber der Umbau eines PKW wäre zu teuer und die Krankenkasse würde die Kosten dafür gar nicht und die Agentur für Arbeit nur dann übernehmen, wenn er einen unbefristeten Arbeitsvertrag vorzeigen kann. Er drückte das Gefühl aus, dass viele Leute vor ihm schlichtweg ‚Angst‘ haben, was die Teilhabe am öffentlichen Leben sehr erschwert: „man wird behindert durch die Gesellschaft gemacht“. Viele Menschen, vor allem viele Ältere würden ihn anstarren, was bei ihm natürlich ein unangenehmes Gefühl aufkommen lässt. Andere ‚übersehen‘ ihn einfach, z. B. eine ältere Frau, die sich beim Aussteigen aus dem

Bus vor ihn drängelte oder ein Mann, der einer älteren Dame die Tür aufhielt und Herrn K., der gleich hinterher kam, vor der Nase zuschlug. Weiterhin wünscht er sich, dass auf Fahrplänen gekennzeichnet sein sollte, ob Busse abgesenkt sind oder nicht (wird teilweise gemacht, aber nicht bei Überlandfahrten). Alles in allem vermittelte uns Herr K. einen eher negativen Eindruck in Bezug auf die Lebensumstände eines Menschen mit einer körperlicher Behinderung.

Auch sei die Freizeitgestaltung immer abhängig von der Barrierefreiheit der Einrichtung, welche man besuchen oder nutzen möchte. Zum Beispiel wäre keine einzige Diskothek in Chemnitz barrierefrei, entweder sind viele Treppen im Eingangsbereich oder die Theke ist zu hoch. Ebenfalls würde er auch hier von den Leuten in der Diskothek angerempelt und ‚übersehen‘. Obwohl Herr K. über sehr gute Ressourcen verfügt, war ihm die Frustration über die einschränkenden sozialräumlichen Bedingungen anzumerken. Er nutzt viele Chancen, die sich ihm z.B. über das Internet bieten und ist Mitglied in einem Freizeitclub für Menschen mit Behinderung. Da er einen Rollstuhl besitzt (11kg), ist es ihm möglich, weite Strecken selbstständig zu fahren. Außerdem ist Herr K. sehr engagiert im Behindertenbeirat der Stadt Chemnitz, im Verein der Körperbehinderten (VdK), in der Mobilen Behindertenhilfe, der mobilen Behindertenarbeit der Diakonie und im Christlichen Körperbehindertenverband. Trotzdem oder gerade weil Herr K. seine Interessen sowie die anderer Menschen mit körperlicher Behinderung offensiv vertritt, war bei ihm der Mangel an Autonomie ein schmerzhaftes Thema. Er forderte zwar, die Barrieren in den Köpfen der Menschen müssten gelöst werden, aber wie dies realisiert werden sollte, darauf hatte Herr K. keine Antwort. Es blieb das Gefühl, dass nach wie vor Menschen mit Behinderungen ausgegrenzt und stigmatisiert werden.

Um die Unterschiede zwischen dem ländlichen und dem städtischen Raum zu verdeutlichen, möchten wir im Folgenden auf die Auswertung des Interviews im städtischen Bereich eingehen.

6.3 JUGENDLICHE MIT KÖRPERLICHER BEHINDERUNG IM STÄDTISCHEN RAUM – CHEMNITZ

Für die folgende Analyse der Lebenssituation von Jugendlichen mit körperlicher Behinderung im städtischen Raum greifen wir in erster Linie auf die Gruppendiskussion mit den Bewohnern einer Wohngruppe im Reitbahnviertel zurück (vgl. Kap. 6.1). Die Themen, die von den Interviewten angesprochen wurden, stammten aus vielseitigen biografischen Bereichen wie beispielsweise Kindergarten, Schule, Ausbildung, Mobilität und öffentliche Verkehrsmittel, Freizeit/Hobbys, Selbstständigkeit bzw. Autonomie, Körperlichkeit bzw. Körperbehinderung, Familien und Freunde (Peers), sowie die Einrichtung in der sie leben.

Der erste Eindruck des Gesprächs war, dass es sich um ein sehr 'geordnetes' Interview handelte, d.h. alle Beteiligten sich erst ausreden ließen, bevor der Nächste antwortete. Diese Empfindung änderte sich jedoch beim Abhören des Aufnahmegerätes, denn wir stellten fest, dass die Teilnehmer bei individuellen Sachverhalten den anderen Diskussionsteilnehmer ausreden ließen, jedoch bei gemeinsamen, beispielsweise einrichtungsspezifischen Angelegenheiten sich ins Wort fielen.

6.3.1 SELBSTSTÄNDIGKEIT UND SELBSTBESTIMMUNG

Ein zentrales Thema, welches bei diesem Gruppengespräch angesprochen wurde, war die Betrachtungsweise der »Selbstständigkeit« bzw. »Autonomie«. Diese Begriffe stehen für Selbstgesetzgebung, Selbstständigkeit, Unabhängigkeit, Selbstverwaltung, Selbstbestimmung, Eigenständigkeit, Eigengesetzlichkeit (Wahrig 1991, 222).

Die interviewten Gesprächsteilnehmer bewerten den Aspekt der Selbstständigkeit bzw. der Autonomie ganz individuell aus ihrer Lebenserfahrung heraus. Selbstständigkeit beginnt für einen Befragten, wenn er durch seine körperliche Einschränkung in einem Einkaufsmarkt nicht an die Waren im Regal gelangt, dann spricht er eine(n) MitarbeiterIn an.

- A: Na und wenn man nicht rankommt wartet man eben halt. oder fährt ein bisserl durch die Gänge. und wenn man eine Verkäuferin sieht. wird angequatscht. dann holt die das Zeug auch. also da hab ich eigentlich gute Erfahrungen. man muss eben die Klappe aufmachen (..) dann ist es auch ein Stück für mich auch Selbstständigkeit und (..) na man weiß, dass es funktioniert. dann ist es auch kein Problem (..) genau

Er gibt damit zu verstehen, dass diese „Machbarkeit von Selbstständigkeit“ bei Körperbehinderten gebunden ist an andere Leute wie etwa dem Personal der Einrichtung. Bestätigt wird er durch Aussagen anderer Interviewteilnehmer, die darauf hinweisen, dass „man als Behinderter ja öfter eine Be-

gleitperson braucht“. Wenn ein Bewohner des Wohnheimes beispielsweise ein Konzert besuchen möchte, dann wird er oft durch das Personal der Einrichtung begleitet. Bestätigt wird diese Aussage durch die Wohnheimleitung, die sagt:

L: Also ich denk das insgesamt ein sehr hohes Engagement. von Seiten des Personals auch da ist. verschiedene Sachen auch in den Freizeitbereichen jeweils abzudecken ansonsten wäre. wirklich. uns tatsächlich vieles gar nicht möglich

In der folgenden Passage wird zwischen zwei Diskussionsteilnehmern verhandelt, was für sie Selbstständigkeit bedeutet. Die Interviewer gaben noch einen zusätzlichen Stimulus der Einmischung, der aber nicht aufgegriffen wird.

I: Genau. Selbstständigkeit ist ja ein wichtiges Gefühl. eine wichtige Sache. hör ich jetzt so ein bisschen raus bei euch. habt ihr auch das Gefühl. dass ihr euch einmischen könnt. mitreden könnt. für euch. für euer Leben. dass ihr sagen könnt. das will ich jetzt machen und das nicht (?)

A: Im Rahmen der Machbarkeit ja. also gut. dass eben halt wir im Haus eben vom Personal eben halt ein bisschen so organisiert werden muss wegen der Zeit und so dann. Selbstständigkeit so weit das geht ist noch machbar. so empfinde ich`s

S: Muss halt individuell auf denjenigen. also man muss das halt sehr individuell sehen. was. was kann derjenige mache. wie ist die körperliche Situation (...) zum Beispiel ich machen würde. dass was ich alleine machen kann. mach ich auch und realisier ich halt auch und wenn ich weiß. ich brauch da jetzt jemanden. sei`s jetzt einkaufen oder so. dass dann eine Begleitperson mitgeht. also man kann sich alles organisieren. es ist ja alles machbar. es ist. also für mich ist es auch das Wort Selbstständigkeit. bedeutet für mich auch nicht unbedingt. dass ich selbstständig alleine was mache. sondern das ist für mich auch diese Selbstständigkeit. wenn ich sage okay. ich hab jetzt das Budget an Geld und kann damit mir jetzt irgendwie Leistungen in Anspruch nehmen. Leute die mir helfen. aber ich organisier das mir. oder ich. ich guck halt drauf. dass ich immer jemanden hab für die Dinge. die ich nicht alleine kann und das ist für mich ja auch ein Stückweit. also ich empfinde das auch schon als Selbstständigkeit. also weil ich ja niemanden über mir. der jetzt sozusagen wie mein Vormund ist und sagt. so du gehst jetzt nächste Woche ins Kino. nächste Woche gehst du ins Theater. ich bestimm das ja selber. was ich mache und wie ich`s mache. also. wie ich`s umsetze. also das ist

S: Ja und ich denke auch. dass das schon Selbstständigkeit ist. also für mich ist. das sieht ein anderer vielleicht dann. der eine Behinderung hat wieder anders. aber

A: Na gut meine Selbstständigkeit ein bisschen eingeschränkter von der Tagesformabhängigkeit. also ich muss, wenn ich selbstständig mir irgendwas vornehm. muss ich jetzt eben ein Tag oder so ein bisschen strukturieren und schon ein bisschen vornehmen. okay ich plan das für morgen ein. weil ich morgen mal Zeit hab. plan dann eben halt den Tag darauf für mich dann und. wenn`s dann alles organisiert und so, ich im E-Rolli sitz bin ich dann auch selbstständig unabhängig. so machbar. wie`s ist. da (..) na und Selbstständigkeit ist auch Kopfsach. also das selbstständige Denken und Kommunikation mit der Außenwelt da. auf alle Fälle ja auch

Wichtig ist A. in diesem Zusammenhang dass seine Selbstständigkeit eben nicht nur von den sozial-räumlichen Bedingungen, sondern auch von der Tagesform abhängt und er damit gesundheitlich bedingt eingeschränkter ist (vgl. Abschnitt 6.3.3). Wenn er sich selbstständig etwas vornimmt, muss er seinen Tag strukturieren und vorher planen bzw. organisieren. Zum Stichpunkt ‚Planen‘ bemerkt ein anderer Gesprächsteilnehmer, dass er als Körperbehinderter mehr eingeschränkt ist in seiner Spontaneität und dadurch auch in seiner Unabhängigkeit beeinflusst wird. Als Körperbehinderter muss man Unternehmungen planen, organisieren und kann sich nicht einfach so in die Bahn setzen und losfahren, da Körperbehinderte ihre Reisen anmelden müssen, um per Hebebühne in den Zug gehoben zu werden. „Wir sind dann schon bissel gebunden, dass wir da vorausschauend gucken, was wollen wir machen, wann wollen wir was machen“. Der Gesprächsteilnehmer A. wünscht sich außerdem für seine Zukunft, dass er „so lange er sein Hobby Fotografie ausleben kann. und damit umgehen kann unabhängig und selbstständig ist (..) ist es auch schon viel wert“.

Ein weiterer Gesichtspunkt, der mit dem Begriff Selbstständigkeit im Zusammenhang steht, ist die Ablösung vom Elternhaus. Die Interviewten machten hier deutlich, dass es für viele von Ihnen wichtig war, nicht dauerhaft von ihren Eltern abhängig zu sein, dabei ist auch die städtische oder ländliche Lage des Elternhauses entscheidend. Beim Thema Ablösung lenkt die Wohnheimleitung (L) auf den Zusammenhang mit einem ländlichen Umfeld.

- L: Das war für dich ja auch der Grund. eben weg von Zuhause. es ist auch immer die Frage. warum zieh ich von Zuhause aus. will ich mein Leben selbst gestalten oder will ich ewig auf der einzigen Dorfstraße wohnen (*Zustimmung im Raum*)
- S: (*lachend*) Ja. wie ich (?)
- L: Na es sind ja oft so ländliche Regionen
- S: Ja
- I: Ja (?)
- L: Ja in der Körperbehindertenschule (..) nun sagen wir A. ist vielleicht schon ein größerer Ort, aber so dort wo S herkommt, dort ist eben wirklich der Hund begraben. und (*Lachen im Raum*) wenn ich wirklich auf Hilfe angewiesen bin. von A nach B zu kommen dann bin ich immer auf die Eltern angewiesen also (..) wenn ich Zuhause wohne. wo sind da meine sozialen Kontakte. wo sind überhaupt Möglichkeiten überhaupt (*lauter*) irgendwas (..) da gibt es kein Kino. da gibt`s vielleicht mal eine Einkaufsmöglichkeit oder so wenn es hoch kommt
- T: Na ja
- L: Da fehlen im Prinzip viele Kontakte
- T: Ich denke mal ähh wenn man jetzt noch Zuhause wohnt bei den Eltern. muss man sich schon. orientieren was die Eltern jetzt sagen. hier ist es halt so. ähh zum Beispiel Party gehen kann. früh um sechs oder um fünf Heim kommen. man weiß es ist jemand da. da steht dann nicht jemand vor der Tür und. man bekommt dann seinen Anschiss oder. man trotzdem sein Leben halt so gestalten also. man kann halt nach Hause kommen egal in welchem Zustand. ob nüchtern oder vollsteif (*Lachen im Raum*) es wird immer. es ist immer jemand da. klar man muss sich dann zwar von allen. von den Anderen immer

was anhören (*lachend*) lassen. weil hier ist der Buschfunk auch schnell da also (*Lachen im Raum*) (..) ja das kenne ich zu gut. (*lachend*) wenn ich irgendetwas gemacht habe jetzt. wenn ich jetzt betrunken war oder so dann [weiß es] das komplette Wohnzentrum hier. oder so

S: Na damit muss man leben. wenn man hier in so einem Haus wohnt (*lautes Lachen im Raum*)

T: Na das ist schon interessant (..) nee ist schon total ok so

T. räumt ein, dass es in dem Wohnheim so etwas wie soziale Kontrolle gibt und es sich hier schnell rum spricht, wenn etwas passiert. Trotzdem scheint man sich einig zu sein, dass diese soziale Kontrolle anders ist als Zuhause bei den Eltern. Die Ablösung vom Elternhaus beschreibt ein anderer Gesprächsteilnehmer folgendermaßen:

A: Na für mich hier reinzuziehen. das ist auch eine Zukunftsperspektive gewesen also (..) die Eltern werden nicht jünger. ähh. bin von den Eltern abhängig, weil ja auch der Tag auf mich zugeschnitten werden muss (..) wenn die Eltern nicht mehr da sind. gibt` s eine Alternative. Altersheim. im Altersheim gehst du unter. wirst eben halt so. nicht mehr versorgt was weiß ich. ich vermute mal (...) ist auch mittelmäßig und muss eben auch (..) na die Qualität des Lebens geht dann auch (..) sehr schnell zurück. und. für mich ist es jetzt auch so besser. ähh. ich kann. mein Leben so weit es geht besser gestalten (..) meine Eltern sind unabhängig. sind alle beide Rentner(..) können ihren Stiefel machen ohne dass sie sich (..) auf mich konzentrieren müssen oder sich nach mir richten müssen (..) setzen sich morgen ins Auto und fahren weg zum Beispiel. brauchen sich keine Gedanken um mich machen (...) die wissen ich bin. woanders Zuhause (..) mir geht's. ja mir geht's auch gut (...) kann ich nicht meckern. auch schon durch einige andere Umstände (..) dass ich eben halt wieder bessere Lebensqualität bekommen habe (..) na und meinen Eltern geht's gut. mir geht's gut das ist die Hauptsache (..) und so lange wie ich nicht ins Altersheim geh. ist es auch in Ordnung für mich (..) es war auch gerade so. ich hatte ja auch das Glück noch gehabt. ähh. dass ich ja die Entstehung. dieser Einrichtung ja auch mitbekommen hab und hatte auch noch die Chance gehabt. hier einzuziehen. meine Schwester hat mir zwar dann. na schon ein (..) den Stein in' s Rollen. hat sie schon gebracht weil (..) wir zwei haben uns da unterhalten, dass es wohl besser ist. entweder Altersheim oder was weiß ich keine Ahnung (..) ich wäre vielleicht auch schon längst weg vom Fenster. und sie hat auch damals wo ich dann bei ihr im Urlaub war auch mitbekommen dass ich auch (..) wo ich bei meinen Eltern noch war. körperlich sowohl als auch geistig keinen Fortschritt hatte. also ich bin auf einen Level stehen geblieben weil. in A. hatte ich durch Internat die ganzen Jahre keinen Freundeskreis. Wochenende gehabt. bin mit den Eltern in den Urlaub gefahren. dann Einkaufsmöglichkeit war auch nicht. warst eben halt tatsächlich wie gesagt auch den Transport (...) wenn du irgendwo hin willst und warst auch. zeitgebunden (..) also es war halt eben so. dass du um die und die Uhrzeit relativ wieder da sein sollst. dass die Eltern sich noch irgendwie im Bett [drehen] oder was weiß ich (..) [mich] versorgen können und nicht erst mitten in der Nacht. dann wenn beide schon im Bett sind (..) dann noch auftauchst (..) na und hier (...) na gut und hier muss man sich auch relativ an die Zeiten auch richten. aber das ist hier alles eben Absprache. und ein bisschen Organisation (...) aber sonst ist es hier. für mich schon eine gute Lebensqualität

Zusammenfassend vermuten wir, dass Selbstständigkeit schon immer ein wesentliches Thema für die interviewten Gruppenteilnehmer war bzw. ist. Aus den gegebenen Antworten ist ersichtlich, dass ein Zusammenhang zwischen Teilhabe und Selbstständigkeit besteht. Ohne die stetige Kraftaufwendung, sich so gut es geht, ihre Autonomie zu bewahren, wäre wohl in ihrem Leben noch weniger Teilhabe am gesellschaftlichen Leben möglich. Die interviewten Jugendlichen versuchen, ihre Lebensqualität im Bereich der Selbstständigkeit stets aufrechtzuerhalten und so an gesellschaftliche Normalität anzuknüpfen. Sie versuchen ihr Leben, soweit es geht, autonom zu gestalten. Wie die Interviewten selbst bestätigen, ist dies bedingt durch ihre Körperbehinderung nicht immer möglich, da sie in manchen Bereichen Hilfe benötigen. Dies scheint aber nicht immer im Sinne einer Selbstständigkeit positiv bewertet zu werden. Vielleicht auch gerade deshalb, weil es oft eine Tatsache ist, dass das soziale Umfeld dazu neigt, Behinderten bestimmte Handgriffe abzunehmen. Und wenn dies über einen längeren Zeitraum geschieht, beginnend beim Elternhaus, später vielleicht durch Betreuer, dann kann es schon passieren, dass sich Körperbehinderte persönlich nichts mehr zutrauen, womit dann aber gerade der Weg in die Unselbstständigkeit vorprogrammiert ist.

Die Gründe, in einem Wohnheim zu leben, waren für die von uns Interviewten individuell verschieden. Kennzeichnend ist, dass eine Interviewte durch einen Unfall körperbehindert wurde und erst später ins Heim gelangte. Die anderen drei Interviewten waren von Geburt an körperlich eingeschränkt und sind infolge der Ablöseprozesse vom Elternhaus in das Wohnzentrum gelangt. Das Wohnheim ist für alle Beteiligten am Interview das Zuhause und wird es wohl auch weiterhin bleiben, denn keiner sprach an, irgendwann mal in einer eigenen Wohnung leben zu wollen. Somit schafft die Einrichtung aber auch einen gewissen Freiraum, indem für die Jugendlichen keine Abhängigkeit mehr von den Eltern besteht. Fast hatten wir den Eindruck, dass teilweise sogar Stolz vorherrscht, im Wohnheim zu leben und unabhängig von den Eltern zu sein. Dies ist aber wiederum verbunden mit einem Negativaspekt, denn die Alternative für Körperbehinderte wäre das Altersheim, was wiederum wohl nicht alle Bedürfnisse gerade der Jugendlichen befriedigen kann. Es fehlen Alternativen zu Wohnzentrum oder Altersheim. Dieses Dilemma wird noch dadurch verstärkt, dass die Beteiligten sehr gut wissen, dass sie trotzdem einer gewissen Abhängigkeit ausgeliefert sind, nämlich der des Personals und des näheren Umfeldes. Die Interviewten sprechen in der geführten Gruppendiskussion primär über ihre individuellen Bedürfnisse, welche eng mit ihrem Körper zusammenhängen, jedoch kaum über die Einrichtung, obwohl dies ja eigentlich ihr Zuhause ist. Eine Vermutung hierfür ist unseres Erachtens, dass die Bewohner die Einrichtung als Dienstleistung sehen, welche sie in Anspruch nehmen, ohne Schuldgefühle haben zu müssen. Generell ist feststellbar, dass die Jugendlichen mit dem Ablöseprozess vom Elternhaus versuchen, Normalität in ihrem Leben verlangen. Es ist aber wiederum für einige schwierig, die Bindung zu ihren Familienangehörigen aufrechtzuerhalten, einerseits bedingt durch körperliche Einschränkung und andererseits wohl durch Vorbehalte der Familie ge-

genüber der Einrichtung. Im Folgenden werden wir nun genauer auf den Lebensbereich Familie und Freunde eingehen.

6.3.2 SOZIALES NETZWERK - FAMILIE UND FREUNDE

Der Lebensbereich Familie und Freunde (Peers), welcher bereits in vorangegangenem Abschnitt angesprochen wurde, erwies sich als weiterer relevanter Punkt des Gruppeninterviews. Ein Gesprächsteilnehmer spricht darüber, dass er Kontakt zu Mutter und Geschwistern habe, aber die Verbindung zum Vater abgebrochen hat. Die Gründe, warum es zu einem Kontaktabbruch kam und wie intensiv die Beziehung zu den verbleibenden Familienmitgliedern ist, lässt er offen.

Der Jugendliche, welcher in vorherigem Abschnitt berichtet, dass er durch das Internat keinen Freundeskreis hatte, schildert dass zu seinen Eltern ein „intensiver Kontakt“ besteht. Er informiert uns, dass der Umgang mit seiner Halbschwester schwierig ist, zugleich begründet er dies mit der Entfernung ihres Wohnortes.

- I: Vielleicht dann mal zum Schluss noch eine Frage. habt ihr eigentlich Kontakt zu euren Familien (?)
- T: Ja, also zu Familienteilen, sagen wir mal so, zu meinem Vater hab ich gar keinen Kontakt, den hab ich abgebrochen (..) zu meiner Mutter und so Geschwister hab ich eigentlich guten Kontakt
- S: Also. also zu komplett Eltern und ein Bruder und. ja rund rum die Familie. also teilweise zumindest (..) also da kann ich mich nicht beklagen
- A: Ja. zu meinen Eltern hab ich intensiven Kontakt und. zu meiner. Halbschwester. aufgrund der Entfernung. wo sie jetzt wohnt. äh ist es schon. schwieriger. also ich hab das Gefühl. ich weiß ich hab eine Halbschwester. die ist für mich auch eine Schwester. ob halb oder ganz. dass ist erst mal für mich egal. aber trotzdem ist sie. na da wir uns so selten sehen (..) eine fremde Person. also es gibt so Geschwistergefühle bei [einigen] die sind bei mir nicht vorhanden. also es ist schwierig also. ich hab auch Kontakt so übers Internet mit ihr ist auch ab und zu mal. auch nicht regelmäßig und ich hab auch dann manchmal keine Lust mehr. ääh sie immer so kurz zu (...) hallo ich bin da und es kommt nichts zurück. das ist schon manchmal bissel (..) na bissel deprimierend und traurig auch. also es ist dann auch so (..) hab ich auch das Gefühl. meine Eltern oder so meine Schwester die machen sich auch irgendwie nicht so. Gedanken oder so. dass ich auch mal wieder mit hin komm. also ich hab sie über ein Jahr so ungefähr nicht mehr gesehen. meine zwei Nichten die sind mittlerweile ausgezogen. zu denen hab ich auch. na. sehr selten Kontakt (..) aber ansonsten. ja es läuft eben halt so. die sind da. aber. auch irgendwie nicht. ist schon (.....) na wie gesagt. bissel traurig und deprimierend auch. aber ich meine. was soll ich machen. keine Ahnung (...) ja (...) man muss es vielleicht akzeptieren und sagen wir mal (..) ähh (..) eher bissel so (..) mein Leben gestalten. ich bin ich und. ich mach so lange wie es geht (..) das was ich kann und. genieß es halt (..) wenn es halt nicht ist dann ist es halt nicht (..) scheiß drauf (...) ja (..) genau (..) obwohl ich eben halt. ma wünschen würde.

sie auch mal wieder zu sehen (..) aber da geht es ja schon wieder los in der Wohnung. Einliegerwohnung. Enge du kommst kaum dort mit dem Rollstuhl rein und da ist es zwar dann halt die eine Möglichkeit (..) in der Nähe eine Jugendherberge oder eine Unterkunft zu suchen da brauchst du dann auch wieder (..) Geld, Auto, Begleitperson . und dann eben ein paar Tage denn es ist ja Blödsinn einen Tag hin und dann den nächsten Tag wieder zurück (..) also da verheizt man sich dann schon. mit der eigenen Körperenergie ja dann auch schon (...) wie gesagt man kann sich dann. auch nicht immer was ausdenken. so ich fahr jetzt zu meiner Schwester 4 oder 5 Stunden (..) das geht halt nicht. um sie einfach zu sehen (...) da muss man halt so leid es tut dann wirklich auch Abstriche machen

I: Und hierher kommen will sie wohl nicht (?)

A: Hmm (?)

I: Hierher kommen will sie wohl nicht (?)

A: Das weiß ich nicht . also sie (..) so habe ich das Gefühl (..) hmm . keine Zeit . viel Arbeit hat einen Garten (..) Haufen Viecher (*Lachen in der Runde*) hat dann eben auch kaum Zeit (...) na die Eltern von meinem Schwager die sind auch verstorben (..) da gibt es dann auch nicht mehr so (..) ähh (..) die Zeit oder die (..) die Möglichkeit hier nach C. zu kommen (...) so empfinde ich das (..) ob das nun wirklich so stimmt oder nicht. das weiß ich nicht. aber es sind eben halt meine Gedanken (..) ich hab halt eben die Erfahrung gemacht wo (..) die Eltern von meinem Schwager noch. da waren, dass sie auch auch (...) eins-zweimal im Jahr dann auch hier in C. waren und dann auch hier waren (..) aber seit die dann auch weg sind (..) ähh. hab ich die eben halt nicht wieder gesehen. nur eben halt Kontakt über' s Internet (..) dass ich eben halt so mitbekommen habe. dass sie ausgezogen sind die Kinder (..) und eben halt ab und zu mal paar Fotos geschickt bekommen habe (..) aber dann mehr auch nicht

C: Ja ich habe mit meiner Mutter noch Kontakt. aber mit meiner Schwester nicht so. die geht nicht gerne ins Pflegeheim (..) die weiß auch gar nicht wie das hier abläuft meine Schwester die denkt das ist irgendwie (..) weiß ich nicht

L: Sie hat auch nicht so die Ambitionen. dass mal kennen zulernen

C: Nee, eigentlich nicht. sie hat auch viel um die Ohren ist auch Bandscheibenvorfall. hat sie auch. und. ist vorzeitig aus dem. Arbeitsprozess raus. und ich nehme an jetzt wird sie die Rente kriegen. die ist 60. oder wird 60 im Januar (..) und mit meiner Mutter habe ich noch Kontakt

I: Und sie wohnen alle in C. (?)

C: Die wohnen hier in C. ja. mit meiner Nichte habe ich auch nicht so. Kontakt weil die ja in H wohnt. oder bei H und die kleine Großnichte. habe ich noch nicht kennen gelernt. die geht schon in die Schule na ja. was soll's (..) ich denk da so wie der A (..) was bleibt mir denn anderes übrig

A: Na wünschen würde ich es mir schon (..) aber. ääh. früher wo ich auch bei meiner Schwester war. ääh. war ich auch noch körperlich so drauf dass ich auch. selbstständiger und unabhängiger. ääh. mich versorgen konnte. was ja jetze nun nicht mehr so ist. wo ich eben halt auf eine Person angewiesen bin (..) und ich hab ja meiner Schwester (...) in der jetzigen Zeit ist nicht mehr machbar. weil ich eben halt (.....) abhängiger bin

S: Aber das find ich eigentlich schade so. dass das abhängig. also auch für sich mal zum Nachdenken. dass es ja eigentlich ja schade ist. dass ein Kontakt darunter leidet (..) nur also in Anführungsstrichen nur. weil 'ne körperliche Situation sich vielleicht plötzlich geändert hat. also ich find es halt dann schade

dass. dadurch eigentlich 'ne Bindung flöten geht. weil es sind. ja in dem Sinne die Geschwister

?: (zustimmendes) Hmm

Bezüglich seiner Aussagen erhält A., der sehr ausführlich seine Geschichte darlegt, moralische Unterstützung von S. Ähnlichkeiten hinsichtlich des wenigen Kontaktes zu den Familienmitgliedern berichtete die älteste Interviewteilnehmerin C. Einerseits hat sie zwar Verbindung zur Mutter, aber die Verbindung zur Schwester sei eingeschränkt. Es sind keine Abbrüche in den sozialen Beziehungen zu erkennen, sondern die Aussagen vermitteln vielmehr den Eindruck von unterschiedlichen Lebenswelten, die teilweise sozialräumlich, aber vor allem kulturell getrennt sind. Zwar ist irgendwie ein Kontakt vorhanden, er spielt aber für das Leben der Interviewten offensichtlich eine eher geringe Rolle. Zugespitzt ausgedrückt: In dem sie in der Wohngruppe beheimatet sind, gehören sie einer anderen sozialen Welt an. Damit sind Gefühle der Traurigkeit und des Ärgers verbunden, es scheint aber keine Lösung von Seiten der Befragten möglich, die verwandtschaftlichen Beziehungen intensiver zu halten. An manchen Aussagen ist eine innere Zerrissenheit spürbar. Eine Zerrissenheit, einerseits Verständnis für die Situation ihrer Angehörigen zu entwickeln, aber auch gleichzeitig Frust und Unverständnis, dass einzelne Bewohner durch ihren Aufenthalt im Heim den Anschluss an ihre Ursprungsfamilie verloren haben. Aufgrund dieser Aussagen hinsichtlich des Kontaktes zu den Familien erfragten die Interviewer, ob die Interviewten einen Freundeskreis haben.

- I: Habt ihr denn wenigstens Freunde. womit ihr das ein bisschen ausgleichen könnt (?)
- S: Ja hab ich
- T: Ja
- S: Zum Teil. wobei es auch oftmals auch Freunde sind die dann auch selber wieder eine körperliche Behinderung haben also dann ist es. das ist halt dass was heutzutage bissel mehr. stattfinden muss, dass es halt diese Barrieren abgebaut werden. also nicht bloß Barrieren im Sinne da sind jetzt Stufen und Treppen und so etwas auch
- C: (leise) Im Kopf
- S: (betont) Im Kopf die Barrieren im Kopf und Barrieren zwischenmenschlich. das halt. ich hab. also die Leute mit denen ich zu tun hab die scheinen (..) also die kann ich an einer Hand abzählen dass. wobei man sagt dann ja immer nicht viele Freunde sind dann immer gute Freunde es ist ja auch immer so. aber es ist schon häufig so. dass man dann nun oftmals mit welchen zu tun hat die dann selber auch 'ne Behinderung haben. was ja nicht unbedingt schlecht ist weil die ja (..) menschlich und vom Kopf her trotzdem auf
- A: Na gute Freunde
- S: Auf einer (!) Welle sind
- A: Na Freundeskreis mit Behinderung. ääh kommt auch darauf an. was es für Personen sind
- S: Ja klar
- A: Und bei mir ist es eben halt. vorwiegend. ääh für mich ist es erst mal wichtig Freundeskreis außerhalb ääh des Wohnzentrums zu haben. und ich fühl mich auch wohler ääh ein Freundeskreis zu haben. die nicht behindert sind. gut ich habe zwar auch ein Freundeskreis (..) ääh die Rollifahrer oder

Rollifahrerin sind, aber für mich kommt eben halt auch drauf an was es da für Personen sind. damit ich mich auch in dem Umfeld dann auch wohl fühle (...) weil dass ist auch wichtig' nen Freundeskreis zu haben. schon um (..) Gedankenaustausch Erfahrungsaustausch Unternehmungen (..) und eben halt auch Interessen. gemeinsam rumzuziehen und auch ähh. auszuleben ich sage mal. sag mal

Auf Grund der Barrieren in den Köpfen ist es für die Befragten sehr schwierig, Menschen ohne körperliche Behinderungen kennenzulernen. Trotzdem wünschen die gerade dies, weil es soziale Normalität herstellt. Zum Einen um bei eventuellen Schwierigkeiten der Mobilität vertraute Hilfe zu erhalten: „da wird man getragen“. Und zum Anderen das man trotz seiner Behinderung wie ein ganz normaler Mensch behandelt wird und so leben kann. Bei einer Gesprächsteilnehmerin war auffällig, dass sie im Gesprächsverlauf sehr oft in der Lage war, die Perspektiven anderer Menschen und auch Nicht-Körperbehinderter einzunehmen. Diese Tatsache ließ uns zu dem Schluss kommen, dass sie vermutlich nicht nur Menschen mit körperlicher Behinderung in ihrem Freundeskreis hat und auch so die Perspektiven von Nicht-Körperbehinderten einnehmen kann. Bestätigt wird dies durch ihre Aussage, dass sie eine Beziehung zu einem nicht-behinderten Mann habe:

S: [...] Es gibt eigentlich immer irgendwie. Mittel und Wege dann doch irgendwie. so viel wie möglich wahr zu machen also ich denke auch. so mehr man auch Leute um sich hat, die jetzt keine Behinderung haben und die halt auch kein Problem haben mit solchen Leuten die Freizeit zu verbringen. weil sie einfach merken. dass die Menschen nicht anders sind wie. also wie andere. wie Gesunde. kann auch viel möglich gemacht werden. also gerade ich hab jetzt seit zwei Monaten halt auch ein Freund und da der hat halt [keine?] Behinderung. und da ist (..) da sind die [Bilder] auch ganz anders da. die man so realisieren kann. selbst wenn da mal zwei drei Stufen sind [...]

An den geschilderten Erfahrungsberichten der Interviewten ist besonders beim Thema Familie eine Ambivalenz erkennbar. Einerseits wird geschildert, dass die momentane Situation, im Heim zu leben, Freiräume und teilweise Autonomie schafft. Andererseits wird diese Situation bedauert, weil dadurch der Kontakt zu ihren Familien eingeschränkt wird, den sie sich aber wünschen und brauchen. Sie fühlen sich abgehängt vom Familiensystem. Ist es nicht auch ein Abwälzen von Existenzängsten auf die Betroffenen? Wenn Körperbehinderte permanent mit der Angst leben müssen, sich nicht versorgt zu wissen, wenn ihre Eltern nicht mehr sind, dann erzeugt dies einen immensen seelischen Druck bei den Betroffenen. Auf so eine Art und Weise kann kein Ablöseprozess entstehen, der auf einem stabilen Selbstbewusstsein aufbaut, sondern ein mehr oder weniger erzwungener Ablöseprozess. Durch das Fehlen von Alternativunterbringungen oder Alternativwohnraum wird dieser Druck noch verstärkt. Das hier vorliegende Bewältigungsmuster ist gekennzeichnet durch Hinnehmen der Situation verbunden mit Resignation und Hilflosigkeit, denn scheinbar finden diese Betroffenen keinen anderen Weg. Wenn sie lauter ihre Bedürfnisse einfordern würden, dann laufen sie Gefahr, durch die Familie noch mehr abgelehnt zu werden. So bleibt ihnen scheinbar nur diese Möglichkeit.

6.3.3 BEWEGLICHKEIT, KÖRPERLICHKEIT UND BEHINDERUNG

Neben der Einbindung in soziale Netzwerke sticht hinsichtlich ihrer Selbstständigkeit für die interviewten Bewohner das Thema der eigenen Beweglichkeit heraus. Beweglichkeit verlangt aus Sicht der Befragten, dass Menschen ohne Behinderung offener für Menschen mit Behinderungen werden (vgl. Abschnitt 6.3.2). Es wird für eine gesellschaftliche Aufklärung, schon von frühester Kindheit an, plädiert. Hier scheint es für die befragten Jugendlichen sehr wichtig, sich von Jugendlichen mit geistigen Behinderungen abzugrenzen, also Behinderung nicht als Sammelkategorie zu verstehen: „Körperbehinderte Menschen, die eben halt nicht in das klassische Bild reinpassen, anders sitzen, aber voll geistig da sind...“ Auf der einen Seite wird die Entwicklung im integrativen Bereich, also integrative Kindergärten und Schulen, als positiv und als Chance für das zukünftige Zusammenleben von Menschen mit und ohne Behinderung betrachtet – als Schritt in die richtige Richtung. Das unterstreichen die Aussagen, die die Jugendlichen über ihre Erfahrungen oder Gefühle aus einer integrativen Kindergartenzeit getroffen haben: „damals tat man spielen, alles möglich machen“. Andererseits wird aufgrund persönlicher Erfahrungen in diesem Bereich eher skeptisch damit umgegangen: „Ich war auf'm Gymnasium, ein integratives Gymnasium und man kann einfach sagen, ich war das reinste Mobbing Opfer, also ich war in meiner Klasse eigentlich der meist gehasste“. Dieser Jugendliche hat dann auch die Schule abgebrochen.

Sichtbar wird aber auch, dass einigen interviewten Jugendlichen selbst die Perspektivenübernahme von nicht-behinderten Jugendlichen schwerfällt. Zum Beispiel antwortet der gerade genannte Jugendliche auf die Frage, ob seine Behinderung zum Mobbing und zum Abbruch der Schule geführt hat, dass auch noch ganz andere Gründe vorlagen. Jugendliche mit Behinderung fällt es genauso schwer wie Jugendlichen ohne Behinderung, andere Sichtweisen zu übernehmen. Beweglichkeit hängt eng mit Körperlichkeit zusammen. Die Befragten weisen unterschiedliche Behinderungen auf. Eine der Interviewten ist seit einem Unfall querschnittsgelähmt. Die anderen drei sind von Geburt an körperlich behindert. Zwei von ihnen leiden an einer degenerativen Muskelerkrankung und bei einem fehlen seit seiner Geburt alle Extremitäten. Auf sich achten, nicht so leben können wie gesunde Jugendliche, durchzieht das ganze Leben von Jugendlichen mit körperlicher Behinderung wie ein roter Faden und macht auch vor den Hobbys und Interessen nicht halt. Dennoch sind sie in der Lage, Unmögliches, zumindest für Gesunde, möglich zu machen. Einer der interviewten Jugendlichen ist leidenschaftlicher Fotograf, aber aufgrund seiner Muskelerkrankung ist es ihm nicht möglich sich eine bessere Kameraausrüstung zuzulegen: „aber wenn man als Muskelkranker eben halt wenig Kraft hat um eine gute Kamera, was weiß ich mit 400 oder 500 Gramm, dann zerrt man schon an dem Ding“. Hier wird auch wieder deutlich, wie wichtig es ist, einen Freundeskreis zu haben, der nicht behindert

ist, der für diese Jugendlichen die nicht vorhandene Kraft, den nicht vorhandenen Arm usw. ausgleicht: „also ich hab eine Freundin, die das gleiche Hobby mit pflegt und versuchen jetzt irgendwie in die Reihe zu kriegen bissel Zeit zu finden, wo wir ein Fotoprojekt umsetzen, wo sie eben halt meine Assistentin mit ist“. Trotz fehlender Extremitäten spielt ein anderer Jugendlicher Keyboard und zwar mit Mund, Nase, Kinn und Schulter. Weiterhin kümmert er sich um die Filmbearbeitung der übers Jahr gefilmten besonderen Ereignisse der Wohngruppe und schneidet diese zu einem Jahresfilm zusammen. Des Weiteren wird in der Wohngruppe viel veröffentlicht z.B. aus dem hauseigenen Mal- und Zeichenkurs, Ausstellungen, Bücher, Karten und Kalender. Die Hobbys dienen nicht nur dazu, „dass wir nicht bloß im Rollstuhl sitzen, auch etwas machen“, sondern sie bedeuten für die Jugendlichen eine Auseinandersetzung mit und eine Wahrnehmung durch ihre Umwelt: „Also wir werden von der Außenwelt auch wahrgenommen, dass man auch, wo dann auch von außerhalb dann Leute auch sehen, ja es gibt uns und wie machen hier was, wir können auch was leisten.“ Es geht ihnen darum, Leben und Arbeit zu gestalten. Jeden Tag so zu strukturieren, dass er sinnstiftend ist und auch Wertschätzung bekommt oder dass eine Wertschätzung zurückkommt über die Dinge, die geleistet wurden.

Beweglichkeit bezieht sich auch auf die eigene Entwicklung – verläuft diese in festgelegten Strukturen oder enthält sie eigenständige Möglichkeiten. Dazu zählt vor allem eine Ausbildung, eine Chance auf dem Arbeitsmarkt: „Ich will ja nicht drei Jahre umsonst irgendwas gelernt haben, will ja nicht, dass ich den Rest meines Lebens zu Hause sitze“. Dabei ist die Befürchtung groß, dass sich die eigenen Anstrengungen nicht entsprechend auswirken: „irgendwie im Arbeitsleben stehen und nicht irgendwo in einer Behindertenwerkstatt oder so eine ‚Null-Acht-Fünfzehn‘-Beschäftigung“. Eine Aufgabe im Leben haben, Anerkennung für das was man ist und was man macht, ungeachtet der körperlichen Beschaffenheit.

Überdies ist das Bewusstsein, dass man an einer degenerativen Krankheit erkrankt ist, nicht zu ignorieren. Die Beweglichkeit ist vom eigenen Körper abhängig und dieser ist nicht einfach verfügbar: „vom körperlichen Zustand ist es ja nicht jeden Tag das Gleiche“. Die Zukunft ist auch in dieser Hinsicht ungewiss, daher gehört „noch viel zu erleben“ und „das Leben zu genießen, so lange wie es geht“ zu den wichtigsten Zielen und Wünschen im Leben einiger der Befragten. Beweglichkeit hängt schließlich eng mit dem institutionellen und baulichen Umfeld zusammen. Durch die zentrumsnahe Lage und die Zusammenarbeit des Wohnzentrums mit dem Tiefbauamt der Stadt Chemnitz, welche zur barrierefreien Umgestaltung des gesamten Wohnumfeldes führte, ist es für die Bewohner möglich, sich weitestgehend eigenständig zu bewegen: „weiß ich ja auch mit der Stadt zurechtzukommen, also da kenn ich schon meine Wege“. Dennoch gibt es teilweise noch Probleme im Bereich der Mobilität: „Pflastersteine sind halt sehr anstrengend. also es ist allgemein umso ebener die Fläche. umso

angenehmer ist es für jeden Rollstuhlfahrer“. Dennoch gehören, zumindest für eine der Interviewten, Pflastersteine zum Bild einer Altstadt dazu: „man kann ja nicht wirklich alles teeren“.

Noch nicht alle Bereiche des gesellschaftlichen Lebens sind für Rollstuhlfahrer zugänglich. Gerade bei der Suche nach einem Arbeits- oder Praktikumsplatz muss ein Rollstuhlfahrer immer auf Barrierefreiheit achten und wird oftmals dadurch eingeschränkt. Desgleichen gilt für Jugendliche, die in ihrer Freizeit gerne weggehen würden und sich mit Gleichaltrigen treffen wollen: „Schwierig ist halt Chemnitz und Disco behindertengerecht, das ist sehr schlecht (...) gibt's nicht so wirklich, also ich kenn nicht viel (...) ist dann halt auch immer so die Frage, ob jetzt behindert oder nicht, man muss da trotzdem gucken, Geld und so, ist alles eine Kostenfrage, na und als Behinderter braucht man ja immer eine Begleitperson.“ Hier wird wieder deutlich wie elementar ein nicht behindertes soziales Umfeld ist: „also wenn dann auch das Umfeld dann auch ein bisschen mit drauf also guckt und da offen ist auch zu helfen, dann kann vieles möglich gemacht werden“. Die kulturellen Einrichtungen der Stadt Chemnitz sind wohl für Rollstuhlfahrer frei erreichbar, aber nicht jeder Jugendliche interessiert sich für Theater und Museen. Was ist also mit den Freizeitangeboten für Jugendliche?

Ein großes Thema ist das Benutzen von Bus und Bahn. Bei längeren Strecken, die mit der Bahn zurückgelegt werden müssen, muss mindestens ein bis zwei Tage vorher eine Anmeldung bei dem jeweiligen Bahnhof gemacht werden, ein sogenannter Mobilitätsservice. Dieser Mobilitätsservice ist nichts anderes als eine Art Hebebühne, mit der dem Rollstuhlfahrer ermöglicht wird, in den Zug zu steigen. „Das ist halt auch das, was vielleicht so nicht behinderte, woran sie vielleicht auch gar nicht denken, dass wir oftmals, auch wenn wir was machen wollen jetzt nicht so spontan sein können, weil halt einfach im Vorfeld Dinge abgeklärt werden müssen, zum Beispiel sei es jetzt Bahnfahren (...) das kann man halt nicht spontan machen, weil, also andere können ja spontan in den Zug einsteigen, wir müssen das halt (...) vorher anmelden (...) und das ist halt das, wo wir halt wirklich im Vorfeld genau wissen müssen, okay, wir machen an dem und dem Tag fahren wir da und da hin und komm da und da wieder zurück, weil wir's halt anmelden müssen, also da wird ein Stück weit unsere Spontaneität oder dieses eigene, diese Gestaltung des eigenen Lebens dann ein Stück weit auch wieder genommen“. Bei den öffentlichen Verkehrsmitteln in der Stadt Chemnitz gibt es inzwischen viele barrierefreie Angebote, alle Busse sind sogenannte Niedrigflurbusse: „der halt trotzdem noch eine Rampe hat“. Damit haben die Befragten gute Erfahrungen, wünschen sich aber den weiteren Ausbau der Überlandbusse, denn diese scheinen noch nicht oder noch nicht alle behindertengerecht zu sein.

Die Analysen zeigen, dass Rollstuhlfahrer nicht nur vom sozialen Umfeld abhängig sind, sondern auch vom gesellschaftlichen, infrastrukturellen Umfeld auf Hilfe angewiesen sind. Sich bewegen zu können, steht in engem Zusammenhang mit Selbstständigkeit und Teilhabe am öffentlichen Leben in der Stadt.

6.4 JUGENDLICHE MIGRANTEN

Das folgende Kapitel stützt sich auf ein Interview, welches am Rande des Reitbahnviertels in Chemnitz auf einem großen Parkplatz mit zwei Jugendlichen stattfand. Ihre schnelle Bereitschaft und Offenheit, vermittelte uns den Eindruck, regelrecht darauf gewartet zu haben, befragt zu werden. Auch ein anfängliches Zögern, welches oftmals dann entsteht, wenn Menschen auf der Straße mit Fragen sozusagen „überrumpelt“ werden, war nicht zu spüren. Sie waren von Beginn an sehr offen und sehr konkret in ihren Antworten.

Bei den zwei interviewten Jugendlichen handelt es sich um einen 18jährigen männlichen Syrer (J1), der laut seiner Aussage einen „Aufenthalt“, also Aufenthaltstitel hat – vermutlich eine unbefristete Aufenthaltserlaubnis bzw. -befugnis und einem 22jährigen männlichen Türken (J2), dessen Vater Kurde aus der Türkei und die Mutter aus dem Libanon stammt. Er hat keine unbefristete Aufenthaltsbefugnis, welchen Status er genau hat, wird aus dem Interview nicht deutlich, vermutlich eine Art Duldung. Sie bezeichnen sich beide als halb Araber und halb Kurde. Sie leben nur teilweise in Chemnitz, ansonsten vor allem im Erzgebirgskreis. Immer wieder im Laufe des Interview betonten beide, dass Familie und vor allem hier in Deutschland Freunde von hoher Bedeutung sind.

- J2: Nee. ich hab auch viele Freunde hier [in Chemnitz]. ich hab ja sechs Jahre hier gewohnt
- J2: Ich brauch Connection. Kollegen und so. weißt du. Und wenn du da keine Leute kennst. ist auch Mist
- J1: Wegen Arbeit auch erstmal und meine Verwandten sind auch viel dort [in Nordrhein-Westfalen, Anm.]. Aber irgendwann komm ich mal ins Erzgebirge, weil ich von hier aufgewachsen bin
- J2: Ich habe da [in Bremen, wo er hingehen will] sehr viele Freunde. Mehr als in Chemnitz. War da viel unterwegs. Cousins. mein Bruder wohnt da. Und (..) wir haben da vorige Woche einen Laden eröffnet ich und mein Bruder. ich muss da vielleicht in zwei Wochen hin. arbeiten

Ferner wird der Eindruck im Laufe des Interviews gewonnen, dass Freunde einen höheren Stellenwert haben, als die Familie bzw. eine wichtigere Rolle eingenommen haben, weil die Familien und Verwandtschaft zum Teil in ganz Deutschland verteilt oder noch in den jeweiligen Herkunftsländern wohnen. Da J1 bereits 9 Jahre und J2 17 Jahre in Deutschland lebt, sind die sozialen Bindungen in die Herkunftsländer nicht mehr so stark: J2 kennt einige Familienmitglieder nicht mehr und hat z.B. seine Schwester seit 17 Jahren nicht mehr gesehen und es besteht zudem auch keinen Kontakt mehr. Die Peers spielen bei J2 eine besondere Rolle, da er mit 15 Jahren von seinen Eltern fortgelaufen ist und Freunde ihn in den folgenden sechs Jahren vor allem unterstützt haben. In dieser Zeit, gibt er an, viel

„Mist“ gebaut zu haben und nun auf Bewährung zu sein, sodass nun „Mama und Papa auf ihn aufpassen“. Jedoch will er mit seinen Verwandten "gar nichts mehr zu tun haben", das sei eine "lange Geschichte". J2 erfüllt so gar nicht die Vorstellung des engen Familienzusammenhaltes bei Migranten. Allerdings ist ihm anzumerken, dass er über die 'Wiederaufnahme' in die Kernfamilie froh ist. Bei J1 scheint die familiäre Bindung enger und vor allem kontinuierlich zu sein. Er nennt seinen Vater sogar seinen „Manager“, wenn es um seine selbst produzierte Musik geht. Der Vater hat einige Arrangements für J1 im Erzgebirge organisiert. Die Familie scheint sehr musikalisch zu sein und er hat seine Musik offensichtlich in seiner Familie gelernt. Die Musik stellt offensichtlich eine wichtige Verbindung zwischen den Familienmitgliedern dar.

Hinsichtlich ihrer Wohnpräferenzen geben J1 und J2 an, lieber einem kleineren Kreis Ausländer anzugehören, als in Gebieten zu leben, in dem der Ausländeranteil sehr hoch ist.

- J2: Wenn du nach Berlin gehst. hast du alles mögliche. Multikulti und hin und her. weißt du (?) ich brauch Connection, Kollegen und so, weißt du. und wenn du da keine Leute kennst. ist auch Mist
- J1: Und wenn du nach Berlin gehst. sind da viele Ausländer. Ne. und ich mag. also wir sind auch Ausländer. aber ich mag nicht. wo viele Ausländer sind. weißt du. weil die ganze Zeit Stress und so. also viele verschiedene Ausländer sag ich mal so. also es gibt die. die Scheiße bauen und die ordentlich sind. Weißte. und es gibt Leute. die wegen Krieg sind und so. aber es sind auch viele Ausländer. die Lügen und haben schlechten Einfluss in Deutschland. weißte

Chemnitz ist für J1 keine Stadt, in der er zukünftig leben will. Er ist sehr begeistert von Nordrhein-Westfalen und sagte, dass die Menschen dort eine andere Mentalität haben und somit besser mit Ausländern umgehen können, als die Menschen im Osten Deutschlands. So sind sie hin und her gerissen zwischen der offensichtlich für sie attraktiven Mentalität der Menschen in NRW aufgrund jahrzehntelang andauernden Umgangs mit Migranten sowie dem „Multikulti“ und den damit einhergehenden Problemen in Berlin. Hingegen beschreibt J2, hier nicht weg gehen zu wollen.

- J2: Ich komm wieder her. dass weiß ich. wegziehen von hier. das würde ich nie
- J1: Aus Chemnitz nicht
- J2: Von Sachsen überhaupt nicht

Da J2 nicht aus Sachsen weggehen möchte, gehen wir davon aus, dass er sich hier wohl fühlt und relativ zufrieden mit den Lebensbedingungen ist. Allerdings fallen auch einige kritische Aussagen auf, die weiter unten angesprochen werden. Vermutlich machen seine vielen sozialen Beziehungen, vor allem Freunde, die Bindung an Sachsen aus. Diese Zugehörigkeit steht für ihn über den familiären Bindungen. Beide geben sie an, deutsche Freunde zu haben. Auf die Frage, ob sie mit Deutschen gut auskommen antwortet J2: „Besser mit Russen. ja. es gibt viele Russen. aber ich habe viele deutsche Freunde und so. ich habe keine Probleme mit die.“ Insgesamt teilen beide nun einen gemeinsamen Freundeskreis, welcher sich größtenteils aus Menschen russischer, arabischer, türkischer und kurdi-

scher Herkunft bzw. Sprache zusammensetzt. Traditionslinien in den Familien sind erkennbar (zumindest bei J1) und sicherlich von hoher Bedeutung für ein Leben in anderen Kulturkreisen. Um diese Unterschiede auszugleichen sind Netzwerke innerhalb der Familien bzw. für die jüngere Generation die Freunde unerlässlich.

Im gesellschaftlichen Kontext machten sie uns deutlich, dazugehören zu wollen. Zumindest scheint hier der Wunsch von J1, in Regionen wohnen zu wollen, wo es einen anderen Umgang mit Ausländern gibt bzw. sie eher zum Straßenbild gehören, ein deutliches Indiz dafür zu sein. Ferner ist der Wunsch nach „Normalität“ ein weiterer Hinweis dafür, dass er hier im Osten, speziell im erzgebirgischen Raum, noch nicht so angenommen ist in seinem „Ausländer-Sein“, wie er es z.B. von NRW entweder kennt oder sich erhofft. Zudem besteht der Wunsch „einfach Deutscher“ zu sein. Offensichtlich fühlt er sich aufgrund des Fehlens dieses von ihm gewünschten normalen Umgangs nicht zugehörig und kann sich schlecht mit den Menschen hier identifizieren.

- J1: Aber das ist schon krass. wenn du hier in Sachsen bist und du bist in NRW. das ist schon was anderes. sind die Menschen schon verschieden so. aber ich glaube das hat schon mit der DDR damals zu tun. die Russen. die die hier waren und so das ist schon
- I: Das ist ne andere Mentalität. Und was findest du besser (?) Ja eigentlich sind die in NRW och sehr offen
- J2: Andere Mentalität. auf alle Fälle. die sind erstens (...) die sind. also wenn du in A. bist. oder so. die Leute kucken dich immer an. weil du schwarze Haare hast oder so. aber in NRW ist das nicht so. du denkst du bist einfach Deutscher, ganz normal so, eigentlich. hier ist das so ein bisschen anders. so. also nicht alle. aber gibts auch
- I: Die ham im Westen schon länger
- J1: Ja. ja da war
- J2: Die ham mehr Erfahrungen damit
- J1: Bis jetzt wo ich so gewohnt habe. also es gab schon mal mit Jugendliche ab und zu Probleme. aber (...) War jetzt normal eigentlich. weil überall. wo du gehst. egal welches Land. also nicht nur Deutschland. egal wo du gehst. es gibt gut und schlecht Leute. es ist einfach so. also nicht nur gute Leute
- I: Ja. aber ich kann mir vorstellen. dass es im Erzgebirge nochmal was anderes ist als in C. oder nochmal in NRW da ist ja nochmal. ganz andere Erfahrungen.
- J1: Ja. im Erzgebirge gibt's ja nicht so viele Ausländer. wie in C. in C. gibt's ja schon mehr Ausländer. die Leute gewöhn' sich dran. Erzgebirge ist da noch ein bisschen verschlossener

Ferner fällt auf, dass sie mit Zuschreibungen bzw. Diskriminierungen zu kämpfen haben. So scheinen sie in ihrem Freizeitverhalten eingeschränkt zu sein.

- J2: In Starlight [Anm.: eine Diskothek in Chemnitz] komm ich nicht rein. hab ich Hausverbot
- J1: Na Starlight ist auch so ne Sache. wenn die sehen, du bist Ausländer. dann kommst du auch nicht so schnell rein. die sagen immer. zeig deinen Pass und so
- J1: Die kucken. du bist Ausländer. man sieht du bist Ausländer

J2: Dann hau ich einfach ab. ich hab kein Bock auf die Diskussion und so

Beim Thema Diskriminierung bzw. rechter Gewalt reagieren sie eher gedämpft und zurückhaltend, so beschreiben sie dass sie früher anders reagiert hätten, wenn es zu Stresssituationen mit anderen Jugendlichen kommt, als heute, wo J2 auf Bewährung ist.

J2: Da gibt's auch diese

I: Glatzen. nenn wir's Glatzen.

J2: Die machen immer Stress. aber ich geh den aus dem Weg. meistens. Früher: immer drauf und jetzt geh ich aus dem Weg und früher: sofort auf die Fresse.

I: Und was ist. wenn die euch anpöbeln (?)

J2: Also wenn's noch vor zwei Jahren gewesen wäre. ich hätt noch auf die Fresse gehauen und jetzt geh ich nur aus dem Weg.

J1: Ja. wir sind (...) ja wenn man sieht. dass mich jemand blöd ankuckt. also dann kriegst'de schon Lust. also. aber jetzt so nach ner Zeit. man wird ja auch Erwachsen. sag ich mal so. ja. mit Ruhe alles klären und so alles.

I: Und es lässt sich klären mit denen (?)

J1: Ja. nicht klären. aber

I: In dem ihr halt aus dem Weg geht. oder (?)

J2: Aus dem Weg gehen

1: Also wenn ich alleine wäre. wenn's zwei sind bleim mer ruhig. aber wenn 3, 4 Leute sind. wenn ich alleine bin als Ausländer. die labern lassen. ne. aber wenn ich weiß. keine Chance gegen 4 Leute. dann geh ich auch aus dem Weg. aber wenn ich weiß ein Leute oder zwei Leute man hat. man kann noch was sagen

Nach den sozialen Kontakten und der Sicht auf ihr soziales Umfeld interessierte uns die schulische und berufliche Situation. J1 ist momentan noch in der Schule, obwohl er 18 Jahre alt ist.

J1: Nein. ich muss zwei Jahre lang deutsch lernen. als ich neu gekommen bin. Sprachschule. sag ich mal so. und dann wurde ich in die 5. Klasse geschickt und dann jetzt bin ich in die 9. Klasse und hab die Prüfung gemacht und mach dann weiter

Trotz der Verzögerungen infolge der Migration stellt J1 seine Entwicklung als stringent dar. Hingegen hat J2 die Schule abgebrochen, als er 15 Jahre alt war. Zu diesem Zeitpunkt war er in der achten Klasse, zeitgleich, als er von zu Hause weg lief. Auf die Frage, ob er nun seinen Abschluss nach holen will, antwortet er:

J2: Das brauch ich ja nicht. (*unverständlich*) ich mach jetzt Autohändler. da brauch ich das nicht (...) Verdiane ich mein eigenes Geld. mein eigenes Auto habe ich gezahlt. meinen Führerschein. alles bezahl ich selber von meine eigenen Tasche. brauch ich nicht zu Mama und Papa

J1: Ich war auch mit 8, 9 Jahre habe ich als Automechaniker gearbeitet in Syrien (*unverständlich*) also ich bin Musiker. also mein zweites Album kommt noch. aber kurdische Musik. orientalische Musik. also nicht rappen oder so

J2: Volksmusik

J1: Also kurdisch. so richtig professionell. also alles aufgenommen und alles

J1 reagiert gerade so, als sei es besser bereits zu arbeiten oder gearbeitet zu haben, als noch zur Schule zu gehen. Dann rechtfertigt er sich damit, dass er Musiker ist und drei Instrumente spiele. Als gäbe es einen Konkurrenzkampf zwischen beiden, um entweder uns zu imponieren, denn sie haben unsere Aufmerksamkeit und wollen zeigen, was sie schon alles gemacht haben, oder aber, um sich von anderen Ausländern abzugrenzen. J1 betont oft, dass es auch „schlechte“ Ausländer gibt, die nicht gut für Deutschland sind. Sie kennen demnach die Debatten in der Öffentlichkeit bezüglich Integration der Migranten und offenkundig auch die Hintergründe mancher Fremdenfeindlichkeit. Zumindest hinterlassen einige ihrer Aussagen den Eindruck, sich von einer gewissen Masse der Ausländer abgrenzen zu wollen.

Für J2 ist der ungeklärte Aufenthaltsstatus ein großes Problem. J1 redet für ihn, da ihm mit Sicherheit klar ist, wie wichtig ein Aufenthaltsstatus für die eigene Zufriedenheit und Sicherheit ist. Er kennt diese Problematik des ungeklärten Abwartens.

J1: Naja. weiß heißt bedroht hier (?) bedroht schon irgendwie. also der (Anm.: J2) ist schon 17 Jahre hier und der hat noch nichts. nichts in der Hand irgendwie. der kann nicht ruhig schlafen. is klar. weißt'de. du weißt nicht. ob du morgen abgeschoben wirst. oder nicht. und bei mir war das auch so neun Jahre lang und mein Vater also mein Vater hat viel mehr Probleme. du weißt wirklich nicht. auf welche Kissen du schläft. weil es kann sein. dass du morgen gehst und dann Syrien noch vor allem schlimm. als Beispiel. wenn ich Türke wäre. ich habe türkisches Land. ich geh zurück. is schlimm. aber ich muss nicht verfolgt werden. aber als Kurde is schon. weil du bist. runter geschickt werden. hast du nichts mehr. dann bist du im Gefängnis und so weiter. Todesstrafe vor allem noch. dass bringt dir schon Kopfschmerzen vor allem noch. aber ich habe jetzt meinen Aufenthalt bekommen. also ich darf schon hier bleiben. ja

Der Aufenthaltsstatus ist, verständlicher Weise, ein signifikantes Thema für beide. Eine große Rolle spielt zudem der Fakt, dass sie kulturell nicht mehr in ihre Heimatländer gehören, aber auch offensichtlich noch nicht ganz zu Deutschland, was der Wunsch des Wegzugs in Regionen mit Migrationsgeschichte untermauert. Kulturell und gesellschaftlich fühlen sie sich Deutschland zugehörig, auch wenn sie - vor allem im Erzgebirge - als Fremde angesehen werden. Aber ein Zurück in die Herkunftsländer gibt es für sie nicht und so entgegnet J2 sehr klar: „Also zurück geh ich nicht“. Überdies negiert er sehr vehement die Frage, ob er nicht das Bedürfnis hat, mal wieder in sein Heimatland zu fahren. Viele Ängste scheinen das Leben dieser beiden Jugendlichen zu begleiten und ihre Zufriedenheit massiv einzuschränken. J2 befürchtet, dass wenn er abgeschoben würde, zur türkischen Bundeswehr müsste.

J2: Gar nicht. gar nicht. gar nicht. nee. ich bleib nur hier ich geh nicht aus mein Land [Anm.: Deutschland] raus. was soll ich (?) ich kann die Sprache nicht. also was soll ich da

Insgesamt hinterlassen diese zwei Jugendlichen den Eindruck, offen und interessiert zu sein. Es ist für sie problematisch, dem in Deutschland vorherrschenden Integrations- und Partizipationsverständnis gerecht zu werden, wenn die eigenen Vorstellungen von hier leben nicht darüber hinaus gehen kann, als sich ihres Anders-Sein scheinbar rechtfertigen zu müssen sowie sich diesem ständig bewusst zu sein. Es wirkt demnach so, als arrangieren sie sich mit den ihnen zur Verfügung stehenden Möglichkeiten ohne dabei in Betracht zu ziehen, selbst aktiv zu werden. J1' Vater hat mutmaßlich großes Interesse an kultureller Teilhabe. Zumindest kann dies aus der Aussage geschlossen werden, dass der Vater Kontakte mit vielen Deutschen sowie mit einigen Bürgermeistern habe. So ist J1 bereits in Z. zum Stadtfest sowie in A. im Erzhammer zu einem Kulturfest mit seiner orientalischen Musik aufgetreten. Dies hat jeweils der Vater organisiert. Jedoch hinterlässt J1 nicht den Eindruck, diese Auftritte als bürgerliche Teilhabe an kulturellen Ereignissen zu begreifen, sondern eher als ein bloßes Vorführen seiner Talente sowie einem hohen Interesse an seiner ursprünglichen Kultur – „man darf eben nicht vergessen wo man her kommt“. Aus welcher Intention heraus J1' Vater diese Aktivitäten plant und organisiert lässt sich nicht aus seinen Aussagen erschließen, eben so wenig ob dieses Verhalten sich auf J1 übertragen hat und er daraus die Schlüsse zieht, selbst ähnlich tatkräftig zu werden.

6.5 ZUSAMMENFASSUNG UND REFLEXION

Am Beispiel von Menschen mit körperlichen Behinderungen und mit Migrationshintergrund sollte in diesem Kapitel untersucht werden, wie sich benachteiligende Lebenslagen auf Partizipation auswirken. Zugleich hatten wir die Unterschiede zwischen Stadt und Land im Blick.

Partizipation im Sinne von aktiver Mitbestimmung des gesellschaftlichen Geschehens rückte in den Interviews fast vollständig in den Hintergrund, auch dort, wo wir es gezielt ansprachen. Stattdessen ging es bei den Jugendlichen mit körperlichen Behinderungen um Themen wie Mobilität und Körperlichkeit, die primär wichtiger waren. In diesem Zusammenhang formulierten wir die Überlegung, dass die physischen und psychischen Grundbedürfnisse erst erfüllt werden müssen, bevor Selbstverwirklichungsprozesse greifen. Wir stellen uns daher die Frage: Wie sollten sich Menschen mit körperlichen Behinderungen partizipieren können, wenn nur die Grundbedürfnisse erfüllt werden? Im Grunde ging es um Teilhabe am gesellschaftlichen Leben, nicht um Partizipation im engeren Sinne. Es wurde sehr deutlich, wie wichtig die Faktoren Mobilität, Freizeit, Barrierefreiheit, Schul- und Ausbildung und soziale Netzwerke dafür sind.

Unsere Recherchen lassen vermuten, dass es zwischen dem ländlichen und dem städtischen Raum Unterschiede in Bezug auf Partizipation und Lebensumstände für Jugendliche mit körperlichen Behinderungen existieren. Beispielsweise bestehen Differenzen in der Infrastruktur und in der Auswahl der Angebote zur Freizeitgestaltung, welche sich im städtischen Bereich umfangreicher gestalten. Eine Gemeinsamkeit besteht darin, dass jugendspezifische Bereiche sowohl im städtischen als auch im ländlichen Raum nicht barrierefrei konzipiert sind. Vermutlich liegt ein Grund darin, dass sowohl infrastrukturell als auch institutionell mehr Möglichkeiten für Menschen mit körperlicher Behinderung im städtischen Raum vorhanden sind und dass die Tabuisierung dieser Lebenslage scheinbar geringer ist als im ländlichen Raum. Der städtische Raum bietet mehr Lebensqualität, Flexibilität und Barrierefreiheit, hingegen schränkt der ländliche Raum die Betroffenen zusätzlich ein.

Partizipation und jugendliche Migration stellt ein ganz eigenes und aktuelles Themengebiet dar. Auch in der Auswertung des Interviews mit zwei Jugendlichen mit Migrationshintergrund ist bezeichnend, dass erst wenn Grundbedürfnisse wie finanzielle Absicherung und ein sicherer Aufenthaltsstatus geklärt sind, ein Partizipieren möglich scheint. Integration und Partizipation sind dabei zwei kausal zusammenhängende Prozesse, die sich gegenseitig bedingen und erst dann ein gesellschaftliches Teilhaben und Chancen ermöglichen. Solange jedoch gewisse Sicherheiten nicht hergestellt sind, ist ein gesellschaftliches Teil-Sein und Teil-Werden nicht möglich.

Partizipationsverhalten scheint massiv davon abhängig zu sein, wie interessiert und offen Menschen für Partizipationsprozesse sind. Demgemäß stellt sich dies bei den befragten Jugendlichen mit Migrationserfahrung so dar, dass sie entweder mit ihren Problemen stark beschäftigt sind (ungeklärter Aufenthaltsstatus bei J2, Umzug, Bewährung, sicherlich spielt dabei auch das finanzielle und eigenständige Überleben bei J2 eine Rolle sowie gewisse Ängste), oder sie haben offenkundig wenig Vorstellung davon, was entsprechende Beteiligungsangebote überhaupt bedeuten. Aus dem Interview lässt sich schließen, dass die beiden jungen Migranten zwar z.T. integriert sind und den Wunsch verspüren, darüber hinaus sozial akzeptiert zu sein, dies aber nicht ausreicht, um gesellschaftlich teilzuhaben und sich somit aktiv an gewissen Prozesse zu beteiligen. Sie vermitteln uns nicht den Eindruck, ihr Umfeld gestalten zu wollen, im Sinne des aktiven Engagierens in Vereinen oder ähnlichem. Sie suchen stattdessen in den vorhandenen Bedingungen ihre Gelegenheiten. Sie erwähnen, dass die Leute sich schon an sie (als Ausländer) gewöhnen werden, ähnlich wie in anderen Städten, wo der Ausländeranteil hoch ist, aber sie äußern dabei nicht, was sie vor Ort dafür unternehmen. Erschwerend kommt dabei hinzu, dass für die Integration eine Anpassung an die bestehende Gesellschaft und nicht Partizipation verlangt wird. So könnte man mutmaßen, da beide ein gewisses Interesse an der deutschen Geschichte sowie ein verinnerlichtes Wertesystem zeigen, dass sie zu einem gewissen Grad integriert sind.

Beide befragten Migranten sind sich einig, dass der großstädtische Raum bessere Teilhabechancen für sie bietet, weil es mehr Ausländer gibt. Zwar erleben sie auch dort Diskriminierung, aber können einfacher soziale Kontakte aufbauen. Trotzdem waren sie durchaus sozial im Erzgebirgskreis eingebunden. Sie spielten beide in Sportvereinen Fußball. Inwieweit sie sich dort einbringen konnten bzw. wie lange sie dort involviert waren, wird aus dem Interview nicht deutlich. J1 trat als Musiker auf verschiedenen Volksfesten auf. Da beide sich dafür entschieden haben, nicht in den erzgebirgischen Wohnorten ihre Freizeit zu verbringen, sondern täglich nach Chemnitz zu pendeln, wird diese lokale Teilhabe nicht ausgebaut. Sie verfügen über die notwendige Flexibilität und Mobilität, um sich ihren Raum zu erkunden und treffen sich oft an diesem selben Ort. Demnach haben sie offensichtlich kein Interesse an Veränderungen, Neuerungen oder zukunftsweisende Partizipationsaktivitäten am Wohnort. Sie richten ihr Augenmerk eher darauf, wo sie zukünftig hin wollen, in NRW, Bremen oder vielleicht auch in Sachsen.

7. SCHLUSSFOLGERUNGEN FÜR DIE KOMMUNALE POLITIK UND DIE JUGENDARBEIT

Am Ende unseres Projektes zur Partizipation von Jugendlichen diskutierten wir, welche Schlussfolgerungen sich für Kommunalpolitik und Jugendarbeit aus unseren Ergebnissen ziehen lassen. Wir verstehen die Ergebnisse nicht als Kritik an den einzelnen befragten Akteuren und Akteurinnen in der Kommunalpolitik, Jugendarbeit oder in Jugendgruppen. Hingegen erkennen wir an unseren Ergebnissen, wie grundsätzlich schwierig es offensichtlich ist, Jugendliche vor Ort zu beteiligen. Sie bilden deshalb einen Baustein, Verständnis zu entwickeln, wie die Partizipation Jugendlicher verbessert werden kann. Wir sehen Partizipation nicht nur als nützlich und wertvoll an, sondern in erster Linie als grundlegendes *Recht*, dass nämlich Jugendliche und Kinder sich in die (lokalen) Lebensbedingungen einmischen bzw. ihre Interessen vertreten und umsetzen können.

Die *Rolle des Ortes* ist für die befragten Jugendlichen sehr groß: Die verschiedenen Orte, an denen wir Jugendliche aufsuchten bzw. sie mit ihnen erlebten, waren sowohl für ihre soziale Identität als auch für die Struktur der Kommunikation mit uns ausgesprochen wichtig. Der Charakter der Räume entspricht Streifräumen, sehr intimen Orten, Treffpunkten etc. Die Funktionen dieser Räume sind ebenfalls unterschiedliche: Sie sind z.B. Basis der Cliquenbildung, des Rückzuges, der spezifischen Freizeitznutzung und des losen Kontaktes mit anderen Jugendgruppen.

Das erstaunlichste Ergebnis war für uns, wie zugleich schwer und leicht sich der *Zugang zu Jugendlichen* und deren Bedürfnissen gestaltete. Schwer war es vor allem dort, wo dieser über Institutionen erfolgte, sei es über Jugendeinrichtungen, Schulen oder Kommunalpolitik. Er zeigte sich stets *voraussetzungsvoll*. Damit meinen wir, dass sich sowohl die Jugendlichen als auch wir uns auf die jeweilige Logik der Einrichtung einstellen mussten. Die Institution dominierte bereits die Sichtweise auf die Jugendlichen. Dies beeinflusste - auch bei größtmöglicher Offenheit unsererseits - die Kommunikation mit den Jugendlichen und blockierte sie teilweise in erheblichem Maße. Dort, wo wir den Zugang frei wählten, trafen wir dagegen auf Jugendliche, die uns vertrauensvoll über sich erzählten. Wir waren überrascht über die Offenheit und die Vielfalt ihrer Bedürfnislagen, die ihren Ausdruck in einer Interviewsituation finden konnten, die von relativ wenigen Erwartungen unsererseits geprägt war.

Bevor überhaupt Partizipation stattfinden kann, bedarf es einer *gemeinsamen Sprache und gemeinsamer Orte*. Das mag simpel klingen, gelingt aber nach unseren Erfahrungen praktisch nur sehr schwer. Die Kommunikation zwischen Erwachsenen und Jugendlichen ist aus den verschiedensten Gründen nicht gegeben, beispielsweise wegen der unterschiedlichen Sprache, den unterschiedlichen

Interessen, der Ausgrenzung aufgrund der (scheinbar) rechtsradikalen Tendenzen und einer Kommunikation auf unterschiedlicher Augenhöhe. Eine große Rolle spielt dabei die gegenseitige Unsicherheit, wobei sich die Erwachsenen besser hinter ihren Institutionen und Rollen verstecken (können). Bedürfnisorientierte Räume einzurichten, heißt nun aber aus unseren Erfahrungen, eine Verbindung *mit* den Jugendlichen zu suchen. Wir fanden in den Interviews Gelegenheiten dazu. Verpasst man diese Chancen, sind die Jugendlichen gezwungen eigene Räume zu erobern. Dies geschieht dann nicht immer im Einverständnis aller Beteiligten (Stadt, Erwachsene und ältere Anwohner etc.).

Es ist keineswegs so, dass die Generationen grundsätzlich zueinander in Konflikt stehen und füreinander Unverständnis zeigen (vgl. auch Beetz 2010). Dass es trotzdem oft so scheint, ist unter anderem dadurch begründet, dass wenige Räume des gemeinsamen Miteinanders existieren. Außerhalb der Familien gibt es kaum Begegnungsmöglichkeiten. Solche Kommunikationsräume sind allerdings essentiell für ein gegenseitiges Kennenlernen. Fehlt dies, dann entstehen häufig Stereotypen von *dem* Alter oder *der* Jugend, es herrscht Voreingenommenheit und Unsicherheit im Umgang miteinander. In den kleineren Orten scheint es mehr intergenerationelle Kommunikationsorte in den Vereinen und in gemeinsam genutzten Orten – wie dem Muldenufer in Roßwein – zu geben. Aber auch hier zeigten sich Kommunikationsmängel.

Das *Fehlen der Jugend* bzw. der Jugendlichen wird immer wieder als Problem, als Mangel durch die ältere Generation formuliert (Busch 2006; Beetz 2009a). Die demographische Entwicklung wird sehr bewusst wahrgenommen, aber sie spiegelt sich nicht unmittelbar in der kommunalen Politik wider. Diejenigen, die vor Ort leben, werden oftmals gar nicht wahrgenommen. Paradoxer Weise geschieht nun eine Entmündigung durch fehlendes Zutrauen in die Fähigkeiten der Jugendlichen auf der Einen und eine Zuschreibung der Verantwortung für ein positives Miteinander an sie auf der anderen Seite. Es dominiert mehr oder weniger ausdrücklich die Meinung, dass die Jugendlichen am öffentlichen Leben in der Gemeinde wenig Interesse zeigen.

Wir gehen davon aus, dass der *Sinn von Partizipation* darin besteht, dass Jugendliche ihre Bedürfnisse äußern können und auch die Chance haben diese umzusetzen. Wenn man nun - vor allem in den städtischen Räumen - von den vielfältigen Angeboten im Sozialraum ausgeht, haben die Jugendlichen in erster Linie die Wahl, welches Angebot sie wahrnehmen wollen und aufgrund der Mobilität die Chance bekommen, ihr Bedürfnis umzusetzen. Aus dieser Position betrachtet, kann man also sagen, dass eine Art der Partizipation stattfindet, die eher markt- bzw. *optionsorientiert* ist. Sie kann in der Freizeit und Kulturgestaltung durch ein breiteres Feld an Möglichkeiten verbessert werden, da hier teilweise nur wenig reizvolle Angebote existieren. In den ländlichen Räumen ist diese Optionsorientierung überhaupt nicht ausreichend, hier bedarf es ohnehin der - teilweise - selbst organisierten Umsetzung von Bedürfnissen. Allerdings erscheint uns auch für städtische Räume eine *gestaltungs-*

orientierte Partizipation wichtig, da sie den Jugendlichen eher die Möglichkeit gibt, sich eine Stimme zu geben und auszuprobieren. Was Partizipation für die Jugendlichen bedeutet, haben wir vor allem aus ihren impliziten Äußerungen rekonstruiert: Freiräume zu besitzen, Tatsachen selbst gestalten zu können, nicht zurückgewiesen zu werden.

Eine wichtige Voraussetzung für Partizipation ist es, dass Jugendlichen die Fähigkeiten zuerkannt werden, Orte zu gestalten an denen sie sich verwirklichen können, ohne dabei permanent kontrolliert zu werden. Einen Raum mit Zutrauen und Verständnis ihren Bedürfnissen gegenüber, der aber auch die Chance beinhaltet, eine Aufgabe wahrzunehmen und ein aktiver Teil der lokalen Gesellschaft zu sein. Jugendliche brauchen Unterstützung und wollen auch gefordert werden. Ihnen sollte mit Respekt, Toleranz, Anerkennung und Akzeptanz begegnet werden – sie möchten ernst genommen und überhaupt wahrgenommen werden. Damit sich Ideen, Identität und Engagement von Jugendlichen entwickeln können, ist es wichtig, ihnen Freiräume und -plätze zur Gruppenbildung zur Verfügung zu stellen und ihnen Freiheiten zu lassen. Werden Ziele klar formuliert, Verantwortung definiert und der Erfolg mit einem entsprechenden Zeitplan versehen, erfahren Jugendliche Transparenz, Authentizität und Vertrauen, was ihnen wiederum den notwendigen Mut schenkt, eigenen Ideen offen gegenüberzustehen und diesen mit Nachdruck nachzugehen. Ein stärkeres Selbstbewusstsein, vor allem durch entstandene Erfolge, kann Partizipation verbessern.

Zwei wichtige Fragen unserer Untersuchung waren, inwieweit Kommunalpolitik und Jugendarbeit die Partizipation von Jugendlichen unterstützen können. Auch hier zeigte sich, dass trotz des jeweiligen Selbstverständnisses erhebliche Schwierigkeiten bestehen, Jugendliche partizipieren zu lassen.

Jugendarbeit befindet sich selbst in einer schwierigen Position, sowohl in Chemnitz als auch im Landkreis Mittelsachsen. Ihre Aufgaben werden von einigen KommunalpolitikerInnen infrage gestellt und die Meinung geäußert, dass ehrenamtliche oder marktorientierte Angebote ausreichend seien. Eine Empfehlung wäre, mehr aufzuklären, warum die Jugendarbeit so wichtig ist, welche Vorteile sie den Gemeinden bringt und welchen Nutzen sie für die Zukunft der Jugendlichen in ihren Gemeinden haben kann. Partizipation benötigt Fachkräfte (vgl. auch Freitag 2008). Aber Mitarbeiter, die unter Druck stehen, ihre Arbeit permanent zu rechtfertigen, legen möglicherweise mehr Augenmerk auf die Perspektive von außen. Dadurch wird nach unseren Untersuchungen die Partizipation von innen eingeschränkt. Selbst die Jugendlichen sehen sich in der Pflicht den Jugendtreff zu verteidigen, wenn sie sich zu ihm zugehörig fühlen. Viele Einrichtungen sind bereits sowohl von bundesweiten, landesweiten als auch kommunalen Kürzungen massiv betroffen und müssen im Personal- und Sachkostenbereich mit erheblichen Einsparungen rechnen. Daraus ergeben sich Engpässe bei der Abdeckung gewisser, in den Aufgabenbeschreibungen der Einrichtungen, ausgewiesener Leistungen.

Ein weiteres Problem in den Jugendeinrichtungen ist, dass die Frage der Partizipation zwischen den unterschiedlichen Jugendgruppen nicht ausreichend geklärt ist. Es herrscht wenig Miteinander zwischen den Jüngeren und den Älteren. Diese Situation ist für Jugendtreffs nicht untypisch, doch stellt sich uns die Frage, inwieweit sich die jüngeren Jugendlichen mit der bestehenden Situation, d.h. dass diese weniger Rechte besitzen als die älteren Jugendlichen, abfinden, oder sind sie so eingeschüchtert, dass sie sich nicht zutrauen, ihre Meinung zu äußern? Da die Infrastruktur von Jugendeinrichtungen (Skaterbahn, Musikanlagen, Computer etc.) durchaus ein Anziehungspunkt für Jugendliche vor Ort ist, so muss dieser prinzipiell offen sein, das heißt, dass jüngere oder neu hinzukommende Jugendliche das Gefühl bekommen, Attraktivität selbst zu schaffen und willkommen zu sein. Es ist die Aufgabe der Jugendarbeit sowohl für die Ungleichheit beim Mitspracherecht als auch für die Problematik des Zugangs zum Club sensibel zu sein und entsprechende Verfahren zu finden. Unserem Erachten nach tendiert die Jugendarbeit in Einrichtungen aber eher zu Schließungen und nicht zu einer offenen, aber partizipativen Nutzung durch unterschiedliche Cliques.

Die *kommunale Politik* ist sehr stark durch lokale AkteurInnen und deren Haltungen geprägt (Beetz 2006). Sie maßen der Partizipation von Jugendlichen einen sehr unterschiedlichen Stellenwert bei. Dieser reicht von Belastungen bis zur Förderung. Diese starke Personenabhängigkeit ist für kommunale Politik eher typisch, sie wirkt sich für die Partizipation von Jugendlichen aber besonders gravierend aus, weil es kaum wirklich installierte Verfahren gibt und sie deshalb vom guten Willen der politischen AkteurInnen abhängt. Diese Praktik entspricht allerdings nicht mehr dem, was sich unseres Erachtens in den letzten Jahren als Grundsatz kommunaler Politik als Auffassung durchgesetzt hat, dass nämlich Jugendliche substantiell am Gemeinwesen zu beteiligen seien.

Zugänge zur kommunalen Politik, Einrichtungen und sonstige Partizipationsmöglichkeiten sollten frei und ohne Barrieren gestaltet sein. Wir sind der Meinung, dass die demokratischen Mittel der Mitbestimmung, den Jugendlichen oft nicht aufgezeigt werden. Dabei zeigen die Untersuchungen durchaus, dass aktives Zugehen auf Jugendliche die Möglichkeit bietet, mit diesen zu arbeiten und Demokratieverständnis sowie Partizipationsmöglichkeiten aufzuzeigen. Partizipation klappt dort in den Kommunen, wo die relevanten AkteurInnen sich der Wichtigkeit gemeinsam bewusst sind, nicht nur das Ressort Jugendhilfe. Die Partizipation sollte für alle Beteiligten, Jugendliche und Erwachsene, engagierte Unterstützer, Verwaltungsmitarbeiter und Kommunalpolitiker ein offener und unbefristeter (Lern-) Prozess sein (Ködelpeter 2008, 190). Bei der Auswahl der Beteiligungsformen sind die Möglichkeiten, Interessen, Erwartungen und Kompetenzen der Kinder und Jugendlichen zu berücksichtigen und in angemessener Weise zu unterstützen.

Partizipation steht nicht nur in einem engen - wechselseitigen - Zusammenhang mit gelungener Kommunikation zwischen Erwachsenen und Jugendlichen, sondern gilt ebenso für die Kommunikation zwischen den Jugendlichen. Hier fanden wir immer wieder die wichtige Frage, wie werden Zugänge zu interessanten institutionalisierten und informellen Orten geregelt - wer darf die Skaterbahn, das Jugendhaus oder die Sitzecke an der Mulde nutzen. Diese Konflikte können ein wichtiger Ansatz für Partizipation sein, weil es die Jugendlichen sehr direkt betrifft. Auch die Schule stellt hier einen wesentlichen Ort dar, obgleich der Austausch auf einer ganz anderen Ebene erfolgt, da die Kinder und Jugendlichen per Gesetz dazu verpflichtet sind, diesen zu besuchen. Hierbei sollte nicht die Chance übersehen werden, dass Kompetenzen der Partizipation auf diesem Wege erlernt und gefestigt werden können. Eindrücke und Meinungen können miteinander geteilt und Kritikfähigkeit geschult werden.

Eine für uns nicht einfache Frage war, ob Partizipation *nur in bestimmten Grenzen* machbar ist. Eine dieser Grenzen ist die *Entwicklungsfähigkeit*, die vor allem bei den 12- bis 14jährigen als Thema auftauchte, weil sie sich teilweise nicht ernst genommen fühlten.

Hier vertreten wir die Position, dass deutlich mehr an Partizipation möglich sei; es könnten auch altersspezifische Angebote offeriert oder die Chance, eigene Ideen umzusetzen, gegeben werden. Dabei könnte hilfreich sein, die ältere Generation Jugendlicher mit einzubeziehen und ihnen die Möglichkeit zu geben, generationsübergreifend aktiv zu werden. Durch ehrenamtliche Tätigkeiten könnten die Älteren Verantwortung übernehmen und eigene Talente nutzen, um Kontakt zu den Jüngeren aufzubauen und diese in *ihre* Räume zu involvieren. Schwieriger war für uns eine Antwort hinsichtlich der Grenzziehung bei *politischem Radikalismus*, den wir nur in sehr rechter Ausprägung vorfanden. Hier bietet der akzeptierende Ansatz der Jugendarbeit unter Umständen eine Möglichkeit, diese Jugendlichen anzunehmen und Ausgrenzungserfahrung aufzuheben. Hinsichtlich der geringen professionellen Erfahrungen auf diesem Gebiet, lassen sich die Chancen und Gefahren des akzeptierenden Ansatzes schwer einschätzen. Die Chancen liegen in der Beziehungsarbeit und der damit verbundenen Möglichkeit, Alternativen aufzuzeigen, um die Jugendlichen aus ihrer Ausweglosigkeit zu führen. Dabei ist es notwendig, über Akzeptanz diese in die demokratische Gesellschaft mit ihren Rahmenbedingungen zu integrieren. Die Gefahr besteht allerdings darin, dass die Jugendlichen die angebotenen Räume instrumentalisieren und für nationalsozialistische Propaganda und Aktionen nutzen. Hier gilt ein besonderes Maß an Aufmerksamkeit, Sensibilität und Hintergrundwissen, im Bezug auf den Nationalsozialismus und den Symboliken dieser Szene, um intervenieren und sozialpädagogisch eingreifen zu können.

Wir betrachten es als wichtig, mit diesen Jugendlichen zu arbeiten, da unsere Ergebnisse zeigen, dass sich in einem Teil der Jugendlichen der Pavillongruppe die rechte Gesinnung nicht manifestiert

hat und durch ein Arbeiten mit diesen Jugendlichen, verfassungsfeindliche Einstellungen revidiert und verhindert werden können. Für die Frage, wie ein Sozialarbeiter, eine Sozialarbeiterin verfassungsfeindlichen und menschenverachtenden Meinungsäußerungen begegnet, gibt es kein allgemeingültiges Rezept, doch sie müssen reagieren. Den Jugendlichen kann so aufgezeigt werden, dass diese Einstellung gegen ein gemeinschaftliches Zusammenleben ist.

Vor allem bei den *Jugendlichen in benachteiligenden Lebenslagen* trat die Frage der Partizipation weit hinter die der Teilhabe zurück. Die Befragten konzentrierten sich in ihrem Alltag, aber auch in ihrer biographischen Entwicklung sehr auf den Umgang mit ihren sozioökonomischen, kulturellen und körperlichen Benachteiligungen. Dies basierte vor allem auf privaten Lösungsversuchen, Teilhabe an der Gesellschaft zu erreichen bzw. zu erhalten. Die Bedürfnisse wurden kaum in der lokalen Gesellschaft artikuliert, aber als Interviewpartner bildeten wir ein Gegenüber, wo sie mehr oder weniger ausdrücklich formuliert wurden. Bei einigen Befragten zeigte sich auch Enttäuschung, weil Partizipationsversuche fehlgeschlagen waren. Für uns zeigten sich sehr deutlich im untersuchten Sample die beiden Erfahrungen, dass insbesondere Jugendliche in benachteiligenden Lebensphasen einerseits der begleitenden Unterstützung bei Partizipationsvorhaben bedürfen, andererseits eine Verbesserung der Lebenslage bereits eine Voraussetzung für Partizipation ist, nicht nur deren Resultat sein kann (Fehren 2008).

Bei den von uns befragten Jugendlichen mit *Migrationshintergrund* stand die Frage im Vordergrund, wie sie ihre Lebenssituation halten bzw. verbessern können. Ihr Bezugsrahmen war dafür vor allem die Familie und das soziale Netzwerk von Freunden und Geschäftspartnern. Auch wenn sie durchaus punktuell am Vereinsleben in ihren Wohnorten Teil hatten, so wurde an keiner Stelle sichtbar, dass sie daraus eine Partizipation hinsichtlich der Artikulation und Umsetzung ihrer Bedürfnisse ableiteten. Vielmehr war dies in das private Netzwerk verlagert und keine gesellschaftliche Frage.

Bei den jungen Menschen mit *körperlichen Behinderungen* fanden wir eine starke institutionelle Abhängigkeit, die kaum Partizipation ermöglichte. Um hier Verbesserungen zu schaffen, sind wir der Meinung, dass zunächst eine bessere Integration bereits in frühester Kindheit ermöglicht werden sollte; also Inklusion im Sinne von Gleichberechtigung und keine Selektion durch separate Schulformen (Schule für Körperbehinderung etc.) wäre für die individuellen Lebensgestaltungen aller in der Gesellschaft lebenden Menschen eine Bereicherung. Dies ist unserer Meinung nach nur zu erreichen, indem die gedanklichen Barrieren unserer Gesellschaft durchbrochen und Menschen nicht aufgrund von körperlichen oder geistigen Defiziten wahrgenommen werden.

Zudem ist es notwendig, dass nicht nur Menschen ohne eine Behinderung toleranter gegenüber den Menschen mit Behinderungen werden sollten, sondern auch die Menschen mit Behinderungen soll-

ten in alltäglichen Situationen toleranter werden und die Reaktionen seitens der Menschen ohne Behinderungen besser verstehen. Denn oft wissen Menschen, die keine Behinderung haben, nicht, wie sie mit gewissen Situationen umgehen sollen und sind daher verunsichert. Die Barrieren in den Köpfen beiderseits müssen abgebaut werden, um das Miteinander zu fördern und zu gestalten. Wir hätten uns gewünscht, dass der Behindertenbeirat eine beratende und unterstützende Funktion einnimmt und auch auf die Bedürfnisse von Menschen mit geistigen Behinderungen eingeht. Wir sind auch zu dem Ergebnis gekommen, dass es im städtischen Bereich mehr Möglichkeiten für Menschen mit körperlichen Behinderungen gibt, ihren Alltag besser zu planen und zu bewältigen, und dass mit dem Thema in der Öffentlichkeit offensiver umgegangen wird.

Wie oben bereits formuliert, stießen wir nicht selten auf die Meinung, die meisten Jugendlichen wollen nicht partizipieren. Wir sind der Meinung, dass Jugendliche, wenn sie das Gefühl von Partizipation erfahren und damit auch die Abgabe von Macht durch die Erwachsenen verbunden ist, durchaus partizipieren wollen. Zugespitzt formuliert, liegen die primären Handlungsnotwendigkeiten bei den Erwachsenen. Durch sie finden junge Menschen, Bedingungen vor, die sie ermutigen und befähigen, sowohl auf der persönlichen Ebene, ihr eigenes Leben zu gestalten, als auch auf der gesellschaftlichen Ebene mitzugestalten. Die Jugendlichen erleben eine hohe Bereitschaft zum emotionalen Miterleben sowie zur Identifikation aufgrund von Nachvollziehbarkeit von Situationen oder des Auftretens entsprechender Identifikationsfiguren. Betrachtet man nun abschließend erneut die Definition von Partizipation, so ist zu erkennen, dass auch die Jugendlichen, als BürgerInnen unsere Gesellschaft und freie, gleichberechtigte Subjekte, das Recht und die Zugänge haben, das Gemeinwesen aktiv mitzugestalten. Sie müssen die Möglichkeit haben, an öffentlichen Diskussionsprozessen und Entscheidungen in Politik, Staat und Gesellschaft sowie deren dazu gehörigen Institutionen, mitzuwirken. Konkret lässt sich sagen, dass es das Ziel ist, eigene Interessen zu erkennen, diese öffentlich einzubringen und ggf. gemeinsam Lösungen zu entwickeln, die es schließlich zu begründen und zu prüfen gilt. Entscheidungen müssen getroffen und verantwortet werden und möglicherweise auch revidiert.

Wir erkennen den Willen zur Partizipation. Einzig und allein der Glaube zur kompletten Umsetzung des Weges der Durchsetzung scheint nicht in jeglicher Hinsicht gegeben. Die Diskrepanz zwischen der Sprache der Erwachsenen und ihrer, ist sehr groß und der übergroße Respekt gegenüber Erwachsenen steht dem Eintreten für ihre Interessen im Wege. Es fehlt oft ein adäquates Erfolgserlebnis für eine gelungene Partizipation.

- Amt für Jugend und Familie Chemnitz (Hrsg.) 2009:** Statistischer Jahresbericht 2009, Chemnitz
- Beetz, S. (Hrsg.) 2010:** Abschlussbericht Aktivierende Befragung Reitbahnviertel Chemnitz. Reihe Forschungsberichte der Fakultät Soziale Arbeit Nr. 1, Roßwein (<https://www.sa.hs-mittweida.de/forschung/forschungsberichte.html>)
- Beetz, S. 2006:** Zivilgesellschaft im ländlichen Raum von Brandenburg. In: Voesgen, H. (Hrsg.): Brückenschläge. Neue Partnerschaften zwischen institutioneller Erwachsenenbildung und bürgerschaftlichem Engagement. Bielefeld, 353-368
- Beetz, S. 2009a:** Analysen zum Entscheidungsprozess Jugendlicher zwischen „Gehen und Bleiben“. In: Schubarth, W. ;Speck, K. (Hrsg.): Regionale Abwanderung Jugendlicher: Theoretische Analysen, empirische Befunde, politische Gegenstrategien. München, 135-151
- Beetz, S. 2009b:** Soziale Arbeit in der Region. In Busse, S.; Gudrun E. (Hrsg.): Soziale Arbeit und Region. Lebenslagen, Institutionen, Professionalität. Berlin, 60-77
- Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) 2005:** Kinder- und Jugendpartizipation in Deutschland. Ergebnisse einer Strukturdatenerhebung in 564 Städten und Gemeinden. Gütersloh
- Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) 2007:** Kinder- und Jugendpartizipation in Deutschland. Entwicklungsstand und Handlungsansätze. Gütersloh
- Bertelsmann Stiftung (Hrsg.) o.J.:** Partizipation von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Konzeptionelle Grundlagen und empirische Befunde zur Mitwirkung junger Menschen in Familie, Schule und Kommune. Gütersloh
- Bestmann, S.; Häsel, S. 2009:** Wie wirkt die Jugendaktion GUT DRAUF der BZgA aus Sicht von Jugendlichen? Eine qualitative Vorstudie für das Referat 1-14 der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung BzgA. Berlin
- Betz, T.; Gaiser, W.; Pluto, L. (Hrsg.) 2010:** Partizipation von Kindern und Jugendlichen. Forschungsergebnisse, Bewertungen, Handlungsmöglichkeiten. Schwalbach
- Beywl, W.; Speer, S.; Kehr, J. 2004:** Wirkungsorientierte Evaluation im Rahmen der Armuts- und Reichtumsberichterstattung. (www.univation.org/download/Evaluation_der_Armuts-_und_Reichtumsberichterstattung.pdf, 15.10.10)
- BJK Bundesjugendkuratorium (Hrsg.) 2009:** Partizipation von Kindern und Jugendlichen - Zwischen Anspruch und Wirklichkeit. Positionspapier (www.bundesjugendkuratorium.de/pdf/2007-2009/bjk_2009_2_stellungnahme_partizipation.pdf., 20.10.10)
- Blaschke, R. 2003:** Arm, arbeitslos und aktiv. Bürgerschaftliches und politisches Engagement armer und arbeitsloser Bürger in eigener Sache. In: Munsch, C. (Hrsg.): Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit. Weinheim, 45 - 78
- BMAS (Hrsg.) 2008:** Lebenslagen in Deutschland. Der 3. Armuts- und Reichtumsbericht der Bundesregierung;

(http://www.bmas.de/coremedia/generator/26742/property=pdf/dritter__armuts__und__reichtumsbericht.pdf; 10.2.11)

- BMFSFJ (Hrsg.) 2006:** Bericht der Bundesrepublik Deutschland an die Europäische Kommission über „Freiwillige Aktivitäten der Jugendlichen“. Berlin
- Böhnisch, L. 1996:** Pädagogische Soziologie. Weinheim
- Böhnisch, L. 2002:** Schule und Drogengebrauch. In: Helmut, A.; Schille H.-J. (Hrsg.): Praxishandbuch Drogen und Drogenprävention. Weinheim, 121-130
- Böhnisch, L. 2008:** Lebenslage Jugend, sozialer Wandel und Partizipation von Jugendlichen. In: Ködelpeter, T.; Nitschke, U. (Hrsg.): Jugendliche planen und gestalten Lebenswelten: Partizipation als Antwort auf den gesellschaftlichen Wandel. Wiesbaden, 25-40
- Bohnsack, R.; Przyborski, A. 2007:** Gruppendiskussionsverfahren und Focus Groups. In: Buber, R.; Holzmüller, H. (Hrsg.): Qualitative Marktforschung. Wiesbaden, 491-506
- Brandt, A.; Runge, M.; Hannemann, V. 2008:** Freiwilliges Engagement und gesellschaftliche Teilhabe benachteiligter Jugendlicher – Eine Expertise im Fokus der Jugendarbeit. Hrsg. durch Deutsches Rotes Kreuz – Generalsekretariat, Berlin
- Bruner, C. F.; Winklhofer, U.; Zinser, C. 1999:** Beteiligung von Kindern und Jugendlichen in der Kommune. Ergebnisse einer bundesweiten Erhebung. München
- Bukow, W.-D. 2001:** Barrieren und Hindernisse bei der Beteiligung von Kindern und Jugendlichen in urbanen Umbruchsituationen. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 44/2001, 31-38
- Burdewick, I. 2003:** Jugend – Politik – Anerkennung. Opladen
- Busch, C. 2006:** Jugendliche als unverzichtbare Ressource für die ländliche Entwicklung. In: Faulde, J.; Hoyer, B.; Schäfer, E. (Hrsg.): Jugendarbeit in ländlichen Regionen. Entwicklungen, Konzepte und Perspektiven. Weinheim, München
- Corsa, M. 2009:** „...dass ich einen Ort habe, wo ich Sachen ausprobieren kann...“ Sichtweisen junger Menschen zur Kinder- und Jugendarbeit, In: Lindner, W. (Hrsg.) Kinder- und Jugendarbeit wirkt. Wiesbaden, 95-107
- Danner, S. 2001:** Wie stimmig sind die Ziele von Beteiligungsaktionen mit Kindern und Jugendlichen in der Kommune. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 5/2001, 24-30
- Deutsche Shell (Hrsg.) 2002:** Jugend 2002. 14. Shell Jugendstudie. Frankfurt a. M.
- Deutsches Kinderhilfswerk e.V. (Hrsg.) 2009:** Beteiligungsrechte von Kindern und Jugendlichen in Deutschland. Ein Vergleich der gesetzlichen Bestimmungen in den Bundesländern. Berlin
- Ebner, S.; Wächter, F. 2008:** Partizipation benachteiligter Jugendlicher. Vortrag auf dem 13. Kinder- und Jugendhilfetag Essen 19.06.2008 (<http://www.jugendhilfetag.de>, 15.10.10)
- Ebner, S.; Wächter, F.; Zierold, D. 2010:** Das Aktionsprogramm für mehr Jugendbeteiligung. Ergebnisbericht der Evaluation. München
- Fatke, R. u.a. 2006:** Jugendbeteiligung - Chancen für die Bürgergesellschaft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 12/2006, 24-32
- Fehren, O. 2008:** Wer organisiert das Gemeinwesen? Zivilgesellschaftliche Perspektiven Sozialer Arbeit als intermediärer Instanz. Berlin

- Freitag, M. 2008:** Zehn Jahre Beteiligungsverpflichtung in der Gemeindeordnung von Schleswig-Holstein. In: Ködelpeter, T.; Nitschke, U. (Hrsg.): Jugendliche planen und gestalten Lebenswelten: Partizipation als Antwort auf den gesellschaftlichen Wandel. Wiesbaden, 89-98
- Gaiser, W.; de Rijke, J. 2001:** Gesellschaftliche Beteiligung der Jugend. Handlungsfelder, Entwicklungstendenzen, Hintergründe. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 44, 8-16
- Gensicke, T.; Geiss, S. 2010:** Hauptbericht des Freiwilligensurveys 2009. Ergebnisse der repräsentativen Trenderhebung zu Ehrenamt, Freiwilligenarbeit und Bürgerschaftlichem Engagement. Im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, München
- Gille, M.; Sardei-Biermann, S.; Gaiser, W.; de Rijke, J. 2006:** Jugendliche und junge Erwachsene in Deutschland. Lebensverhältnisse, Werte und gesellschaftliche Beteiligung 12- bis 29-Jähriger. Jugendsurvey 3. Wiesbaden
- Gillis, J. R. 1980:** Geschichte der Jugend. Weinheim, Basel
- Glinka, H.-J.; Neuberger, C.; Schorn, B.; Stange, W.; Tiemann, B. (Hrsg.) 1999:** Kulturelle und politische Partizipation von Kindern. München
- Hafeneger, B.; Jansen, M. M.; Niebling, T. (Hrsg.) 2005:** Kinder- und Jugendpartizipation im Spannungsfeld von Interessen und Akteuren. Opladen
- Hafeneger, B. 2009:** Armut und Jugendverbandsarbeit. In: neue praxis 3/2009, 213-217
- Hanisch, G.; Hanisch, R. 1992:** Roßwein in alten Ansichten. Europäische Bibliothek. Zaltbommel
- Harzbecher, D. 2000:** Chronik der Stadt Roßwein - Heft 10: Kurzfassung. Roßwein
- Heeg, S. 2007:** Potential für bürgerschaftliches Engagement in der Kinder- und Jugendhilfe. In: Sozial Extra 11/12, 36-39
- Hepp, G. 1999:** Neue Partizipationsentwicklungen in der Schule und ihr Beitrag zur demokratischen Kultur. In: Hepp, G.; Schneider H. (Hrsg.): Schule in der Bürgergesellschaft. Schwalbach, 141-159
- Hornstein, W. 2009:** Jugend – Gesellschaft – Politik. Plädoyer für eine zukunftsorientierte Konstruktion von Jugend und eine generationenbewusste Politik. In: Soz. Passagen 1, 49–71
- Hurrelmann, K. 2001:** Warum die junge Generation stärker politisch partizipieren muss. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 44, 3-7
- Ködelpeter, T. 2008:** Jugendliche gestalten ihre Zukunft in der Gemeinde mit. In: Ködelpeter, T.; Nitschke, U. (Hrsg.): Jugendliche planen und gestalten Lebenswelten. Wiesbaden, 179-181
- Ködelpeter, T.; Nitschke, U. (Hrsg.) 2008:** Jugendliche planen und gestalten Lebenswelten. Partizipation als Antwort auf den gesellschaftlichen Wandel. Wiesbaden
- Koopmann, F. K. o.J.:** (Kinder- und Jugend-) Partizipation. Eine thematische Einführung. Manuskript (http://www.afs60.de/webcontent/files/AFS-Partizipationswerkstatt_Einfuehrung_Koopmann.pdf, 20.10.10)
- Koopmann, F. K. 2007:** Bürgerschaftliche Partizipation lernen – eine Herausforderung für die Schule. Kinder- und Jugendbeteiligung in Deutschland. Entwicklungsstand und Handlungsansätze. Gütersloh, 143-164
- LJA Landesjugendamt (Hrsg.) 2004:** Arbeitshilfe zur Beteiligung von Kindern, Jugendlichen und Familien. http://www.slfs.sachsen.de/lja/service/pdf/lja_ah_beteiligung_04.pdf, 10.1.11)

- Leßmeister, R. 2008:** Jung auf dem Land: Landidylle oder Stadtflair – Sozialraumanalyse zum Freizeitverhalten Jugendlicher im ländlichen Raum. In: Alisch, M.; May, M. (Hrsg.): Praxisforschung im Sozialraum. Fallstudien in ländlichen und urbanen sozialen Räumen. Opladen, 101-121
- Marx, B. 1999:** Soziale Entwicklung in ländlichen Regionen. Ein theoretischer und empirischer Bezugsrahmen für ein Konzept sozialer Regionalentwicklung für die Zielgruppen Frauen und Jugend. Münster
- May, W. 2000:** <http://www.rossweiner-feste.de/index.php?menuid=24>; verfügbar am 29.10.2010
- Maywald, J. 2010:** UN-Kinderrechtskommission: Bilanz und Ausblick. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 38/2010, 8-15
- Meuser, M.; Nagel, U. 1991:** ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. In: Garz, D.; Kraimer, K. (Hrsg.): Qualitativ-empirische Sozialforschung. Opladen, 441-471
- Mögling, T.; Schmidt, M. 2003:** qualifiziert KOOPERIERT - honoriert ENGAGIERT. Das Bundesmodellprogramm „Strukturschwache ländliche Regionen –Netzwerke und Ehrenamt“. Abschlussbericht, Halle
- Möller, K. 2000:** Kommunalpolitische Partizipation von Jugendlichen – Entwicklungsstand und Qualitätskriterien. In: neue praxis (30) 4, 379-396
- Moser, S. 2008:** „Partizipation wie wir sie sehen“: Gesellschaftliche Beteiligung aus der Sicht von Jugendlichen. In: Ködelpeter, T.; Nitschke, U. (Hrsg.): Jugendliche planen und gestalten Lebenswelten: Partizipation als Antwort auf den gesellschaftlichen Wandel. Wiesbaden, 77-86.
- Moser, S. 2010:** Beteiligt sein. Partizipation aus der Sicht von Jugendlichen. Wiesbaden
- Munsch, C. (Hrsg.) 2003:** Sozial Benachteiligte engagieren sich doch. Über lokales Engagement und soziale Ausgrenzung und die Schwierigkeiten der Gemeinwesenarbeit. Weinheim
- Ohlbrecht, H. 2007:** Die Bewältigung des kritischen Lebensereignisses chronische Krankheit im Jugendalter und die Auswirkungen auf die Identitätsarbeit – am Beispiel der Berufsfindung. In: Mansel, J.; Kahlert, H. (Hrsg.): Arbeit und Identität im Jugendalter. Weinheim, 133-148
- Olk, T.; Roth, R. 2007:** Mehr Partizipation wagen. Argumente für eine verstärkte Beteiligung von Kindern und Jugendlichen. Gütersloh
- Ottersbach, M. 2001:** Kinder- und Jugendforen als Beispiel neuer Formen der politischen Öffentlichkeit. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 44/2001, 17-23
- Pluto, L.; Mamier, J.; van Santen, E.; Seckinger, M.; Zink, G. 2003:** Partizipation im Kontext erzieherischer Hilfen Anspruch und Wirklichkeit. Eine empirische Studie. München
- Riegel, C.; Geisen, T. 2007:** Jugend, Partizipation und Migration – Orientierung im Kontext von Integration und Ausgrenzung. Wiesbaden
- Roth, R.; Rucht, D. (Hrsg.) 2000:** Jugendkulturen, Politik und Protest. Opladen
- Schäfers, M. 2008:** Lebensqualität aus Nutzersicht. Wie Menschen mit geistiger Behinderung ihre Lebenssituation beurteilen. Wiesbaden
- Schlosser, I. 2008:** Kinder und Jugendliche im Bürgerhaushalt Marzahn-Hellersdorf (Berlin) In: Ködelpeter, T.; Nitschke, U. (Hrsg.): Jugendliche planen und gestalten Lebenswelten: Partizipation als Antwort auf den gesellschaftlichen Wandel. Wiesbaden, 143-152
- Schrapper, C.; Spies, A. 2002:** Jugend auf dem Land: „Jung sein im Westerwald“. In: unsere jugend, 163-170

- Schröder, R. 1995:** Kinder reden mit! Beteiligung an Politik, Stadtplanung und -gestaltung. Weinheim
- Selle, K. 2000:** Wer? Was? Wie? Wie weit? Warum? – Voraussetzungen und Möglichkeiten einer nachhaltigen Kommunikation. Dortmund
- Stadt Chemnitz (2008):** Integriertes Handlungskonzept Reitbahnviertel. Chemnitz
- Stange, W. 2010:** Partizipation von Kindern. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B 38/2010, 16-24
- Stangl, W. (o. J.):** Peergroup. (<http://arbeitsblaetter.stangl-taller.at/JUGENDALTER/Peergroup.shtml>, verfügbar am 10.10. 2010)
- Stiftung MITARBEIT (Hrsg.) 2008:** Engagementförderung bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund. Grundlagen, Praxiserfahrungen, Empfehlungen. Bonn
- Sturzenhecker, B. 2000:** Jugendpartizipation auf dem Lande – das Beispiel Halver. In: Deinet, U./Sturzenhecker, B. (Hrsg.): Jugendarbeit auf dem Land. Ideen, Bausteine und Reflexionen für eine Konzeptentwicklung. Opladen, 209-225
- Sturzenhecker, B. 2005:** Begründungen und Qualitätsstandards von Partizipation – auch für Ganztagschule. (http://politikundpartizipation.de/uploads/File/material/Aktuelles/Sturzenhecker_Partizipation_Ganztagschule.pdf.pdf, Zugriff 10.2.11)
- Vilmars, F. 1984:** Partizipation. In: Mickel, W. W. (Hrsg.): Handlexikon zur Politikwissenschaft. München, 339-344
- Wächter, F.; Zinser, C. 2008:** Evaluation der Partizipationskampagne „Projekt P – misch dich ein“. In: Ködelpeter, T.; Nitschke, U. (Hrsg.): Jugendliche planen und gestalten Lebenswelten: Partizipation als Antwort auf den gesellschaftlichen Wandel. Wiesbaden, 61-76
- Wahrig, G. 1991:** Deutsches Wörterbuch. Gütersloh
- Wedekind, H.; Daug, M. 2007:** Vita gesellschaftlichen Engagements. Studie zum Zusammenhang zwischen früherer Beteiligung und dem Engagement bis ins Erwachsenenalter. Berlin
- Weiss, H. 2007:** Leben in zwei Welten – Zur sozialen Integration ausländischer Jugendlicher der zweiten Generation, Wiesbaden
- Willems, H. 1997:** Jugendunruhen und Protestbewegungen. Eine Studie zur Dynamik innergesellschaftlicher Konflikte in vier europäischen Ländern. Opladen
- Winklhofer, U. 2001:** Entwicklung des Partizipationsdiskurses und seiner Zielsetzungen – Gütekriterien bei der Beteiligung von benachteiligten Kindern und Jugendlichen. (<http://www.eundc.de/pdf/02001.pdf>, 20.1.11)
- Wolf, S. 2009:** Sozialraumanalyse im Triestingtal. In: Kluschatzka, R.E.; Wieland, S. (Hrsg.): Sozialraumorientierung im ländlichen Kontext. Wiesbaden, 173-192
- Wolf, K.; Reimer D. 2008:** Partizipation der Kinder als Qualitätskriterium der Pflegekinderhilfe. Expertise für das Projekt "Pflegekinderhilfe in Deutschland", München, Heidelberg (http://www.dji.de/pkh/reimer_wolf_partizipation.pdf, 20.10.10)
- Zinnecker, J.; Behnken, I.; Maschke, S.; Stecher, L. 2002:** Null Zoff & Voll Busy. Die erste Jugendgeneration des neuen Jahrhunderts. Opladen